

**IMPRESSUM:**

**Buch:**

**Die Ich-Revolution**

**Autor: Dr. Udo Saueressig**

**Copyright: ©2013-02-12 Dr. Udo Saueressig**

**Druck: Selbstverlag Dr. Udo Saueressig**

**Gesundheits-Office Daniela und Dr. Udo Saueressig GbR, Grundelsweg 7, DE-69436 Schönbrunn  
info@gesundheits-office.com**

**ISBN 978-3-00-041365-0**

**Imprint for e-book:**

**Die Ich-Revolution**

**Autor: Dr. Udo Saueressig**

**published by: Dr. Udo Saueressig**

**Copyright: ©2013-02-12 Dr. Udo Saueressig**

**Gesundheits-Office Daniela und Dr. Udo Saueressig GbR, Grundelsweg 7, DE-69436 Schönbrunn  
info@gesundheits-office.com**

# Die Ich-Revolution

Dr. med. Udo Saueressig

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	3
<b>Kapitel I : Tiefenpsychologisches, Frühtraumatisierung, Kindergarten, Familie .....</b>	<b>5</b>
1 Balintgruppen-Erfahrung.....	5
2 Frühtraumatisierung.....	6
3 Tot-Essen.....	16
4 Umdenken.....	19
5 Ich-Revolution.....	32
6 Kindergarten, die ersten Lebensjahre, Frühkirche, Konfirmation .....	36
7 Familie.....	42
<b>Kapitel II: Schule, Freunde, Urlaub.....</b>	<b>51</b>
8 Grundschule, Gymnasium .....	51
9 Lehrer .....	55
10 Freunde .....	64
11 Italien-Urlaube .....	68
12 AFS-USA .....	71
<b>Kapitel III: Wieder in Deutschland, Wehrdienst, Student.....</b>	<b>87</b>
13 „Erste“ Oberprima, Weinverkäufer, „Zweite“ Oberprima, Abitur .....	87
14 Frucht-Großmarkt, Zeitungstragen, Lagerarbeiter, Bahnspedition.....	94
15 Wehrdienstbeginn, Kameradschaft, Höhepunkte.....	100
16 Nach der Bundeswehr, Versuchsfahrer, Krankenhaus.....	115
17 Studentenleben .....	125
18 Vorklinik, „Praktisches Jahr“, Approbation und Promotion.....	141
<b>Kapitel IV: „Molo, kunjani wena?“ .....</b>	<b>149</b>
19 Afrika, Hotel Esplanade, Kingstown .....	149
20 Hospital .....	163
<b>Kapitel V: Nach Afrika .....</b>	<b>188</b>
21 Wehrübungen, Praxisübernahme .....	188
<b>Anhänge .....</b>	<b>215</b>
Anhang A:.....	216
Anhang B:.....	217
Anhang C:.....	223
Anhang D:.....	231

*Anmerkung: Bei der Verwendung männlicher Begriffe ist immer auch die weibliche Form mitgemeint, die vereinfachend weggelassen wurde. Namen und Orte wurden zum Teil verfremdet.*

## Vorwort

Die rasanten Entwicklungen der Menschheit in den letzten zweihundert Jahren, besonders das Internet und der globale Wissens- und Sozialaustausch, geben Anlass zum Nachdenken.

Der Kern dieses Buches ist philosophischer Natur und gilt allgemein für unser biologisches Wesen und das Zusammenleben der Menschheit.

Grundlage zur Ich-Revolution war mein eigener Lebensweg, der in Auszügen anekdotisch dargestellt wird, auch in einigen besonders lustigen Episoden.

Meine eigene Frühtraumatisierung, deren Folgen für mein Leben und die weitgehende Heilung werden beschrieben, dann die allgemeinen Lehren daraus, dass jeder sein Leben vor allem aus innerer Kraft führen sollte und nicht nur oberflächlich nach dem rationalen Verstand.

Wir könnten und sollten uns befreien vom herkömmlichen rationalen Denken und Handeln als Leitorientierung. Durch das Erkennen und Umsetzen unserer wahren, von der Natur vorgegebenen, biologischen inneren Struktur, nämlich unserem Gefühlsdenken, können wir gut und sozial sein zu uns und zu anderen und unser Leben persönlich und gesellschaftlich besser gestalten. Wir sind alle noch Steinzeitmenschen, ob wir das akzeptieren oder weiter ignorieren wollen.

Unser Gehirn und der gesamte Organismus, auch die körperlichen Funktionen, sind, wie wir aus der neueren Gehirnforschung wissen (Kernspintomografien untersuchen am Lebenden das „Denken“), über archaische Gefühle „getaktet“ und nicht über den rationalen Denkverstand.

Die Ich-Revolution führt keinesfalls zu Egoismus, wie manche zunächst denken könnten, auch nicht zu mehr Turbo-Kapitalismus oder der Wiedereinführung des Kommunismus oder zur Anarchie, sondern bedeutet das Gegenteil. Die Menschen werden sich aus innerer Kraft begegnen, kreativer leben und viel leichter Kompromisse finden können als heute.

Vielleicht gelänge es uns damit, u. a. wegzukommen von der möglicherweise drohenden Zerstörung unseres Planeten, z. B. die Wegwerfgesellschaft zu beenden und nur noch so viel zu verbrauchen und zu arbeiten, wie es sinnvoll und angemessen wäre.

Ich war „begünstigt“, diesen für mich „richtigen Weg“ zu finden, weil ich einerseits als Kleinkind eine schwere Frühtraumatisierung erlitten habe, andererseits später selbst Arzt, Psycho- und Hypnosetherapeut wurde und meine Problematik deswegen selbst, gerade noch rechtzeitig, erkennen und bearbeiten konnte, bevor sie mich umbrachte.

Meine Ausbildung zum „Seelenkundigen“ rundete die Entwicklung ab. Auch durch die neuen Entwicklungen der Psychiatrie und Psychotherapie ergeben sich dieselben Erkenntnisse, nämlich dass wir unserer wahren Natur und unserem In-

neren folgen sollten, weil wir biologisch noch Steinzeitmenschen sind (körperlich und seelisch).

Freunde, Bekannte und Kollegen forderten mich seit Jahren auf, die ganzen Geschichten, die ich erlebt habe und oft bei gemeinsamen Zusammenreffen zum Besten gab, doch einmal aufzuschreiben. Oft war es so, dass es sehr fröhlich zugeht und gesagt wurde, mir könne man stundenlang zuhören und es reichlich zu lachen gab.

Daher habe ich es jetzt umgesetzt und einen Teil aufgeschrieben, verbunden mit all den tiefenpsychologischen Aspekten meiner Frühtraumatisierung und den Lehren daraus.

Die Beschreibung meiner Selbstheilung und die autobiographischen Episoden sind „nach dem Bauchgefühl“ aneinander gereiht und sehr direkt. Ich bitte, mir zu scharfe Formulierungen und zu intime Details nachzusehen.

In dieser Gesamtheit liegt die Grundlage für die tiefe Erkenntnis zum Umdenken und die Idee der Ich-Revolution.

Damit möchte ich anderen Menschen den Weg zu einem ähnlichen Verstehen ihres Lebens öffnen und damit Positives bewirken.

# **Kapitel I : Tiefenpsychologisches, Frühtraumatisierung, Kindergarten, Familie**

## **1 Balintgruppen-Erfahrung**

Als ich im Rahmen meiner ärztlichen Zusatzausbildung zum Psychotherapeuten eine Balintgruppe (Michael Balint 1896–1970, Psychiater und Psychoanalytiker ungarischer Herkunft) besuchen musste, das sind tiefenpsychologisch orientierte, oder sollten es sein, ärztliche Selbsthilfegruppen unter der Führung eines geschulten Leiters, war unsere damalige Leiterin eine zartgliedrige Diplompsychologin und Psychoanalytikerin, die sich vor lauter Sanftheit nur bedingt Gehör verschaffen konnte.

Meistens lief es darauf hinaus, dass jeder sich seinen eigenen Reim machen konnte auf die Widrigkeiten des Praxis-Alltags und es üblich war, sich selbst unkritisch zu entlasten und den Patienten jegliche Schuld zuzuschieben.

Von echter tiefenpsychologischer Auf- und Bearbeitung war kaum eine Spur zu entdecken. Da mich das sehr störte und ich es regelmäßig thematisierte, wurde ich rasch zum unerwünschten Fremdkörper, der die Harmonie und die angeschlossenen Fress- und Saufgelage störte.

Bald wurde ich unfair attackiert, besonders mit Fragen aus der tiefsten archaischen Kindergartentrüffelkiste wie z. B. „Wenn Du alles besser weißt, warum bist Du dann so dick?“

Die drei Ärztinnen aus der Gruppe solidarisierten sich bald gegen mich und forderten gemeinsam: „Entweder der geht, oder wir!“

Die Leiterin der Gruppe teilte zaghaft meine Position und verteidigte meine Haltung, sie hoffte vermutlich, doch noch mehr tiefenpsychologische Selbsterkennung zu bewirken.

Dennoch war ich von den Attacken tief verletzt, obwohl es mir auch zu neuen Einsichten verhalf, insbesondere zu der Erkenntnis, wie dumm und primitiv sogar Ärzte sein können.

Es war für mich daher eine leichte Entscheidung, mich anderweitig zu orientieren.

## 2 Frühtraumatisierung

Nach meiner Hausgeburt, einer Erstgeburt nach 37 Stunden Wehen, Mutter und Kind halb tot, bekam meine 18-jährige Mutter eine Psychose. Sie schnappte einfach über, es war alles zu viel gewesen, sie plapperte nur noch ununterbrochen wirr vor sich hin.

Der Hausarzt empfahl Folgendes: Wein, täglich so viel, bis sie genügend betrunken war, um ruhig zu werden. 1953 war das halt so, diese „Behandlung“ ging für etwa drei Wochen.

Nicht nur das Stillen wurde dadurch kompliziert und zum Gegenteil des Wortsinns. Die Brustwarzen entzündeten sich bald und es gab damals noch keine Baby-Ersatznahrung.

Wie mir erzählt wurde, schrie und weinte ich in einem Hinterzimmer in meinem Bettchen fast ununterbrochen, da mich meine Mutter ja nicht zärtlich im Arm halten und mit mir schmusen konnte.

Mein Vater, meine Oma Kätchen und meine Urgroßmutter, die drei anderen Mitglieder des Haushaltes, hatten kaum Zeit für mich. Vater und Oma „ertranken“ regelrecht in Arbeit, der Gaststättenbetrieb lief ja weiter. Meine verkalkte Ur-Oma war über 90 und ein Pflegefall.

Leider galt Brüllen damals als förderungsgerechte Entwicklung und günstig für die Kräftigung der Lungen. Niemand kam auf die Idee, es zu ändern und die Umstände verhinderten es.

Wenn es zu lange schien, gab man mir alte Brot-Endstücke, an denen ich lutschen konnte, bis ich vor Erschöpfung einschlief. Noch heute habe ich eine Affinität zu alten Brotkanten.

Mit etwa 47 Jahren erkannte ich in der kontinuierlichen selbständigen Trancearbeit nach und nach die Dimension meiner schweren emotionalen Frühtraumatisierung und deren Folgen: Dass ich damals als Baby unbewusst entschieden hatte, mich tot zu essen, falls ich überhaupt überleben würde und es jemals genug Nahrung gab, da nach meinem Gefühl diese Welt für mich nicht wert war, darin zu leben.

Mein ganzes Leben hatte ich das unbewusst umgesetzt, es war eine ständige Qual, gegen die ich mich nicht wehren konnte.

Regelmäßig stopfte ich mich mit jeglicher Nahrung voll, ohne es mit dem Denkverstand begreifen zu können, oft bis ich Bauchweh hatte, es geschah zwanghaft neurotisch.

Immer wieder und wieder, es lief so Jahrzehnte, obwohl es mich oft sogar nervte und ich regelmäßig mit dem rationalen Denkverstand beschloss, damit aufzuhören.

Eine Diät jagte zeitweise die andere, gefolgt von resignierenden Phasen. Allein mit einer bekannten US-Gewichtsbeobachtungsfirma habe ich insgesamt drei Mal jeweils über 40 kg abgenommen. Wenn die Diätmaßnahme aber nur eine Art Dressur und Mangelernährung ist, und die Ursache nicht bearbeitet wird, dauert es nicht lange, bis man wieder zulegt und noch schwerer wird, als vor der Diät, ein Teufelskreis und eine andauernde Quälerei.

Die tiefenpsychologischen neurotischen Störungen müssen in den Fokus, die Ursachen kommen aus dem inneren Gefühlsdenken.

Jeder extrem Dicke trägt ein schweres seelisches Leid in sich.

Anstatt jedoch die Behandlung primär auf die Ursache zu konzentrieren, werden primär überall Trainings- und Diätprogramme empfohlen, die erst als Sekundärmaßnahme Sinn machen – wodurch die Problematik für teures Geld regelhaft verschlimmert wird.

Das Schlimmste daran ist, dass es quasi auf einem „hängt“, ohne dass man es mit dem rationalen Denkverstand irgendwie verstehen oder dauerhaft kontrollieren könnte.

Je früher eine Traumatisierung erfolgt, desto schwerwiegender kann sie sich auswirken. Am schlimmsten ist es, wenn die Belastung schon im Mutterleib geschieht.

Den zweiten „Gong“ meines Lebens erhielt ich mit 2 Jahren durch die erzwungene Teilnahme am Kindergarten. Eine Nachbarin brachte eine ganze Schar Kinder täglich über eine lange zerschossene Brücke, die einen Güterbahnhof überspannte, zum Kindergarten. Auf der Brücke waren nur noch Fußgänger erlaubt, die regelrecht im Slalom laufen mussten, um nicht durch die Lücken zu fallen.

Ich konnte so weit noch nicht selbst gehen, vor allem wollte ich ja auch gar nicht und schrie und wehrte mich dagegen, wollte wieder aussteigen, wurde aber, zusammen mit einem anderen Kleinkind, angebunden gefahren in einem alten Kinderwagen aus Weidengeflecht.

Tiefenpsychologisch gesehen überlebte ich diesen frühen Lebens-Stress, weil ich schon als neugeborenes Baby zum ersten Mal und auch, als ich in den Kindergarten kam, zum zweiten Mal, „innere pathologische Kinder“ bildete.

Bei emotionalen Frühtraumatisierungen ist das ein häufiges seelisches Reaktionsmuster.

Das geschieht auf unbewusster Ebene und ist ein Kompensationsmechanismus, ein von der Natur vorgegebenes „automatisches Denkkonstrukt“ zur Selbsthilfe.

Auf diese abgespaltenen Persönlichkeitsanteile wird das Leid verschoben ins Unbewusste und die „inneren pathologischen Kinder“ werden vollkommen verdrängt, manchmal für Jahrzehnte.

Die Betroffenen können sich dadurch entlasten, der rationale Denkverstand kann zunächst einmal ungestört vom inneren Leid agieren und der Alltag bewältigt werden.

Es ist so besser zu schaffen, „normal“ weiterzuleben.

Nahezu alle frühtraumatisierten Patienten meiner Therapien in den jetzt über 10 Jahren haben „innere pathologische Kinder“ (meistens gibt es nur eins).

Dieser Vorgang ist also sehr häufig, praktisch eine Standard-Reaktionsbildung und keinesfalls eine Rarität.

Eine Rarität ist es, wenn „innere pathologische Kinder“ (auch hier gibt es meistens nur eins) parallel aufwachsen und das Bild der „dissoziativen Identitätsstörung“ entsteht, was unter der früheren Bezeichnung „gespaltene Persönlichkeit“ bekannter ist.

Mein Alltag war eher „normal“. Bei mir zeigte sich als Kind höchstens eine gewisse Wildheit, eine Neigung zum Risiko und ich wurde auch schon manchmal aggressiv und setzte meine Kräfte ein, wenn ich das Gefühl hatte, unfair behandelt zu werden.

Rasen wurde eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, zuerst per Dreirad, dann Roller, dann Fahrräder (in der Jugend habe ich bestimmt fünf zerstört) und dann schnelle Autos – mein Schutzengel flog glücklicherweise immer genau so schnell. Nur einmal brach ich den Arm beim Fahrradfahren und hatte nur zwei kleine Auto-Blebschäden vor über 40 Jahren.

Nachdem ich anfangs von den Dampflokomotiven sehr fasziniert war, wurde ich dann zum Autoliebhaber. Als ich in die Schule kam, besaß ich bereits zwei Autos, eines davon war aus einem Kaugummi-Automaten gekommen, statt eines Kaugummis. Es war aus rosa Plastik und innen hohl, die Achsen waren weiß und aufgesteckt, drehten sich nicht. Das andere „Auto“ war eine Matchbox Postkutsche mit Pferden, da drehten sich aber die Räder.

Einmal hatte ich es geschafft, die Postkutsche mit einem anderen Jungen zu tauschen in ein richtiges Matchbox-Auto, aber seine Mutter forderte die Rückabwicklung.

Meine Söhne hatten jeder bei der Einschulung mindestens schon 500 Spielautos.

Körperlich hatte ich, außer der ständigen Gier auf Essen, selten Beschwerden, gelegentlich Kopfschmerzen und Hautausschläge mit Juckreiz.

Die Kinderkrankheiten bekamen wir alle, Masern, Mumps, Windpocken und Röteln. Damals wurden die Kinder noch nicht geimpft. Ich war eigentlich selten körperlich krank. Meine ganze Kindheit und Jugend hatte ich aber häufige Alpträume und fürchtete mich vor der Dunkelheit.

Von schweren körperlichen Krankheiten als Folge der emotionalen Frühtraumatisierung, die nicht selten psychosomatisch daraus entstehen, wie Psoriasis, Neurodermitis, Morbus Crohn oder Colitis ulcerosa, wurde ich verschont.

Nur hatte ich als Jugendlicher ständig, auch tagsüber, entweder eine laufende oder eine verstopfte Nase, musste ständig Schniefen oder durch den Mund atmen. Deswegen kam es auch häufig zu Rachen- und Mandelentzündungen.

Das war ein Vorstadium meines späteren Asthmas.

Meine beiden „inneren pathologischen Kinder“ fand ich völlig unerwartet.

Mit deren Vorhandensein hätte ich bei mir niemals gerechnet, es überraschte mich völlig, als ich sie fand. Meine zwei erschienen im Abstand von etwa zwei Jahren während der Kurse im Rahmen der Weiterbildung zum Hypnosetherapeuten bzw. beim häuslichen Üben danach.

In der Hypnose-Ausbildung hatte ich zwar darüber die Theorie gelernt, aber nie vermutet, dass ich selbst davon betroffen wäre.

Zuerst das wegen des Kindergartens:

Ich ging ganz normal bei der Trancearbeit in der Autosystemhypnose in Begleitung meiner Symbolfigur „Innerer Freund und Helfer“ (= Symbol der Selbstliebe), der bei mir äußerlich ein Bettler ist und Rudolf heißt, auf der „Zauberwiese“ spazieren.

Die „Zauberwiese“ ist die Standard-Meta-Ebene zum hypnotischen Üben und war das erste Verfahren der vor 20 Jahren vorgestellten tiefenpsychologischen psychotherapeutischen Autosystemhypnose.

Da kam uns plötzlich ein etwa Sechs- bis Siebenjähriger entgegen gelaufen, der sich als ich selbst entpuppte.

Die Erscheinung war ähnlich dem Foto, welches bei meiner Einschulung aufgenommen wurde, da hatte ich einen Sommeranzug mit kurzen Hosen an. Auf der „Zauberwiese“ fehlte nur die Schultüte.

Es bestand sofort eine Sympathie und wir unterhielten uns angeregt, danach konnten wir nahtlos mit gemeinsamen Unternehmungen starten, also spazieren oder ins Kino gehen.

Nach dieser Sitzung musste ich hemmungslos weinen, es wollte nicht aufhören und dauerte an die zwei Stunden, es ist ein bittersüßes Gefühl, man kann es kaum beschreiben.

Allmählich wurde die Erscheinung dabei über die Wochen jünger und entsprach immer mehr meinem wahrscheinlichen Aussehen, als ich in den Kindergarten gezwungen wurde.

Nach etwa 6 Wochen üben, noch bevor ich mit Verbindungs- und Verschmelzungsritualen begonnen hatte, „sprang es in mich“, plötzlich kam es „automatisch“ zur Verschmelzung.

Für das „innere pathologische Kind“ wegen des Fast-Verhungerns als neugeborenes Baby, nie hätte ich gedacht, dass noch eins auftauchen würde, brauchte ich mehrere Jahre, bis ich es mühsam integriert hatte.

Ich wanderte in Trance in einem speziellen Verfahren („Landschafts-Symbolisierung“) durch eine wüstenartige Gegend, als ein Hügel vor mir in der Ferne auftauchte. Zuerst dachte ich, es wäre vielleicht der Ayers Rock in Australien, so ähnlich sah es aus.

Als ich näher kam, erkannte ich ein überdimensionales Baby, wie ein Berg, auf dem Bauche liegend, welches ständig murmelte: „...will essen, will essen, will essen...“.

Ich empfand es zunächst als äußerst bedrohlich und dachte irrtümlich, es sei ein Monster, welches mich fressen wollte, begriff nicht, was es wirklich darstellte.

Daher zauberte ich mir Jagdbomber herbei, um es zu bombardieren. Nach den ersten Treffern auf seinem nackten Rücken, die blutige Wunden hervorriefen, schrie es aber sofort fürchterlich auf und weinte bitterlich.

Parallel bekam ich starkes Herzklopfen, Zittern und Kopfweg, ich musste erkennen, dass es mein zweites „inneres pathologisches Kind“ war. Ich fühlte mich wie erschlagen.

Nach Rücksprache mit einem erfahrenen Hypnose-Kollegen, weil ich mich völlig überfordert fühlte, arbeitete ich dann autohypnotisch so weiter, wie er es empfohlen hatte.

Er war der Meinung, ich müsse unbedingt versuchen, mich trotzdem irgendwie anzunähern und es immer mehr zu besänftigen, und es dabei immer kleiner zu bekommen, bis es so klein wäre, dass ich es auf dem Schoß halten könne.

Nach mehreren Jahren engagierter Selbsthypnose war es so weit.

Schließlich gelangen auch irgendwann die Verbindungs- und Verschmelzungsrituale.

Dieses Symbol des Riesen-Babys war hochsignifikant, wie alle Symbole des Unbewussten. Das UB weiß eben ganz genau, was richtig ist und die Symbole sind immer passend, auch, wenn sie nicht immer sofort richtig verstanden werden.

Es war ein hoch adäquates Symbol für die lebensbedrohliche Bedeutung durch meine schwere Frühtraumatisierung.

Aber ich habe in schlechten Phasen immer noch manchmal das Gefühl, dass die Sache noch nicht vollständig ausgestanden ist, dass hier immer noch kleine verdrängte Reste ihrer endgültigen Bearbeitung und Verschmelzung harren. Wahrscheinlich bin ich einfach doch noch nicht so weit, wie ich gerne wäre. Die erlittene Frühtraumatisierung war einfach zu schlimm. Die Trancearbeit daran fällt mir auch heute noch manchmal sehr schwer, gleichzeitig weiß ich, dass es der richtige Weg ist.

Bei mir ist im Gefolge der Bearbeitung und des Verschmelzens mit meinen „pathologischen inneren Kindern“ das schwere Asthma (begann im Anatomiekurs, getriggert durch das Formaldehyd) nach 24 Jahren Dauer vollkommen verschwunden.

Nie hätte ich auch nur im Traum gehofft, das Asthma jemals wieder zu verlieren, ich hielt es für einen festen, andauernden Teil meines Lebens.

Schulmedizinisch gilt das als völlig unmöglich, dort heißt es Asthma ist eine lebenslange Krankheit – zumal es bei mir eine erhebliche erbliche Komponente gibt.

Mein Vater (ab der Kriegsgefangenschaft bis zum Tod mit 80 Jahren), meine Oma „Mutter“ und deren Mutter (meine Urgroßmutter) hatten alle drei auch Asthma.

Noch 5 Jahre nach der Heilung (jetzt 11 Jahre) schleppte ich überall meine Asthmapumpe mit hin, weil der rationale Denkverstand es nicht abhaken konnte. Auch andere negative körperliche Funktionsstörungen und Krankheiten, die sich über die Jahre angesammelt hatten, sind verschwunden oder deutlich besser geworden.

Seit über zehn Jahre behandle ich Patienten mit moderner Hypnose. Darunter waren viele emotionale Frühtraumatisierungen.

Überrascht war ich, zu erfahren, wie häufig sexuelle Frühtraumatisierungen sind. Es ist schwer nachzuvollziehen, wie so etwas in einer Familie geschehen kann.

Es hängt nach meinem Eindruck wahrscheinlich auch mit den Folgen der zwei Weltkriege zusammen. Die Täter, oft Väter, kamen emotional völlig zerstört aus dem Krieg zurück und es war ihnen „alles egal“.

Die Fähigkeit zur Trance ist angeboren und bei jedem Menschen physiologisch vorhanden.

Trancearbeit mit Autosystemhypnose funktioniert prinzipiell immer, es hat nichts damit zu tun, ob es „pathologische innere Kinder“ gibt, in vielen Fällen ist das ja nicht vorhanden. Jedes Problem kann so behandelt werden.

Es kann sein, dass es anfangs extrem holprig geht oder das Unbewusste sogar noch nicht bereit zur Trancearbeit ist. Konkret äußert sich das so, dass im Inneren keine Bilder oder schreckliche Bilder erscheinen oder sofort körperliche Symptome auftreten, z. B. Kopfweg, Nesselsucht, Hustenanfälle, Darmreiz oder Schwindelattacken.

Deswegen muss in derartigen Fällen behutsam geklärt werden, was zu diesem Zeitpunkt vom jeweiligen Patienten wirklich unbewusst gewollt ist (den rationalen Denkverstand zu fragen, nützt hier nichts, weil er keine Ahnung hat, was wirklich vorgeht). Oft muss einfach abgewartet werden.

Die Zeit, bis es dann vielleicht doch geht, kann evtl. mit herkömmlicher Psychotherapie und/oder psychotroper Medikation und/oder anderen Verfahren überbrückt werden.

Eine totale Ablehnung der Trancearbeit kann natürlich bewusst erfolgen, z. B. wenn jemand zu viel Angst vor der Hypnose hat. Falls der rationale Denkverstand einverstanden ist, kann aber auch das Unbewusste es verweigern.

Unbewusste Verweigerung kam bei mir in jetzt über elf Jahren Therapien und etwa 1.000 Patienten nur ungefähr fünfzehn Mal vor.

Manchmal verweigert sich das Unbewusste, weil es mit der Trancearbeit zu diesem Zeitpunkt überfordert wäre und noch Zeit dafür braucht.

Oder es sind Fälle, die zwar schon sehr schwere tiefenpsychologische Belastungen und ggf. Folgen haben, aber irgendwie ausreichend kompensiert sind. Deren Lebenstüchtigkeit kann trotzdem weitgehend intakt sein, weil sie ihre Krankheiten gut im Griff oder sich an sie „gewöhnt“ haben und/oder erfolgreiche Hilfssysteme installiert haben (z. B. äußere Helfer) oder durch hohen sekundären Krankheitsgewinn profitieren.

Beispiel: Ein Rentenbegehren kann nicht nur über das Bewusstsein die erfolgreiche Behandlung, auch Trancearbeit, verhindern, sondern eine Ablehnung kann auch trotz Einverständnisses des rationalen Verstandes selbst hier im Unbewussten liegen und Trancearbeit sabotieren.

Die verdrängten Eigenanteile („innere pathologische Kinder“) werden, falls sie vorhanden sind und es gut läuft, früher oder später „automatisch“ gefunden und, falls es gelingt, schließlich wieder assoziiert. Deren Vorhandensein ist immer der Knackpunkt.

Der Kern der Persönlichkeit kann so die Spaltung überwinden und wieder verschmelzen zu einer Einheit – parallel lösen sich „automatisch“ die Funktionsstörungen oder Krankheiten weitgehend auf, manchmal kommt es sogar zur kompletten Heilung. Zusatzbehandlungen sind meistens nicht weiter nötig, Symptomwandel oder Rückfälle gibt es nicht.

Folgen in Form mechanischer Veränderungen des Körpers (z. B. Narben) können sich logischerweise nur bedingt verbessern.

Der Vorgang, ein „inneres pathologisches Kind“ zu finden, geht mit großem seelischem Schmerz, aber auch einem großen parallelen Glücksgefühl einher, oft müssen die Patienten stark weinen dabei.

„Innere pathologische Kinder“, sofern vorhanden, meistens ist es ja nur eins, erscheinen plötzlich, ohne Vorwarnung, mitten in den ritualisierten Hypnose-Übungen. Es gibt aber auch Fälle, bei denen sie bereits bei der Hypnose-Induktion erscheinen.

Man läuft zum Beispiel in Trance über eine Wiese und plötzlich schaukelt ein Kind im Apfelbaum, welches man selbst ist.

Das Erscheinen „innerer pathologischer Kinder“ ist immer der Dreh- und Angelpunkt einer Therapie und die Verschmelzung der Teile (die Assoziation) muss vorrangig in den Fokus, aber nur so weit, wie es der Patient zu diesem Zeitpunkt bereits leisten kann.

Therapeutisch läuft es so: Es wird in Trance zur Kontaktaufnahme ermuntert (manchmal haben die „inneren pathologischen Kinder“ anfänglich Angst und rennen weg), dann erfolgen Gespräche (z. B. „ich bin ein Teil von Dir und Du bist ein Teil von mir, wir gehören zusammen, ich habe Dich lange vermisst“).

Später kann es dann schon gelingen, dass gemeinsame Unternehmungen erfolgen. Irgendwann, wenn es nicht ohnehin „automatisch“ geschieht, kann man dann mit Verbindungs- und Verschmelzungsritualen beginnen.

Aber es gelingt nicht immer, innerlich zu verschmelzen, manchmal gelingt es nur, eine Art Freundschaft zu etablieren, was aber bereits gesundheitliche Verbesserungen bringen kann.

In seltenen Fällen ist das „innere pathologische Kind“ z. B. krank oder sogar todkrank, erscheint in den inneren Bildern z. B. als zum Sterben auf einem Lager aufgebahrt.

Das ist nach meiner Erfahrung ein sehr ernstes Zeichen und diese Patienten sind immer latent selbstmordgefährdet, weshalb sie einen zusätzlichen medikamentösen Schutz (Antipsychotika) und intensivere Therapie benötigen – auch, falls unumgänglich, eine Einweisung in eine geeignete Institution (wirklich geeignet ist schwer zu finden).

In solchen Extremlagen kann es bereits einen großen Erfolg darstellen, wenn das „innere pathologische Kind“ nur wieder gesund wird. Das kann hier aber Jahre dauern.

Danach auch noch irgendwann die Verschmelzung zu erreichen, gelingt bei solch schweren Fällen in der Regel nicht.

Das Phänomen der „gespaltenen Persönlichkeit“ gibt es wirklich, ich selbst hatte zwei derartige Patienten.

Diese Patienten können tagsüber Sekretärin sein und nachts Prostituierte.

In der Regel ist es so, dass die Wechsel der Persönlichkeiten nur in Dissoziation geschehen, also nur unbewusst und der rationale Denkverstand es nicht bemerkt, immer nur bedient, „wer gerade daran ist“.

Sie „switchen“ (hin- und her springen) unkontrolliert hin- und her.

Manchmal bemerkten sie es aber auch bewusst und leben parallel damit, also auch mit Kenntnis des rationalen Denkverstands, mit beiden Anteilen im kontrollierten Wechsel.

Mehr als drei abgespaltete Anteile wurden bei der „dissoziativen Identitätsstörung“ bei qualifizierter Arbeit noch nie gefunden, die Mehrzahl hat nur einen einzigen anderen Teil.

In USA gab es eine Klinikette, die sich auf die Behandlung „gespalteter Persönlichkeiten“ spezialisiert hatte.

Dort wurden die Vertragsinhalte der Krankenversicherungen zur stationären Behandlung systematisch „abgefrühstückt“, bis der Humbug nach Jahren aufflog und die Betrüger in den Knast wanderten.

Der Fall ging bis zum obersten Gericht, dem „Supreme Court“ (~Bundesgerichtshof).

In der Trancebehandlung sagten sie z. B. zu Patienten: “Mary, which part of your personality are you today?” (Maria, welcher Teil deiner Persönlichkeit bist du heute?). Wenn so mehrere abgespaltene Anteile zusammen gekommen waren, wurden sie als schwere Fälle stationär eingewiesen.

Manche Patienten „erfanden“ während des Klinikaufenthaltes so bis zu 300 verschiedene Persönlichkeitsanteile, die aber in Wirklichkeit von den Therapeuten induziert wurden.

Die Abzocke war aufgefallen, als sie es übertrieben hatten.

In dem beklagten Fall war eine ganze Familie mit zwei Kindern jahrelang behandelt worden.

Zuerst die Mutter, dann die Kinder und zum Schluss noch der Vater.

Alle waren nacheinander eingewiesen worden und jeweils exakt drei Jahre deswegen stationär für horrenden Summen im Krankenhaus. Sie wurden immer genau zu dem Zeitpunkt entlassen, als keine Deckung durch die Krankenkasse mehr gegeben war, als unheilbar.

Das war einem cleveren Anwalt aufgefallen und er deckte alles auf.

Bei der Schizophrenie ist ein häufig angegebenes Symptom, fremde Stimmen zu hören.

Man weiß aber längst, dass viele „Schizophrene“ in Wirklichkeit eigene innere Stimmen abgespaltener Eigenanteile hören, die parallel in ihnen ruhen, sie also „innere pathologische Kinder“ hören, die in allen Stadien vorhanden sein

können, kindlich, auch jugendlich, oder erwachsene Anteile ohne volle Persönlichkeitspaltung („dissoziative Identitätsstörung“) und „Switchen“.  
Sie sind dann gar nicht psychotisch schizophren, sondern schwer neurotisch erkrankt. Für die Behandlung spielt es eine große Rolle, dies zu erkennen.

### 3 Tot-Essen

Bei mir hätte der „Selbstmord auf Raten“ durch unbewusstes Tot-Essen beinahe geklappt, irgendwann wäre mein Organismus zusammen gebrochen und „als der Groschen fiel“, mit fast 50 Lebensjahren, war es sicherlich kurz davor.

Bei der Deutschen Bundeswehr schickte man mich damals zu einem Psychiater, als ich vorm tiefen Hintergrund meiner Seelennot vor lauter Karten spielen, Fressen und Saufen immer dicker wurde.

Der Seelenklempner diagnostizierte hochtrabend eine „Verklammerung an die orale Phase“.

Dafür konnte ich mir bloß „nichts kaufen“, denn trotz dieser hochwissenschaftlichen Meinungsäußerung erhielt ich keine richtige Hilfe, sondern wurde zur Nulldiät auf eine internistische Station des Bundeswehrkrankenhauses eingewiesen.

Nach 12 Tagen hungern und 17 kg weniger, bekam ich einen Kreislaufkollaps, als ich kurz vor Ende einer Fernsehübertragung zur Fußballweltmeisterschaft 1974 kollabierte und vom Stuhl auf den Boden fiel.

Der herbeigerufen Stabsarzt war überfordert und brüllte mich an: „Was haben Sie heimlich gegessen?“. Er dachte, ich hätte mich irgendwo überfressen.

Ich wedelte nur müde mit einem Arm, weil ich total groggy war, sah verschwommen, konnte nicht sprechen, mein Herz raste wie verrückt, der Blutdruck war im Keller.

Der Sanitäts-Stabsunteroffizier sagte schnell, er könnte bezeugen, dass ich in den letzten zwei Stunden sicher nichts gegessen hätte, nur HIRSCHQUELLE getrunken.

Denn die ganze Station hatte zusammen das Fußballspiel im Fernsehen angeschaut und er hatte direkt neben mir gegessen.

Da schrie der Doktor: „Unterzucker, Unterzucker, schnell was zu essen“.

Ein Sanitäter gab mir dann löffelweise den eilig herbei geholten Abendpudding-Nachtisch der Station direkt aus einer großen Schüssel zu essen.

Nach etwa 10 Ess-Löffeln „kam der Strom wieder“ und ich konnte selbst weiterlöffeln, bis die Schüssel leer war. Wie gebannt und stumm schauten alle zu und keiner protestierte.

Der mittlerweile herbeigeeilte Oberarzt, ein feister Internist, kommentierte die Situation in seinem besten Küchenlatein: „Pes ad anum.“ Zu Deutsch: „Arschtritt“ und lief rot an, als ich ihm sagte, dass ich das Große Latinum hätte. Er plädierte für die Fortsetzung der Nulldiät, aber das wollte ich mir nicht mehr geben.

Nachdem ich mich ausgeschlafen hatte, bestand ich am nächsten Morgen auf meiner Entlassung.

Ich wurde danach direkt zur Truppe geschickt, an eine Psychotherapie war nicht zu denken.

Mein Doktorvater, mit dem ich ein sehr freundschaftliches Verhältnis entwickelt hatte, sagte immer zu mir: „Wenn Du so weiter frisst, bist Du mit 50 hin.“ Er meinte es wirklich nur gut.

Aber als Internistenprofessor hatte er von Tiefenpsychologie wenig Ahnung.

Ironie des Schicksals, leider starb er selbst mit 53 Jahren, gertenschlank, an einem Herzinfarkt, den er als Gastritis fehl gedeutet hatte.

Eigentlich war sein früher und überraschender Tod aber seiner ständigen schweren Überarbeitung geschuldet, nach seinem Motto: „Wir arbeiten 24 Stunden am Tag und wenn das nicht reicht, nehmen wir die Nacht dazu“.

Er war das schlimmste Arbeitstier, das ich je irgendwo erlebt habe und stellte selbst mich in den Schatten.

Die „Notbremse“ bei mir kam in Gestalt meiner Psychotherapie- und Hypnoseausbildung. Nur deswegen starb ich nicht, wie mein Doktorvater, schon mit ungefähr 50 Jahren.

Die Anwendung des Gelernten bei mir selbst rettete mir das Leben, jetzt werde ich 60 Jahre alt.

Zunächst hatte ich nach meiner Praxisübernahme eine Ausbildung gemacht zum Lehrer in Qi-Gong, Autogenem Training und Jacobson-Relaxation.

Da hielt ich in meinen ersten sieben Praxisjahren jährlich 4 kombinierte Kurse für die Patienten ab, jeweils acht Abende pro Kurs, in jedem Quartal ein Kurs.

Damals gab es für die Kassenabrechnung noch eine Gruppensziffer, die wegfiel nach einer „Reform“, obwohl im Bezirk bei etwa 2.000 Hausärzten nur weniger als zehn qualifizierte Kurse mit Entspannungsverfahren in der Praxis anboten.

Es war nicht besonders lukrativ, es gab weniger als 5 DM je Teilnehmer und Abend, aber ein großer Segen für die Patienten. Noch heute habe ich Patienten, die immer noch täglich Autogenes Training üben, das sie vor 20 Jahren bei mir gelernt haben.

Selbstzahlung und IGeL („Individuelle Gesundheits-Leistungen“) waren damals noch nicht etabliert und damit endeten meine Patienten-Kurse, als es nicht mehr abgerechnet werden konnte.

Zu der Zeit legte ich, nach fünf Monaten eigener Praxis, auch die Prüfung zum Facharzt für Allgemeinmedizin ab, vorher war ich nur Praktischer Arzt.

Nach zwei Jahren ärztlicher Niederlassung begann ich mit der Weiterbildung zur Zusatzbezeichnung in klassischer „tiefenpsychologisch orientierter Psychotherapie“, die an die Psychoanalyse angelehnt ist.

Die eigene Psychoanalyse, die Teil der Psychotherapieausbildung ist, bei mir als Gruppen-Analyse mit insgesamt 160 Doppelstunden, war interessant und hilfreich.

Das Beste kam aber noch. Parallel erwarb ich durch unzählige Kurse, meistens an den Wochenenden, die Zertifikate „Psychotherapeutische und Medizinische Hypnose“ und „Kinderhypnose“.

Als Krönung erreichte ich zuletzt ein „Master Diplom“ in Autosystemhypnose. Diese Verfahren sind allesamt ärztliche Ausbildungen und von der Ärztekammer anerkannt.

Ferner besuchte ich zusätzlich eine NLP-Ausbildung und erwarb ein Zertifikat als Business- und Management-Coach bei einem kommerziellen Institut. Es war interessant, herauszufinden, wie ähnlich Coach-Methoden zum etablierten Medizinischen dieses Feldes sind.

Jedenfalls sind es auch hervorragende Verfahren, was ich vorher nicht gedacht hätte.

Insgesamt absolvierte ich über 2.000 Ausbildungsstunden zur Behandlung von Seelennöten in etwa 10 Jahren.

Der entscheidende Durchbruch für mich selbst kam durch die Autosystemhypnose.

Trotzdem brauchte ich insgesamt etwa 10 Jahre, um allmählich immer mehr umzuschalten, nicht länger blöde zu sein, immer „normaler“, gesünder und glücklicher zu werden, und irgendwann das Gefühl zu haben, das Meiste geschafft zu haben.

Das Asthma, die Schlafstörungen, die Aggressivität, die Hautausschläge, der Juckreiz, die immer verstopfte Nase, das Herzrasen (und Rasen und rechts Überholen auf der Autobahn), das hohe Cholesterin, der Bluthochdruck, das Kreuzweh und ständige Infekte mit Atemwegsproblemen gingen Schritt für Schritt weg, zuletzt konnte ich endlich auch das pathologische Tot-Essen einstellen und das Gewicht.

Mein Höchstgewicht im Leben war 220 kg bei 1,95 m – es war eine Tortur. Heute wiege ich, nach meiner eigenen tiefenpsychologischen Klärung, wesentlich weniger, das Gewicht mit dem ich zufrieden bin und das wirklich zu mir passt.

## 4 Umdenken

Umdenken ist ein Appell einer Vision zu folgen, der Ich-Revolution.

Wie können wir den ganzen Schwachsinn, zu dem die Führung des Lebens nur durch das rationale Denken führen kann, hinter uns lassen und dem Gefühlsdenken, dem Bauchgefühl, seine biologisch vorgegebene Priorität geben und ihm mehr vertrauen?

Wann fangen wir an mit dem Umdenken und beginnen die Vision der neuen Ich-Revolution umzusetzen?

Wie „ticken“ wir? – Warum und wie soll das gehen?

Biologisch, und vor allem tiefenpsychologisch, sind wir alle noch Steinzeitmenschen, ob wir es akzeptieren oder aus Dummheit weiter auch nicht.

Unser wahres Wesen erklärt sich aus unserer Gehirnfunktion:

Unser Gehirn und damit unser gesamter Organismus, auch die Körperfunktionen, sind, wie wir heute aus der neueren Gehirnforschung wissen (moderne Kernspinuntersuchungen können am Lebenden das „Denken“ untersuchen) über die „archaischen Gefühle getaktet“ und nicht über den rationalen Denkverstand. Die Erkenntnisse der neueren tiefenpsychologischen Verfahren, die parallel entstanden sind, haben dies ebenfalls eindeutig bestätigt (z. B. die Autosystemhypnose).

Unsere Emotionen (das „Bauchgefühl“) sind entscheidend für unser Leben, nur was wir glauben und fühlen zählt wirklich.

Anders ausgedrückt: Das rationale Denken steuert uns nicht (oder das Funktionieren des Organismus), sondern das Gefühlsdenken, die Emotionen sind entscheidend, nicht was wir wissen, zählt primär, sondern was wir über die Gefühlssteuerung daraus machen.

Der rationale Denkverstand ist nur ein Diener des Gefühlsverstandes und der Manager unseres Alltags.

Unser bisheriges „Denken“ fußt auf einem Irrglauben: Denn wir fühlen, was wir denken, und nicht umgekehrt. Die alte Auffassung, dass wir denken, was wir fühlen, ist eindeutig falsch.

Es ist schon erstaunlich:

Zum Beispiel wurde jetzt erst herausgefunden, dass das Gehirn hochplastisch ist und sich lebenslang ständig verändert.

Noch als ich im Jahre 1985 mein Schlussexamen als Arzt ablegte, dachte man, das Gehirn und die Nerven wären statisch und von Geburt an fest angelegt, es sei das „Organ“, was sich praktisch nicht mehr verändere. Das war aber grundfalsch.

Heute wissen wir, dass das Gehirn sich am stärksten verändert, Nervenverbindungen und Nerven werden ständig auf- und abgebaut und passen sich in der Bewältigung des Alltags permanent den Anforderungen an.

Auch ist eigentlich nur „das Gerüst“ des Gehirns genetisch vorgegeben, das Leben selbst „formt“ danach jedes Gehirn individuell.

Das fängt im Mutterleib an. Gegen Ende des ersten Drittels der Schwangerschaft bilden sich stündlich etwa 250.000 Neuronen im Gehirn („Hardware“).

Die Benützung des Gehirns und seine Schaltungen („Software“) entstehen dann spätestens ab dem zweiten Schwangerschaftsdrittel durch das Leben selbst – das bleibt so lebenslang!

Zum Beispiel indem wir anfangen unsere Gliedmaßen zu bewegen oder dem Herzschlag der Mutter lauschen. Schon im Mutterleib wird z. B. am Daumen gelutscht oder, nur bei manchen weiblichen Föten, angefangen zu masturbieren. Bei unserer Geburt verfügen wir über 100 Milliarden Neuronen, jedes Neuron hat 10.000 Synapsen (Verbindungsknoten) zur Verschaltung und es gibt eine Billiarde Glia-Zellen (Unterstützungszellen).

Durch die lebenslangen Veränderungen und Anpassungen der Nervenverbindungen, den ständigen Umschaltungen, passt sich das Gehirn laufend den Gegebenheiten des Lebens an, den guten und den schlechten Geschehnissen, auch die Funktion und Steuerung des Körpers durch das Gefühlsgehirn verändert sich entsprechend.

Daher bilden sich daraus auch Funktionsstörungen und Krankheiten und sie bilden sich im Gehirn strukturell ab, ein untrennbares, dauerhaftes Geschehen.

Alles „Denken“ hat immer den Ursprung in den zentralen Gehirnbereichen, also am „Sitz der Gefühle“ (von den alten Anatomen wurde das „Limbisches System“ genannt).

Beispiele für korrespondierende Gehirn-Veränderungen:

- Ein eingegipster Arm führt bereits nach 3 Wochen zu teilweisen Stilllegungen der analogen Gehirnteile in der motorischen Rinde.

- Eine Depression kann man durch die Ausdünnung relevanter Gehirnareale per Magnet-Resonanzuntersuchung nachweisen.

- Substanzmissbrauch, z. B. Cannabiskonsum, führt zu MRT-nachweisbaren irreversiblen Gehirnschäden („Narben“) in wenigen Jahren, beim Alkohol dauerte das viel länger.

Diese grobe Beschreibung, wie unsere „Gehirn -Hard- und Software“ geartet sind, gilt logischerweise am ehesten, falls wir weitgehend „normal“ und nicht „abnormal“, also „gestört“ sind.

Was aber ist „normal“?

Die Grauzonen des „Normalen“ sind bekanntlich riesig und hängen von der politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Situation und der Beurteilung jedes Einzelnen oder einer Gruppe ab – durchaus auch wechselseitig und situationsbedingt.

Patentrezepte, hier in jedem Fall exakt die Position festzulegen, gibt es nicht. Es liegen jedoch immer grobe Richtwerte und ein Gefühl dafür vor, das „Bauchgefühl“.

Bezeichnend für die Schwierigkeit der Klassifikation des „Normalen“ ist folgender Scherz, an dem aber viel Wahres dran ist:

Es gibt nur die drei Kriterien „normal verrückt“, „etwas verrückt“ und „verrückt verrückt“.

In der ersten Abteilung wären hier die „Normalen“, vielleicht aber auch noch einige in der zweiten Gruppe, in der dritten wohl keine mehr.

Der tiefere Hintergrund des „Normalen“ ist unsere tiefenpsychologische Steuerung, denn der rationale Denkverstand ist nur „Manager des Alltags“, im Inneren, im emotionalen Denken, sind wir uns sehr viel ähnlicher, als beim rationalen Denken.

„Normal“ ergibt sich aus biologischen Gründen, wenn wir uns tief drinnen erkennen und uns gerecht werden.

Wer sein „Bauchgefühl“ spürt und ihm folgt, liegt richtig.

Dass natürlich noch das detaillierte Wesen jedes Einzelnen und eine enorme Komplexität in jedem Menschenschicksal verborgen sind und sich daraus Unterschiede ergeben, muss als Binsenweisheit eigentlich hier nicht erwähnt werden.

Man könnte es auch anders ausdrücken: Wer über ein unbeschädigtes Gehirn verfügt, glücklich und zufrieden aufgewachsen ist und lebt, seinem Inneren folgt, weil er das Glück hat, ohnehin sein Bauchgefühl schon immer zu spüren und ihm zu folgen, hat gute Chancen „normal“ zu sein. Man kann es selbst fördern, sein Bauchgefühl besser zu spüren, durch Meditation und Entspannungsübungen.

Wenn im Nachfolgenden die Zusammenhänge des von der Natur Vorgegebenen genauer erklärt werden und der Begriff „normal“ verwendet wird, können die Anführungsstriche daher ab jetzt entfallen.

Was ist „abnormal“?

Dem Versuch, zu beschreiben, was normal ist, muss eine Bemerkung zum Nicht-Normalen bzw. Gestörten folgen. Dieses Feld ist leider ungemein schwieriger. Aus der neueren Hirnforschung wissen wir, dass mit dem Kernspin schon irreversible Hirnschäden aus Traumatisierungen im Mutterleib nachweisbar sein können, z. B. eine rauchende Mutter. Im Mutterleib kann es also schon anfangen, schief zu laufen.

Nicht-Normalität und Gestörtheit hat insgesamt eine uferlose Komplexität und ist nicht exakt beschreibbar.

Nicht nur das lebenslangen Thema Hirnbeschädigungen (die auch Funktionsstörungen bedeuten) durch Substanzmissbrauch und/oder idiotische Lebensweisen sind wichtig, sondern besonders die Ursachen durch eigenes Fehlverhalten.

Die neurotischen (und psychotischen) Belastungen des Lebens enthalten, wenn man sie „unter die Lupe“ hält, regelhaft viel „Machsals“ und sind nicht nur Schicksal. Die Betroffenen haben mit ihrem Leben Schindluder getrieben, obwohl sie meistens wortreich das Gegenteil behaupten („die Anderen bzw. die Umstände waren schuld“), denn „jeder ist seines Glückes Schmied“, was nichts anderes heißt, dass es normal ist, sich zu bemühen, und egal, wo man steht, unverdrossen das Beste aus seinem Leben zu machen und sich niemals hängen zu lassen. Dabei kann und darf man hinfallen, aber muss wieder aufstehen.

„Inneres Glück“ ist das, was jeder wirklich will und über das Erkennen seines Inneren herausfinden kann – dieses Gefühl entspricht aber vielleicht nicht mehr dem biologische Vorgegebenen, falls Beschädigungen vorliegen durch neurotische (oder sogar psychotische) Lasten.

Wichtig ist es in diesen Fällen, einen ernsthaften Versuch zu machen, zu differenzieren, ggf. in Form einer Psychotherapie:

Wer als Kind oder Jugendlicher in einem gestörten Kontext aufwachsen musste, bei emotionalen Frühtraumatisierungen, kann als Hauptbelastungspunkt einen entscheidenden schicksalhaften Hintergrund und eine belastende Prägung in sich tragen, der es schwierig macht, das Leben vernünftig zu meistern. Hier trifft das oben Gesagte vom häufigen „Machsals“ statt Schicksal nur bedingt zu.

Über die nähere Menschheitsgeschichte und die möglichen Lehren daraus:

Die wirtschaftliche Entwicklung in den hochindustrialisierten Gesellschaften in den letzten zweihundert Jahren hat unserem rationalen Denkverstand zu einer enormen Blüte verholfen, die ganze Entwicklung ist atemberaubend, besonders seit es das Internet mit dem globalen Sozial- und Wissensaustausch gibt.

Es scheint daher jedem klar zu sein (ein Denkfehler), dass der glamouröse rationale „Wunderverstand“ das A und O der Weltgeschichte ist und ohne Hinterfragen unser wahrer Leitstern.

Die zunehmenden Risse dieses „Denkmals“ sind jedoch nicht mehr zu übersehen.

Die Störungen im Äußeren und im Inneren nehmen rapide zu.

Das zeigt sich in einem immer hohleren, oberflächlichen Lebensstil ohne „Peilung“, u. a. darin, dass immer mehr Fremdbestimmung akzeptiert wird und das „Bauchgefühl“ immer mehr verkümmert. „Aus zweiter Hand“ oder mit Ersatz zu leben, wird immer normaler.

Die Verwirrung zu den Lebenszielen und unbefriedigte emotionale Sehnsüchte, besonders in den „westlichen“ Gesellschaftsformen, sind enorm.

Die wahren Ursachen der gigantischen Fehlentwicklung sind das oberflächliche, vom rationalen Verstand getriebene, Leben, unter Verdrängung der Gefühle.

Es ist pervers, dass wir ständig mit Katastrophenmeldungen und idiotischer Werbung gestört werden und in den Medien jeder kleine Mist mit dramatischen Operetten zu riesigen Pseudo-Dramen ausgewalzt wird. Genauso pervers ist es, wie weit verbreitet Menschen von Staaten, Gesellschaften und Einzelnen unwürdig und menscheitswidrig behandelt werden.

Die heutige Reizüberflutung, die bei uns auf 50x höher, als vor 200 Jahren geschätzt wird, ist nicht mehr normal, überfordert, und macht uns kaputt.

Zum Beispiel die Spinnerei, zu meinen, jederzeit ständig erreichbar sein zu müssen. Oder der allmählich anscheinende Normalzustand, beruflich ständig verfügbar sein zu müssen.

Muße ist ein Fremdwort geworden und nur selten zu genießen, selbst die Freizeit wird mit Stress ausgefüllt.

Unser Wohlstand und Reichtum, sofern vorhanden, kann das nur bedingt ausgleichen.

Die übertriebene Vergötterung von Stars in Wirtschaft, Politik, Kultur und Sport und deren uferlos werdende Bezahlung, zeigt die innere Not und Leere der anderen und ist nichts als eine verzweifelte Ersatzhandlung, um indirekt auch etwas Glanz zu empfinden.

In Deutschland kommt dazu der extrem ausgeprägte Neid.

In Asien oder Amerika ist das weitaus weniger der Fall, dort wird der Erfolgreiche eher bewundert und es wird ihm nachgeeeifert.

Es ist heute bei uns leichter und üblich, sich z. B. durch die Anschaffung eines geilen Autos Glanz und Bedeutung zu verschaffen, als etwas zu gelten, indem man normal, sozial und gut ist. Der wirtschaftliche Wohlstand ermöglicht und begünstigt, immer mehr im Äußeren zu leben, um ein vermeintliches Ersatz-Glück zu verwirklichen.

Je gewaltiger die innere Leere, desto mehr wird verzweifelt nach äußeren Ersatzhandlungen gesucht. Der Geldbeutel entscheidet, ob es für den Zweit-Bugatti oder nur für ein Mehrfach-Piercing im Gesicht reicht.

Das Dilemma verstärkt sich dadurch, dass in der Leistungsgesellschaft viele wirtschaftlich auf der Sonnenseite stehen und die Betonung eines äußeren, unspirituellen Lebensstils länger ohne Schäden oder Probleme finanzieren können.

Im Extremfall schenken reiche Eltern der neurotischen Tochter zum 18. Geburtstag die ersehnte OP für Monsterbrüste und ein Cabriolet. Im Privatfernsehen werden die absurden Auswüchse ja ständig sogar als Serien regelrecht zelebriert.

Ärmeren, die teure Kicks/Auswüchse nicht ständig bezahlen können, bleibt billiger Ersatz:

Dritte-Welt-Klamotten, TV-Vergnügungen, oder gleich „höherer“ Ersatz, die Flucht in die Sucht/Exzesse (Saufen, Fressen, Sex, Rauchen, Kiffen, Dauerspielen – oder das neue „Kokain der Armen“ : Crystal Meth = Methyl-Amphetamin Kristalle), oder „schöner“ und „wichtiger“ durch Piercen, Tätowierungen und bizarres/auffälliges Verhalten.

Zur Haupternährung dient Fast Food und Fertiggerichte, hergestellt notfalls aus jedem „Billigdreck“, aus chemischen Wunderküchen, Ernährungsmitteln der Dritten Welt oder über Tierquälerei in „Tierfabriken“.

Beide Seiten der Auswüchse, der hohle Luxus und die geistige und körperliche Verelendung, sind ein großes Übel und eine Menschheit verachtende Schande, wider unsere Natur:

Die ausgeflippten Wohlhabenden, immer auf der Jagd nach dem höheren Kick und dem Bemühen, noch einen Zacken höher zu stehen, als der Rest versus die anderen Primitiven am unteren Ende mit den billigen Vergnügen, hinunter bis zu den endgültig Gescheiterten, die am Staatstropf hängen.

Als deutsche Sonderform für Ersatzhandlungen können die regelmäßigen, unkoordinierten Praxisbesuche auf „Blankoscheck“ (Krankenkassen-Scheckkarte), die auch das Gefühl von „Bedeutung und Wichtigkeit“ verleihen können, gelten.

Funktionsstörungen und Krankheiten können nämlich auch zu den Ersatzhandlungen zählen. Besonders in Deutschland, wo das Gesundheitssystem diese Sonderform, auch durch das Einflößen von Ängsten („Vorsorge ist lebensrettend“), fördert.

Existierende Vorsorgeuntersuchungen und Kontrollprogramme, außer vielleicht der Dickdarmkrebs-Vorsorge, setzen m. E. falsch an und es ist zu bezweifeln, ob sie wirklich etwas bewirken, auch wenn es genügend daran Interessierte gibt, die das behaupten.

Die Befähigung für eine gute Basisversorgung, zu der die Früherkennung und rechtzeitige Behandlung der seelischen und psychosomatischen Ursachen gehören sollte, und darauf aufbauende, sinnvolle Langzeitstrategien, sind nicht deswegen kaum vorhanden oder mangelhaft, weil die Hausärzte dafür nicht in der Lage wären. Sie wurden den Hausärzten in den letzten Jahrzehnten systematisch weggenommen durch Kürzungen und bürokratisches Abwürgen und die Bezahlung jeglicher Technik in den Vordergrund gerückt.

Das eigentliche Fundament für die nachfolgende spezialisierte Medizin ist völlig erodiert und die hervorragenden Leistungen werden dadurch ineffektiver.

Die wahren tiefenpsychologischen Ursachen werden regelmäßig übersehen und/oder ignoriert bzw. deren Vorhandensein wird bezweifelt oder sie sind ohnehin gänzlich unbekannt.

Für Verbesserungen bräuchten wir als einen ersten, richtigen Schritt wieder mehr Ärzte im eigentlichen Sinn und weniger medizinische Ingenieure.

*Untersuchungen von Kommunikationswissenschaftlern (z. B. Prof. Hartmut Schröder, Viadrina-Universität, Frankfurt/Oder) ergaben, dass in Deutschland der Hausarzt den Patienten beim Erstkontakt durchschnittlich bereits nach etwa 17 Sekunden mit der ersten Frage unterbricht und damit eine gestörte Kommunikation die Regel ist.*

*Es ist nämlich eigentlich durchschnittlich nur etwa 3,5 Minuten empathisches Zuhören erforderlich, um bereits sinnvoll zu agieren, um genügend zu verstehen, den Patienten anzunehmen und eine gute Langzeitbehandlung zu starten.*

Die heutige gestörte Kommunikation zwischen Patienten und Hausärzten ist ein fundamentales, hausgemachtes Problem und müsste dringend geändert werden. Dabei sollte beachtet werden, dass nur etwa 10% der Interaktion zwischen Menschen verbal läuft und ca. 90% unbewusst über die Spiegelneurone. Jede Sekunde empfangen wir etwa zwölf Impulse des Gegenübers, automatisch, natürlich vorgegeben. Der rationale Verstand schafft nur zwei Impulse in der Se-

kunde. Bei dem Sprech-Teil ist es ganz wichtig, dass der Patient mehr spricht und der Arzt mehr zuhört, eine ärztliche Behandlung ist kein Verhör.

Der nahezu uferlose, wirre „Facharzt-Tourismus“ per Krankenversicherungs-Chipkarte ermöglicht diesen Missstand, da im ambulanten Bereich (nicht aber im Krankenhaus) die freie Arztwahl den Politikern als ein höheres Gut gilt als vernünftige Koordination.

Mit ständiger Diagnostik und teuren Untersuchungen wird starr auf die Symptome geglotzt, oft über lange Jahre, auch eigentlich psychosomatischen Geschehens. Passend dazu werden in Deutschland weltweit mit Abstand die meisten technischen Untersuchungen gemacht, die Arzt-Ingenieure bestimmen. Die Standard-Schulmedizin-Mühle rattert teuer vor sich hin und fördert oft, durch hartnäckiges Ignorieren der Ursachen, regelrecht die Chronifizierungen. Nur Krankheiten, die man messen und prüfen kann und bei denen Datenberge zur Evidenz angehäuft werden können (angeblich „Wissenschaft“), zählen. Erfahrungswerte erfahrener Ärzte zählen kaum und individuelle langzeitige Begleitung von Patienten wird immer mehr zur Mangelware.

Im Gesundheitswesen nehmen die Auswüchse durch die rationale Übersteuerung und die emotionale Verarmung, wie es gesellschaftlich ebenfalls der Fall ist, ständig zu.

Die typische Arbeitsweise der „Standard-Schulmedizin“ ist von der Interaktion zum Patienten her viel zu oberflächlich, die menschliche Dimension und das Verstehen kommen zu kurz. Das gilt leider auch für die meisten Spezialisten der psychiatrischen, psychosomatischen und psychotherapeutischen Gebiete.

Jeder Patient ist ein Einzelfall, ein individuelles Wesen, das zu beachten wäre. Die biologisch vorgegebene Art des Menschen scheint der „Standard-Schulmedizin“ unbekannt zu sein, der emotionale Kern wird ignoriert. Die Patienten müssten unbedingt wieder mehr geachtet, in den Mittelpunkt gerückt und menschlicher behandelt werden. Gesetze über verschärften Aufklärungszwang setzten falsch an und werden die Misere noch vergrößern. Der Mensch sollte weder als eine Art Labormaus, noch als Substrat für „schulmedizinische Exerzitien“ oder als Melkkuh für den Profit missbraucht werden.

Diese ganzen Fehlentwicklungen haben mit unseren echten Bedürfnissen und dem von der Natur Vorgesehenen kaum noch etwas zu tun.

Jeder hat nämlich das allgemeine Bedürfnis, freundlich und geachtet behandelt, ausreichend angehört, verstanden, begleitet und unterstützt zu werden und auch geliebt. Die Selbstliebe ist dabei ein Kernelement unseres Unbewussten.

Das normale menschliche Verhalten ist wechselseitig angelegt. Wir sind soziale Wesen und gedeihen nur gemeinsam in Gruppen. Unsere biologische Norm ist es, sozial und gut zu sein. Dafür lohnt es sich zu kämpfen.

Darauf beruht unsere „innere Kraft“, damit leisten wir die Lebensbewältigung im Alltag.

Wir „ticken“ auf Beachtung, Anerkennung und Belohnung.

Die Grundzüge, eher auf Lob, statt auf Tadel zu reagieren, entsprechen unserer inneren Struktur und sind weltweit bei allen Menschen gleich angelegt, es gibt höchstens Nuancen.

Es ist grotesk, wie überall regelmäßig mit Strafen und Sanktionen statt mit Vorteilen und Belohnungen gearbeitet wird, obwohl es ganz sicher so nicht optimal ist. Unsere Leistung leidet darunter. Schlecht behandelt, angetrieben und gequält zu werden, bringt uns zwar auch ans Arbeiten, ist aber suboptimal, ungesund und unbiologisch.

Zur dieser generellen Sachlage kommt, dass fast jeder Mensch einen gewissen unterschiedlichen „seelischen Steine-Rucksack“, je nachdem, wie sein Lebensweg verlief, genannt Prägung, „auf dem Buckel trägt“, mit dem er zurecht kommen muss.

Besonders die Kindheit ist hier entscheidend (wichtigste Zeit im Mutterleib und von 0-7 Jahren). Kinder, besonders Kleinkinder und Babys, sind erstaunliche Gefühlsexperten. In der Kindheit und Jugend sind wir extrem seelisch verwundbar. Störungen entstehen, wenn Negatives nicht oder nur teilweise bewältigt werden konnte. Meistens beginnt die Ursache früh, kann aber in jedem Alter liegen.

Der Spruch: „Er/sie ist ja so klein, die kriegen das nicht mit!“ istbarer Unsinn.

Im seelischen Bereich nennt es die Fachwelt emotionale Traumatisierungen und nachfolgende posttraumatische Belastungsstörungen, die Neurosen, und bedingt auch Psychosen (s. a. Anhang A).

Sie können entstehen aus eigentlichen Kleinigkeiten, auch ohne brutale Ursachen (wie z. B. sexueller Missbrauch), z. B. durch Rivalität, erlittene Gemeinheiten oder Unfälle (und auch ungeschickte ärztliche Eingriffe).

Auch eine Scheidung der Eltern oder ein erzwungener Aufenthalt in einer schlechten Krippe kann aus der kindlichen Sicht schrecklich sein und für Folgen reichen.

Neurosen und Psychosen können gemeinsam auftreten und sich gegenseitig verstärken. Psychosen haben wahrscheinlich eine größere erbliche Komponente. Alle Ereignisse müssen verarbeitet werden.

Negatives „verschaffen“ kann zu sofortigen oder späteren Problemen, auch zu Fehlbildungen, Funktionsstörungen und Krankheiten des Gehirns und des Körpers, führen, die nicht immer leicht erkennbar sind.

Es ist keinesfalls selten, sondern weit verbreitet, mit irgendeinem negativen, unbewältigten Erleben, also einer möglichen Neurosenursache (und/oder sogar Psychosenursache), leben zu müssen. Oft bemerkt man das gar nicht.

Es muss nicht immer „zum Ausbruch“ kommen, manchmal wird das Leben trotzdem gemeistert, aber es kann sich auch zu jedem Zeitpunkt, also irgendwann (auch nach Jahrzehnten) und auch in jeder Form, irgendwie, bemerkbar machen.

Da alles im verborgenen Inneren, dem Unbewussten, geschieht und dem Denkverstand nicht direkt zugänglich ist, kommen etwaige Folgen meistens schleichend und sind schwer zu bemerken.

Wenn „das Kind in den Brunnen gefallen ist“, die Krankheit „alles beherrscht“, denkt besonders bei körperlichen Krankheiten ohnehin kein Standard-Schulmediziner mehr an die Ursachen. Ohne jedoch die weiter bestehende innere Ursache zu behandeln, ist chronische Fehlentwicklung „programmiert“.

Das neurotische und/oder psychotische Fehlverhalten geschieht „automatisch“ über den Gefühlsverstand und kann vom rationalen Verstand nur bedingt kontrolliert werden.

Es kann sich dabei nur um kleine „Macken“ handeln, die wenig beachtlich sind. Aber es kann auch eine bedeutende, vielleicht sogar lebensbedrohliche, Rolle spielen und die Ursache von schweren seelischen Krankheiten sein, die sogar stationär behandelt werden müssen, und/oder über die Psychosomatik Ursache körperlicher Krankheiten und jahrzehntelanger Verläufe sein.

Negativer Stress führt über Funktionsstörungen (z. B. dauerhaft erhöhter muskulärer Tonus des Skeletts, des Herzens, der Gefäßwände oder anderer Organe in Verbindung mit anderen Störungen, z.B. beim Hormon- und Vitaminhaushalt) auch zu mechanischen Körperveränderungen.

„Wie kann es sein, dass mein Bandscheibenvorfall/mein Meniskusriß/meine Herznarbe von den Emotionen kommen kann“ oder „Ich bilde mir meine Schmerzen doch nicht ein“ sind die typischen naiven Ahnungslosen-Sprüche.

Wir bilden uns „ALLES“ ein, da unser Gehirn so arbeitet.

Jegliche Folgen zeigen sich entweder sofort oder entwickeln sich allmählich oder aber nach einer problemfreien Latenzzeit, selbst noch nach vielen Jahrzehnten, nach einem scheinbar normalen Leben.

Oft bricht in Schwellensituationen oder Krisen die neurotische Abwehr zusammen, die unbewusste Verdrängung gelingt nicht mehr, z.B. bei Schicksalsschlägen, Prüfungen, in den Wechseljahren oder durch die Berentung, und die „Probleme“ beginnen.

Beschreibung der häufigen „klassischen“ schleichenden Befindlichkeits- und Funktionsstörungen:

Es fängt damit an, dass man zu häufig nicht „gut drauf“ ist, sich öfter unwohl fühlt, immer kalte Hände und Füße hat oder ständig schwitzt, öfter Schmerzen,

Hautstörungen, Schlafstörungen und verspannte Muskulatur hat, also der Körper immer schlechter „funktioniert“. Ein immer noch häufiger schwerer Fehler liegt dann darin, mit „Schmerz- bzw. Schlaftabletten“ zu behandeln, was höchstens kurz etwas ändert und obendrein zur Verschlimmerung führt.

Parallel kommt es oft zur Immunschwäche mit Sinusitis (Nebennasenhöhlen-Entzündung), die bei reiner standard-schulmedizinischer Therapie mangels Ursachen-Behandlung schnell chronisch wird.

Der typische Verlauf, der bei uns bei Millionen vorkommt, geht einher mit verstopfter Nase beim Schlafen, mindestens immer das untere Nasenloch geht beim Liegen zu, manchmal sogar beide. Man kann im Lauf der Zeit fast verrückt werden und schläft immer weniger erholsam.

Andere, als die wahren, nämlich inneren (Überlastungs-)Gründe, werden gesucht, gefunden und behandelt, der Mensch will rationale Verstandes-Erklärungen, wenn er etwas nicht begreift, der Teufelskreis beginnt:

Ist es eine Allergie oder ein Umweltschaden, vielleicht andauernde und/oder rezidivierende Infektionen (viral oder bakteriell, oder sogar, oh Schreck, gemischt oder Pilze?), welches Antibiotikum hilft (reicht 5x im Jahr?), es könnten auch Strahlen vom Handy sein, fehlt es an Ausdauertraining oder kann eine andere absurde Ernährungsweise helfen?

Als Ultima Ratio wird meist die operative Korrektur der asymmetrischen Nasenscheidenwand zur Behandlung der chronischen Sinusitis empfohlen. Das halte ich für äußerst fragwürdig.

Zusätzlich werden die alternativen Möglichkeiten ausgeforscht:

Akupunktur, Homöopathie, Bioresonanz – die Fülle der Angebote ist gewaltig und viele Patienten meinen, es hätte ihnen besser geholfen, als „schulmedizinische“ Methoden.

Das Phänomen der heimlichen „Volkskrankheit“ Sinusitis wird noch gefördert durch typische „westliche“ Ernährungsfehler, z. B. wegen der Vitamine morgens Südfrüchte mit Joghurt zu essen, um gesund, schlank und schön zu werden.

Das führt direkt zur chronischen Immunschwäche.

Laut der uralten chinesischen Ernährungslehre, die sehr viel Wahres enthält, ist morgens unbedingt Wärmendes angesagt und nichts Kühlendes. Kalte Milchprodukte, kaltes Müsli und Südfrüchte sind extrem kühlend und sollten erst ab der Mittagszeit verzehrt werden.

Was nach meiner Erfahrung wirklich, zusätzlich zur Hauptbehandlung, dem Abbau der Überlastungen durch äußere und innere Klärung und Selbstfindung, überraschender Weise zusätzlich etwas bringt, sind Heilsteine.

Als ich davon erfuhr, erschien mir dies sehr esoterisch. Aber es gibt da einige Bücher zum Thema und ich war auch auf einem Vortrag dazu bei Michael Gienger, einem Heilstein-Guru, der mich beeindruckte.

In dem Fall der chronischen Sinusitis klebt man sich zur Behandlung nachts mit Heftpflaster zwei kleine längliche Smaragde seitlich auf die Nase. In Naturheilläden werden solche Steine verkauft. Es funktioniert auch mit einem Smaragd auf dem Nasenrücken.

Bei mir half es sehr, anfänglich habe ich das etwa für 6 Monate gemacht, bis es nicht mehr nötig war, weil es immer besser wurde. Es ist verblüffend, oft geht die Nase binnen weniger Minuten beidseitig auf und man kann problemlos ein- und durchschlafen.

Eine logische oder anerkannte naturwissenschaftliche Erklärung dafür gibt es nicht zwischen Himmel und Erde

Es gibt viele Zeichen der Besserung. Viele Leute haben Meditation schon entdeckt oder üben Entspannungs- oder tiefenpsychologische Verfahren.

Vereinzelt bemerkt man es in der „Standard-Schulmedizin“, langsam stören die Fehler zu sehr und werden zu teuer, man denkt nach:

Es wird diskutiert über die Überlastung der sogenannten Stressachse, z. B. in der Kardiologie. Ein Herzinfarkt hat viel mit der Psychosomatik zu tun und ist nicht nur ein mechanischer Verschluss einer Herzarterie.

Alle „Zivilisationskrankheiten“ kommen durch Fehlverhalten und Überlastung (eine unvollständige Auswahl):

Bandscheibenvorfälle, Bluthochdruck, Diabetes mellitus, Herzinfarkt, Rheuma, Depression, Fibromyalgie, Schmerzsyndrome, Schlaganfälle, Krebs, Asthma – alles hängt eng mit unserem Gesamtsystem und unserem Inneren zusammen.

Wer sich bis zu diesem Punkt des Kapitels angegriffen fühlt, verärgert ist, es für Mumpitz hält und/oder immer noch „denkt“, er könne mit dem rationalen Verstand sein Leben regeln, der hat mit folgender Einschränkung recht:

Unbeschadet davon, wie wir s. o. „ticken“, ist es selbstverständlich durchaus möglich, jegliche Handlungen und Entscheidungen umzusetzen gegen das „Bauchgefühl“, sogar längerfristig.

Es ist korrekt, jeder kann selbst denken und „entscheiden“ und nötigenfalls mit dem rationalen Denkverstand an die nächste Betonwand rennen.

Es ist so weit verbreitet in unserer Gesellschaft, dass es vielen gar nicht mehr auffällt, weil es so eingefahren ist.

Sich jedoch quasi mit Hilfe des rationalen Verstandes selbst zu vergewaltigen und gegen die inneren Gefühle zu leben, bedeutet bewusst idiotisch zu agieren und dafür einen „Preis“ bezahlen zu müssen.

Wenn wir aber die Kontrolle nur dem rationalen Denkverstand, der ein Idiot ist, überlassen, wie bisher, kommt es zu Lebensfehlern und negativen Folgen.

Wir müssen einen „Preis dafür zahlen“. Ein Leben unter weitgehender Entkopplung des rationalen Denkens und äußeren Handelns vom inneren Gefühlsdenken ist dauerhaft ohne Schäden unmöglich.

Den „Preis zahlen“ heißt, nicht nur Schwierigkeiten des Zusammenlebens (persönlich, z. B. Ehescheidungen, aber auch generell, auch gesellschaftlich und politisch) zu bekommen, sondern auch das Auftreten von individuellen Funktionsstörungen und nachfolgenden Krankheiten beim Einzelnen.

Unser gefühlsfernes, rational begründetes Leben führt sogar regelmäßig zu Kriegen, denn die Staaten, Gesellschaften und Familien sind auf die alte Weise fehl organisiert.

Glücklicherweise sind wir nach zwei schrecklichen Weltkriegen in den letzten 100 Jahren in West-Europa mittlerweile schon etwas klüger geworden.

Dazu kommt das Phänomen, dass, je mehr es klemmt, die grundlegenden alten Irrtümer in ihren verkrampten Regelwerken aufleben, beweihräuchert und empor gehalten werden, das Heil wird gesucht in der Renaissance alter blödsinniger Weltbilder.

Wir sollten uns diesen Schwachsinn nicht antun und alle törichte Ideologien weltweit „in die Wüste schicken“.

## 5 Ich-Revolution

Wir sind schlicht und ergreifend blöde, wenn wir unser Leben weiter ohne Beachtung der Gefühlskontrolle hauptsächlich durch den rationalen Denkverstand organisieren. Das gilt für Gruppen, also jede politische Struktur, jede Gesellschafts- und Wirtschaftsform, aber vor allem für jedes Individuum.

Unsere Leistungsfähigkeit, Wirtschaftskraft und Lebensfreude würden deutlich ansteigen.

Das Steuern des Lebens mit dem rationalen Denkverstand unter Missachtung der Gefühle (des „Bauchgefühls“) ist suboptimal und Ursache massiver Problem jedes Einzelnen und der Gesellschaft. Das gilt universell überall in der ganzen Welt, nicht nur in hochentwickelten Gesellschaften.

Bei normalen Menschen funktioniert das „Bauchgefühl“ meistens noch ziemlich gut, sie sind seelisch gesund. Das trifft heute noch besonders bei Urwaldvölkern zu, die dauerhaft in Trance leben, sich aber leider oft mit anderen Nöten, z. B. nichts zu essen zu haben, plagen.

Für die im Wohlstand wäre es am leichtesten, spiritueller zu werden.

Wenn wir es wirklich wollen, kann das jeder.

Falls schon Störungen aufgetreten sind, muss erst recht gehandelt werden.

Wer stärker belastet ist, bereits im Stadium der Funktionsstörungen oder schon krank, sollte nicht zögern, sich, wenigstens am Anfang, professionelle Hilfe zu suchen.

Je früher am Inneren gearbeitet wird, desto schneller kommt die Hilfe.

Bereits frühzeitig in der Schule müssten, spätestens in der Vorpubertät, tiefenpsychologische Trainings- und Entspannungsverfahren durchgenommen und erlernt werden.

Schon allein das Erlernen des Autogenen Trainings (wurde 1926 von einem Prof. Johannes Schultz in Berlin entwickelt), einer Art milde Selbsthypnose, für jedes Schulkind, wäre eine enorme Verbesserung.

Das eigene Unbewusste erreicht man durch Entspannungs- und spirituelle Verfahren, Meditation und/oder Trancearbeit, z.B. Trancearbeit durch Autosystemhypnose, die sogar jeder selbst durchführen kann, wenn er es gelernt hat. Am Anfang muss viel und praktisch täglich geübt werden, die Erfolge stellen sich nach und nach ein, es hängt sehr von „Vorschäden“ ab.

Zum Einstieg werden an vielen Orten Kurse in z. B. Qi-Gong, Jacobson'sche Relaxation, Tai-Chi, Ayurveda, Meditation, Autogenem Training, Yoga oder Autosystemhypnose bzw. Selbsthypnose angeboten.

Aus der „inneren Klärung“ ergeben sich dann quasi automatisch die anderen für ein normales Leben erforderlichen Verhaltensweisen, die nachfolgend erklärt werden.

Wer den „richtigen Weg“ zu seiner inneren Klärung endlich angefangen hat, auch wenn er noch weit sein sollte, wird dabei bleiben und immer so weiter leben wollen.

Der „richtige Weg“ endet nie, denn „der Weg ist das Ziel!“

Das gilt ganz besonders, wenn er Frühtraumatisierungen auflösen und Krankheiten damit heilen oder verbessern will.

Wer bereits weitgehend gesund, glücklich und zufrieden geworden ist, dem reichen einmal wöchentliche Entspannungs-Sitzungen.

Das Positive und Fröhliche ist Teil unserer biologischen Natur und sollte grundsätzlich immer überwiegen. Der positive Stress muss den negativen Stress kontrollieren.

Das Leben bleibt trotzdem eine Herausforderung, denn es gibt kein Wolkenkuckucksheim, wir müssen ständig arbeiten und kämpfen, Lösungen und Kompromisse finden, innerlich und im Alltag.

Man kann so spirituell sein, wie man will, tagtäglich gilt es mit dem rationalen Verstand das Leben zu bestehen.

Nichts hindert uns aber, die Realitäten des Lebens möglichst angenehm zu gestalten und analog unserer wahren, steinzeitlichen Struktur zu handeln.

Hier eine Auswahl des zu Erstrebenden, was eigentlich jeder ohnehin weiß bzw. wissen sollte, welches in jedem Fall individuell gelebt werden und Spaß bereiten sollte:

- ein spirituelles, fröhliches, soziales Leben voller Muße, Freude, Arbeit und Abwechslungen
- natürliche, ausgewogene und gesunde Ernährung
- genügend körperliche Bewegung
- erholsamer und genügender Schlaf
- kontinuierliches zufriedenes Arbeiten und Regulierung sämtlicher Belastungen
- keine Gehirn schädigenden Substanzen oder Verhaltensweisen
- innere Klärung und meditatives Üben auf dauerhafter Basis

Wie könnte sich die Umstellung darstellen?

Jeder sollte bei sich selbst beginnen, sich erkennen und sein wahres Wesen beachten, also seinem Unbewussten gerecht werden, indem er, wie immer man es nennen will, sein Gefühlshirn oder tiefstes Inneres, seine Urweisheit, seine Seele, sein „Bauchgefühl“ oder „das Göttliche in sich“, aktiviert.

Sich selbst zu erkennen und gerecht zu werden, macht kreativ, altruistisch und führt keinesfalls zu Engstirnigkeit oder Egoismus.

Das Leben wird kongruent, ehrlich und realistisch, Funktionsstörungen und Krankheiten werden gebessert, die Lebensqualität steigt enorm.

Das gilt für Gesunde und Kranke gleichermaßen.

Den hier beschriebenen „richtigen inneren Weg“ zu finden, ist keinesfalls ein Honiglecken, vor allem, wenn man sich an das „falsche Leben“, den vermeintlich leichteren äußeren Lebensweg, an Lug und Trug und an Selbst- und Fremdverarschung schon schön gewöhnt hat.

Auch bei klugem Vorgehen wird es während der Umstellung anfangs zu Zweifeln und Krisen kommen, bis es dann allmählich leichter wird und der „richtige Weg“ immer erfolgreicher beschritten wird.

Man gewöhnt sich erst nach und nach daran, dem Inneren zu folgen, sich immer wohler und wohler zu fühlen und es zu genießen.

Wohlgermerkt, alles kann nur hochindividuell richtig geschehen, es gibt keine sinnvollen allgemeinen Regeln für jedes Menschen Leben, keine Bibel, keine Thora, keinen Koran oder andere Aufzeichnungen und keine Pfaffen, Rabbis, Mullahs, Lamas oder schräge Propheten dafür, denn das Göttliche ist in jedem von uns natürlich angelegt.

Wir müssen nicht unter dem Joch irgendwelcher uns eigentlich wesensfremder Regelwerke stehen, um glücklich, gesund, zufrieden und damit auch gut und sozial zu sein.

Jeder kann sein Leben selbständig autonom und selbstorganisatorisch aus innerer Kraft gestalten, wenn er es wirklich will. Alles sollte nur im eigenen Modus und nach eigenem Tempo entstehen.

Alle schlechten Belastungen der Menschheit, wie ungünstige politische Organisationsmuster, Ideologien, Glaubens- oder Heilslehren oder Religionen, Bürokratenwahn, Zeitgeistidioten und deren Folgen sind eigentlich überflüssig, oft sogar schädlich.

Wir könnten es schaffen, unseren Reichtum besser zu nützen und nicht weiter nach dem Motto „wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis“ zu leben, sondern es besser zu machen.

Es wird Anfang des 21. Jahrhunderts endlich Zeit für etwas ganz Neues.

Nämlich zu begreifen und umzusetzen, dass unser Leben, wie von der Natur biologisch vorgegeben, verlaufen sollte.

Unser Gehirn ist genau so angelegt, wie es uns am besten bekommt, wir müssen es nur endlich richtig benutzen.

Je mehr Menschen normal werden und sich nicht mehr alles gefallen lassen, desto mehr würde es uns gelingen können, nicht nur uns selbst, sondern auch die Beziehungen zu unseren Mitmenschen, privat und gesellschaftlich, weltweit, zu optimieren.

Niemand käme nach der Ich-Revolution weiter auf die Idee, sich wegen rationalem Denkmist zu bekämpfen und zu zerstören.

Alles, was uns Menschen quält und nervt, auch unerträgliche Lebens-Verhältnisse in anderen Weltgegenden, hätte langfristig keine Chance mehr.

Wir täten gut daran, denn es stehen in dieser Welt offensichtlich gewaltige, auch vor allem politische und wirtschaftliche, Veränderungen an, auch wenn wir viel lieber weiter „schlafen“ wollen oder oft so getan wird, als sei das nicht so. Es wäre töricht, die deutlichen „Zeichen an der Wand“ zu ignorieren und weiter arglos „in den Tag hinein zu wursteln“.

Das Umdenken könnte ganz allmählich und ohne Gewalt oder Hast geschehen, es sind dafür keine neuen Heilslehren zu predigen, Handbücher zu verteilen oder Regeln zu verkünden, es fängt an in jedem Einzelnen durch Beschreiten seines richtigen Weges in seinem eigenen Tempo.

Ohne Zweifel wäre es eine sanfte Änderung, aber langfristig sehr mächtig und stark. Erst ein kleines Pflänzchen in jedem, zunächst hauptsächlich im Inneren, erst danach generell.

Die Zeit ist gekommen für die Ich-Revolution.

## **6 Kindergarten, die ersten Lebensjahre, Frühkirche, Konfirmation**

Schon im Kindergarten, und erst recht in der Schule, ließ ich es andere Kinder böse spüren, wenn sie meinten, mich als „dicker, fetter Sauerfressisch“ hänseln zu können.

Ich haute sie oder nahm sie in den Schwitzkasten, bis sie aufgaben, denn ich war zwar dick, aber auch schon sehr stark.

Als Kleinkind war ich zunächst eher dünn und zartgliedrig, hatte blonde Locken, war sehr verspielt und verträumt.

Erst im Kindergarten kamen langsam die Pfunde und die Haare wurden schwarz. Es war bereits der erste Kummerspeck, der nicht nur durch meine Frühtraumatisierung, sondern auch durch die genetische Komponente entstanden war.

Beide Großmütter wogen in „ihren Glanzzeiten“ locker über 2 Zentner (1 Zentner = 50 kg).

Wie jeder weiß, wird im Kindergarten kräftig ausgeteilt und die Fronten werden abgesteckt. Die Schwächeren, und besonders die Dicken, werden gnadenlos fertig gemacht.

Viele, sogar wenn sie Akademiker werden, behalten diese Hackordnung lebenslang bei.

Seitens der Kindergartenleitung erlebte ich keinerlei vernünftige Erziehungsbemühungen, ganz im Gegenteil.

In unserem evangelischen Kindergarten herrschte eine streng hierarchische Ordnung.

Die Leiterin, Schwester Johanna, war eine hagere, lange, hoch aufgeschossene Diakonisse.

Dabei handelt es sich um evangelische Nonnen mit schwarzer Tracht und einem reinweißen, gestärkten Häubchen, welches mit Metallklammern am Haupthaar fixiert wird.

Sie hatte eine spitze Nase und wasserblaue Augen, die immer entzündet aussahen. Ihre Bewegungen waren immer abrupt, niemals fließend.

Ein unübersehbares, irgendwie zu groß wirkendes, silbriges Metall-Kreuz an einer langen silbrigen Kette, hing um ihren Hals und reichte weit herunter, fast bis zum Nabel.

Johannas Spitzname war „Drosselbart“, weil sie ein ziemlich großes, langes Kinn hatte und praktisch nie lachte.

Sie führte ein strenges Regiment und diente nur Jesus und dem Pfarrer, was Lachen nur in Ausnahmefällen zuließ.

Kinder reicher Eltern wurden stark bevorzugt und arme Kinder umso strenger diszipliniert, da von ihren Eltern keine Spenden zu erwarten waren.

Als ich fast 6 Jahre alt war, schlug mir eine der „Tanten“ mit dem Klöppel der Trommel auf den Kopf, weil ich gerade jemand eine gelangt hatte, der mich hänselte.

Das tat mir sehr weh und war einfach zu viel.

So haute ich ihr daraufhin gewaltig meine kleine harte Faust in ihren dicken Wanst.

Da sie aber leider schwanger war, kam sie danach ins Krankenhaus und ich flog aus dem Kindergarten.

In meinen ersten drei Lebensjahren wurde um 5:30 Uhr die Bahnhofs-Gaststätte (mit zusätzlicher Metzgerei) meiner Eltern geöffnet, den ganzen Tag war Trubel, Musik und Tanz, und es ging oft bis nach Mitternacht.

Nach den entbehrungsreichen Jahren des 2. Weltkrieges und den Hungerjahren danach, wollten die Leute Anfang der 50er Jahre Vergnügungen und tanzten, fraßen und sofften, was das Zeug hielt.

Es gab bei uns auch massenhaft amerikanische und manchmal auch französische Besatzungssoldaten, die sich mit tummelten.

Nachts mussten meine Eltern manchmal zu Winzern fahren, um Nachschub zu holen, denn ständig ging der Wein aus. Ich fuhr mit, als Baby in einem großen Henkelkorb, später sitzend auf dem Rücksitz.

Zuerst hatten wir einen alten grauen OPEL Kadett, Baujahr 1936, danach einen braunen GOLIATH der Borgward-Gruppe mit asthmatischem Zweitakt-Motor, immer mit Anhänger.

Danach kam ein grauer OPEL Olympia mit weißer Dachlackierung, der Vorläufer unseres nächsten, komplett schwarz lackierten, OPEL Rekords, danach 1961 ein ebenfalls schwarzer MERCEDES-BENZ 190 D Heckflosser.

Damals waren die Autos sehr anfällig und ständig ging etwas kaputt. Nur Trommelbremsen, noch keine Scheibenbremsen, Diagonalreifen und noch keine Gürtelreifen, man fuhr, was man halt kriegen konnte, ABS oder ESP existierten nicht, Autofahren war ein Abenteuer.

Meine Mutter hatte mit einer Sondererlaubnis den Führerschein gemacht mit 17 Jahren, daher konnte mein Vater hinten anschieben, wenn wir an Steigungen hingen.

Nach 4 Jahren Bahnhofsgaststätte bauten meine Eltern und wir hatten dann nur noch eine Metzgerei, das Leben wurde etwas angenehmer und ruhiger.

Es blieb mir nicht erspart, mit „Abnehmkursen“ traktiert zu werden, die erste mit ca. 8 Jahren. Zusammen mit vom Hausarzt verschriebenen Amphetamin-Abnehm-Tabletten, die damals für alles Mögliche weit verbreitet waren und längst verboten sind, überschritt ich bei so viel Schwachsinn mit 10 Jahren die 100kg-Grenze. Damals konnte ich aber schon 1/2 Schwein aus dem Anhänger in der Garage die Treppe hoch in die Wurstküche tragen.

Eine der Diät-Kuren, mit denen ich schon als Kind mehrfach traktiert wurde, nannte sich die 14-Tage-Hollywood-Eier-Wunderkur.

Die besagte, täglich nur Eier zu essen und viel Tee zu trinken. Am ersten Tag eins, bis auf sieben am Tag in der Mitte der Kur, danach absteigend wieder auf Null.

Eine üble Tortur und Gesundheitsgefährdung, dazu kam, dass nur hartgekochte Eier erlaubt waren.

Natürlich hatte ich dagegen ein ausgeklügeltes „Nahrungs-Beschaffungs-Programm“ mit Not-Depots ausgetüfelt, was in einer Metzgerei einfach umzusetzen war.

So trickste ich jeden Kurversuch aus.

Zusätzlich hatte ich herausgefunden, dass viele dünne Mitschüler ihre „fetten“, liebevoll von ihren Müttern zubereiteten und mitgegebenen, Pausenbrote oft nicht aßen, sondern keinen Appetit hatten und sie wegwarfen.

Mit denen schloss ich dann pragmatische Freundschaften und „übernahm“ das Verzehren, denn es war ja eigentlich eine Sünde, die guten Stullen in die Abfalltonne zu werfen.

Mit 10 Jahren hatte ich begonnen, in einem Judo-Verein mit zu trainieren. Als ich mit 11 Jahren erstmals Kreismeister wurde, wog ich erschreckende 113 kg.

Judo und später auch Karate halfen mir das Gewicht weitgehend zu halten, bis ich mit 20 Jahren dann mit dem Kampfsport aufhörte, als ich zur Bundeswehr eingezogen wurde.

Nach dem Kindergartenrauswurf war ich jeden Sonntagmorgen „gebongt“, denn meine bigotte Oma Käthen rannte am liebsten in die Kirche, besonders in die Frühkirche. Die begann sehr früh, schon um 8 Uhr. Zum Zwecke der Läuterung musste ich gnadenlos mit.

Einfach waren es etwa 30 Minuten zu laufen, bei Wind und Wetter, im Winter war es noch halb dunkel. Unterwegs wurde ich zusätzlich ständig zum Lesen von Schildern angehalten.

Das große Gotteshaus, 1935 aus gebrannten Einfach-Klinkern errichtet, war ein braun-grauer rechteckiger Klotz. Der Innenraum war spartanisch, unverputzt

und evangelisch kahl gehalten, nur hinter dem Altar hing ein gewaltiger Gold-INRI an der Hinterwand.

In der Frühkirche kamen auch Ende der fünfziger Jahre selten mehr als 30 arme Seelen zusammen, die mit inbrünstigem Beten und lautem Singen die Tristesse vertreiben wollten. Im Winter war es saukalt und man fröstelte vor sich hin.

Meine Eltern gingen nur zu Weihnachten in die Kirche und jedes Jahr gab es erneut Streit, weil meine Oma dann immer astronomisch hohe 100 DM in den Klingelbeutel für die Kollekte gab. Und das, obwohl ihre Rente knapp über Sozialhilfeniveau lag.

Ihre Tochter, meine Mutter, flippte deswegen jedes Jahr wieder aus. Meine Eltern hatten nämlich wirtschaftlich schwer zu kämpfen, da sie 1956 neu gebaut hatten.

Mir war der Kirchgang von Anfang an total zuwider. Wenn Gott überall war, warum musste man dann extra in die Kirche tapfen?

Ich ging allerdings später meiner Oma zuliebe mit, bis sie mich nach vielen Jahren nicht mehr mitnahm.

Es wurde ihr irgendwann zu peinlich, weil ich meinem Protest durch extrem lautes Falsch-Singen immer öfter Ausdruck verlieh.

Später musste ich dann trotz allem wieder in die Kirche gehen, weil es damals unbedingt üblich war, konfirmiert zu werden.

Der schöne Teil waren die reichlichen Geschenke, die man zur Konfirmation erhielt.

Die Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen und die Würde des Abendmahls erhalten zu dürfen, waren dagegen nur auf steinigen Wegen zu erreichen. Das hatte ich schnell erkannt.

Unser unfairer Pfarrer, der regelmäßig Prügel und Strafarbeiten verteilte, lebte nicht, was er selbst stets sonntags predigte.

Auch er benachteiligte und quälte deutlich die Kinder aus armen Familien und half mit Strafen nach, wenn es bei dem vielen Auswendiglernen klemmte.

Ich kam locker durch, weil ich durch meine Frühkirchenbesuche einen Bonus hatte. Viele Rituale, Lieder und Gebete waren mir deswegen bereits geläufig. So spielte ich das Spiel halt mit, weil mir ja bewusst war, dass es bald vorüber sein würde.

Beim ersten Abendmahl zum kirchlichen Konfirmationsgottesdienst waren mein Kumpel und ich die ersten für den Weintrunk. Wir hatten uns extra so positioniert, denn wir wollten die vollen zwei Silber-Pokale glatt austrinken, mitten

im Abendmahl konnte uns der Pfarrer ja wohl schlecht eine kleben. Es standen ja auch immer schon gefüllte Reserve-Pokale bereit. Daher mussten nach uns beim Weiterreichen die Pokale gewechselt werden. Wir waren auf dem Heimweg gut strack, es war bestimmt ein halber Liter für jeden gewesen.

Als er uns später deswegen zur Rede stellte, taten wir ganz dumm und sagten, wir hätten es vor lauter Aufregung falsch gemacht.

Nach der Konfirmation mussten wir noch ein weiteres Jahr nach dem Hauptgottesdienst eine Stunde in die Christenlehre. Es bestand aber keine Pflicht mehr zum Gottesdienst sonntags, denn auch hier hatten schon andere Zeiten begonnen. Es war bereits das Jahr 1968.

Es gab dort einen Kirchengemeinderat, der uns ständig belehrte und dessen Sohn gerade zur Konfirmation anstand.

Beide kamen immer gemeinsam zum 10-Uhr-Hauptgottesdienst mit ihren identischen Fahrrädern, die mit Fähnchen, Rückspiegeln und Tachometern ausgestattet waren. Diese wurden immer auf dem Vorplatz umgedreht zueinander „geparkt“, so dass je ein Vorderrad und ein Hinterrad mit einem Zahlenschloss zusammen geschlossen werden konnten.

Der fromme Mann und sein Mustersöhnchen waren uns ein Dorn im Auge.

Wir trafen uns während des Gottesdienstes meistens auf dem Vorplatz für die anschließende Christenlehre.

Einer war ein Techniker und spielte immer an den Zahlenschlössern der beiden herum. So hatte er bald deren geheime Kombinationen herausgefunden.

Daraufhin gab ich den Startschuss für die Idee, die Räder „umzuparken“. Nämlich im Wipfel eines der riesigen Lindenbäume auf dem Vorplatz. Und zwar genau so wie vorher, wie es sich gehörte, wechselseitig um den Stamm herum angeschlossen, jeweils miteinander verbunden an den Vorder- und Hinterrädern.

Wir waren 15 kräftige Burschen und es war nicht besonders schwer, über mehrere Kletterer in verschiedenen Höhen die Räder hinaufzureichen.

Als die sonntägliche Gemeinde heraustrat, gab es dann ein großes Geschrei und Suchen, bis man die beiden im Wipfel hängenden Räder entdeckte. Und natürlich wurden wir sofort verdächtigt und rundweg beschuldigt. Aber wir behaupteten steif und fest, wir seien gerade erst angekommen, da wir uns vorher am KIOSK getroffen hätten und wüssten überhaupt nichts von vermeintlich gestohlenen Rädern.

Nach langem Gezeter kam dann die weiche Welle und wir wurden inständig angewinselt, doch zu helfen und sie wieder herunter zu holen. Nach einem Deal über 15x Eiscreme (Nogger von LANGNESE), holten wir die Räder herunter.

Allerdings nicht ohne vorher nachzufragen, während sich die Klettermannschaft auf dem Baum zu den Rädern hinarbeitete, wie denn die Kombinationen zum Öffnen lauteten, gleichzeitig „Beweis“, dass wir es ja nicht gewesen sein konnten.

Danach wurden wir von weiterem Unterricht befreit, die Christenlehre war beendet. Das war mir allzu recht, denn insgesamt war mein persönliches Christentum mittlerweile sehr infrage gestellt und stark ramponiert worden.

## 7 Familie

Meine Oma Käthen, mütterlicherseits, hatte ein schweres Schicksal hinter sich und war nicht umsonst auf dem „Heiland-Trip“. Sie betete regelmäßig und las abends in unserer alten Familienbibel, meistens beim Licht einer einzigen weißen Stearin-Kerze, da Stromverbrauch bereits als Sünde galt.

Nach ihrem Abendessen, oft nur einem halben Apfel und einem Stück trockenem Brot mit leckerem Leitungswasser, lief das abendliche Bußritual. Opulentes Essen, auch sonntags, wurde von ihr ebenfalls als Sünde betrachtet. Sie aß zwar den Nachtisch, besonders wenn es die „JOPA-Eiscreme-Bombe“ gab, musste dann aber nachbeten.

Öfter verlor sie ihren Schlüsselbund, der meistens in der Kloschüssel im Siphon lag, weil sie ihn immer aus ihrer Kittelschürze dorthin schlenkerte, wenn sie pinkeln ging.

Wenn er dann gefunden war, lief sie manchmal mit einer brennenden Kerze stundenlang das Treppenhaus auf und ab und sang: „Lobet den Herren ...“.

Weiter half sie sich über den Tag mit Sprüchen wie: „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Ihr Lieblingsspruch aber war: „Arbeit schändet nicht!“. Dieser wurde, auch zu unpassenden Momenten, laut deklamiert.

Denn sie büßte für die Sünde, unehelich geboren zu sein im deutschen Kaiserreich.

Ihre Mutter, meine Urgroßmutter, war als Köchin im Dienst bei einer Herrschaft, als sie vom Herrn ein Kind bekam und rausgeschmissen wurde.

Ein kinderloser Witwer nahm die Gefallene später gnädig doch noch zur Ehefrau und sie schenkte ihm 7 Kinder binnen 10 Jahren.

Meine Oma, als Kind der Schande, wuchs bei weitläufigen Verwandten auf einem Bauernhof auf und durfte erst mit 13 Jahren als Älteste zurückkehren. Wegen der vielen Bälger wurde eine Arbeitsmamsell dringend gebraucht.

Von ihren 5 Halbbrüdern, meinen Großonkeln, hauchten 4 ihr Leben für den Kaiser aus auf den nordfranzösischen Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges, der Stiefvater kam mit einem Kopfschuss kriegsblind zurück.

Ab 1919 überlebte die Familie daher mühsam durch die Akkord-Arbeit meiner Oma als Zigarrendreherin.

Ihr Stiefvater starb bald an den Kriegsverletzungen, ihre Mutter, meine Urgroßmutter, erst 3 Jahre nach meiner Geburt mit 95.

Sie war verkalkt und einmal „flüchtete“ sie mit mir an der Hand entlang einer Bahnstrecke und wir wurden erst nach zwei Stunden gefunden.

Die zwei Halbschwestern und der kleinere Halbbruder heirateten und bekamen Kinder.

Eine eigene Heirat meiner Oma verhinderte deren strenge, christliche Lebensprinzipien. Als die jüngere Halb-Schwester aber beim zweiten Kind bei der Geburt starb, hatte ihr meine Oma versprochen, für die zwei Mädchen und den Mann zu sorgen, was im Endeffekt dazu führte, dass mein Opa, der sehr lebenslustig gewesen sein soll, dann meine Oma heiratete und sie mit 40 Jahren meine Mutter bekam. Sie starb mit 87 Jahren, ich war da 31.

Mein Großvater mütterlicherseits starb 1944 an Lungenentzündung, als Briefträger in höherem Alter war er nicht im Krieg. In den letzten Kriegsjahren lebte die Familie vor allem aus dem eigenen Garten und dem kleinen Weinberg. Ganz selten, und wenn, nur am Sonntag, gab es Fleisch, z. B. ein paar Bratwürste für alle zusammen. Der Vater bekam eine ganze, die Mutter eine halbe und jedes der drei Mädchen ein Rädchen. Kartoffeln, Salat und Gemüse waren genug vorhanden, aber es fehlte an Fett.

Meine Mutter erzählte immer, sie hätte davon geträumt, sie würde ein halbes Pfund Butter auf einmal essen, wenn es jemals wieder genug geben würde.

Zum Kriegsende hatten Kinder aber andere, noch größere, Probleme zu bestehen, nämlich nicht tot geschossen zu werden. Einmal wurden meine Mutter und ihre Freundin im Frühjahr 1945, kurz vor Kriegsende, im Feld von einem Tiefflieger gejagt, der sich den „Spaß“ machte, Kinder totschießen zu wollen, aber ein großer Kirschbaum rettete sie.

Ein Cousin meines Vaters hatte weniger Glück, er wurde im April 1945, ebenfalls kurz vor Kriegsende, als 16-jähriger auf der Hauptstraße seines Ortes von einem Tiefflieger durchsiebt, nachdem er unvorsichtig hinaus gerannt war, um das Flugzeug zu sehen.

Meine Mutter war während des 2. Weltkrieges in der Grundschule und war begabt, weshalb empfohlen wurde, sie auf das Gymnasium zu schicken, was 1945 für die Tochter eines gerade verstorbenen Postschaffners ungewöhnlich war, zumal ein Schulgeld von 100 Reichsmark zu entrichten war. Die Witwenrente meiner Oma betrug 98 RM. Sie arbeitete als Reinigungskraft und in der Landwirtschaft.

Zu Hause hatte meine Mutter wenig zu lachen. Ihre zwei deutlich älteren Halbschwestern hatten andere Interessen und kümmerten sich nicht nur nicht um sie, sondern hänselten sie sogar regelmäßig.

Die Mutter, meine fromme Großmutter Käthen, war kalt, abweisend und emotionsgestört, sie hatte ja nicht damit gerechnet, noch Ehefrau und Mutter zu werden und hatte sich nur aus christlicher Schwesternliebe in diese Rolle gefügt.

Die eheliche Beziehung zwischen meinem Großvater und meiner Großmutter war sicherlich nicht so, dass man von einer glücklichen Verbindung sprechen konnte.

Er war häufig außer Haus, nicht nur wegen der landwirtschaftlichen Nebentätigkeit, sondern auch, weil er zu Vereins- und politischen Veranstaltungen ging. Auch liebte er es, Karten und Billard zu spielen. Im dörflichen Vorort der Großstadt wurde mir später erzählt, er hätte eine langjährige Freundin gehabt.

Es ging streng zu in Hitler-Deutschland und die Armut und der Krieg machten das Leben zu einem extremen Kampf, es gab nicht viel Raum für angenehme Beschäftigungen.

Glücklicherweise hatte meine Mutter eine sehr enge beste Freundin, deren Vater Chefarzt eines Sanatoriums war. Gemeinsam heckten sie ständig neue Streiche aus und hatten dadurch viel Freude und einen Ausgleich für das triste und schwere Leben.

Die Freundschaft der beiden hielt lebenslang, beide starben mit Anfang 70 an Krebs.

Nach der Mittleren Reife lernte sie meinen Vater kennen und die Macht der Liebe beendete die Schulkarriere. Meine Mutter heiratete mit 16 Jahren meinen Vater.

Auch der Plan meiner Oma ging nicht auf, sie wollte, dass sie Lehrerin werden sollte. Sie wünschte sich, dass sie sich dann gemeinsam ein „schönes Leben“ hätten machen können. Deswegen hatte Sie immer gegen die Männer gezetert und meiner Mutter eingeschärft, ja niemals zu heiraten.

Mein Vater wurde 1944 im November, ein halbes Jahr vor dem Zusammenbruch des Dritten Reiches und dem Ende des Zweiten Weltkrieges, eingezogen zur Wehrmacht.

Er war gerade 17 geworden. Die Grundausbildung erfolgte im von den Deutschen besetzten Elsass, in einem sehr schönen Ort, der bekannt ist für seine Töpferwerkstätten.

Im Allgäu bei Kempten kam er dann im März 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft, da hatten sie bereits seit drei Wochen keine Verpflegung mehr und überlebten mit geklautem Käse und Bachwasser.

Damals wurden noch viele Kriegsgefangene nach Osten an die Russen durchgereicht, um dort Jahre in Arbeitslagern zu verbringen. Er hatte Glück, die Amis

wollten einen requirierten Ochsen schlachten und einer sah, wie interessiert er durch den Zaun zuschaute, und fragte ihn, ob er Metzger sei.

Er hatte gerade seine Lehre bei einem Metzgermeister beendet, der ein Cousin seines Vaters, meines Großvaters, war, aber Alkoholiker. Die Lehrlinge und Gesellen wurden, auch von der Chefin, wie Leibeigene behandelt und bekamen noch nicht einmal genug zu essen. Sie hausten eng zusammen gepfercht in schlecht isolierten Mansarden im Dachgeschoss.

In der Woche gab es 50 Pfennig Lohn.

Deswegen musste mein Vater am Samstagnachmittag nach Hause laufen, wenn Feierabend war und am Sonntagabend zurück, da er sich keines der damals spärlich vorhandenen öffentlichen Verkehrsmittel leisten konnte. Es war über den Berg direkt durch den Wald am kürzesten, einfach 22km zu laufen, bei jedem Wetter.

Er hatte die Gesellenprüfung als Bester bestanden und es war leicht für ihn, das Rindvieh zu schlachten und zu zerlegen. Für diese Leistung kam er in die Offiziersküche, wo es endlich genug zu essen gab. Da die Amis keine Innereien wollten, konnte er sich bis zum Abwinken damit mästen.

Der Grundstock für seine späteren Kelchsteine, die die Nierenbecken bis 1965 inoperabel ausgemauert hatten und ihn fast umbrachten, weil er durch die fast vollständige Blockade und die nachfolgende bereits eingetretene Urämie inoperabel war.

*Nur weil damals ein neues Präparat auf den Markt kam, welches die Uratsteine mit der Zeit so weit auflöste, dass die Urämie geringer wurde und er doch noch operiert werden konnte, hat er überlebt. Damals gab es noch keine Dialyse.*

Im Frühjahr 1946 ließen sie ihn nach Hause. Er war seit Beginn der Militärzeit durch das viele Protein und Fett 17cm gewachsen und seine eigene Mutter erkannte ihn zunächst nicht mehr wieder, als er die Dorfstraße herunter kam.

Nach dem Krieg arbeitete er als Metzgergeselle in der Großstadt, wo er dann meine Mutter kennen lernte und schließlich heiratete.

Alle in der Familie sagten zu meiner Großmutter väterlicherseits „Mutter“, im Dorf hieß sie „Sophie-Baas“, das bedeutet auf Hochdeutsch Sophie-Cousine. Sie hatte 9 Cousins und war allseits sehr beliebt. Meine Großmutter väterlicherseits war eine herzengute Frau, die mich innig liebte. Mir ging es genau so. Als ich Kind war, stellte ihre große Wohnküche eine Drehscheibe des Ortes dar.

Mein einer Urgroßvater väterlicherseits, ihr Vater, war Landwirt und verlor nach dem Ersten Weltkrieg sein großes ererbtes Vermögen durch die Inflation. Er war gerade in Verhandlungen, ein Landgut zu erwerben, aber es klappte leider nicht mehr, der finanzielle Kollaps des Staates kam zu überraschend.

„Mutter“ war 7 Jahre mit meinem Großvater verlobt, weil sie zu arm waren, einen eigenen Hausstand gründen zu können, obwohl mein Großvater auch Polizeidiener war, so nannte man damals den Dorfpolizisten.

Der Vater meines väterlichen Großvaters, mein anderer Urgroßvater väterlicherseits, war Mühlenbauer und hatte 5 Kinder, mein Großvater war ältestes Kind.

Das Geschäft mit den Mühlen lief nach dem 1. Weltkrieg nicht sehr gut, da es immer mehr Industrie-Mühlen gab, aber es gab auf dem Land auch noch viele kleine Wassermühlen.

Der zweite Sohn war im ersten Weltkrieg mit 18 Jahren gefallen (insgesamt fielen damit 5 meiner Großonkel im Ersten Weltkrieg), es gab zwei Schwestern und noch einen kleineren Sohn, das jüngste Kind, mein jüngster Großonkel, den ich noch als Erwachsener gut kennen lernen sollte, weil er 90 Jahre alt wurde. Beide Großtanten starben relativ früh an Krebs, als ich noch ein Kind war.

Schließlich heirateten meine Großeltern väterlicherseits und kurz danach kam mein Vater zur Welt. Vier Jahre später starb mein Opa bei einem Fuhrwerksunfall und die junge Wittfrau, meine geliebte Oma „Mutter“, musste das Erdgeschoss des Schwiegervaters wieder räumen und mit dem kleinen Fritz, meinem Vater, zurückkehren in ihre Ursprungsfamilie.

Später heiratete „Mutter“ noch einmal und es wurde eine Tochter geboren, Halbschwester meines Vaters, die jetzt 75 Jahre alt ist. Aber auch der zweite Ehemann von „Mutter“ starb als Soldat im 2. Weltkrieg. „Mutter“ starb mit 76 Jahren, als ich 23 Jahre alt war.

Sie überlebte mühsam mit den zwei Kindern, einer kleinen Landwirtschaft mit einem sehr großen Garten, einer Kuh, zwei Schweinen (jedes Jahr wurde im Herbst eins davon geschlachtet, wenn es zwei Jahre gemästet worden war), Hühnern, Gänsen, Enten und Stall-Hasen. Die Kuh musste jedes Jahr zum Zuchtbullen, denn ohne Kälbchen, die verkauft wurden, gibt es keine Milch.

Später war es für mich als Kind jedoch ein einziges Paradies. Besonders liebte ich die Katzen, die ich von morgens bis abends beschäftigte. Die Eltern von „Mutter“ waren beide kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, lange vor meiner Geburt, gestorben.

Sehr interessant fand ich auch, dass sie einen zusätzlichen Küchenschrank hatte, auf dem ein altes gesprungenes Waschlavoir aus weißem Porzellan mit blauen Blumen stand, wo immer ein Haufen Geld lag, allerlei Münzen und auch dazwischen mal ein Geldschein. Als ich klein war, dachte ich, meine Oma hätte da eine Art Goldesel.

Der Hintergrund war, dass sie das Stromgeld des Dorfes einsammelte. Es wurde dort offen gelagert und jedes Monatsende dann von einem Bediensteten des Stromverbundes abgeholt.

Die Haustüren der Häuser wurden von den Leuten nur abgeschlossen, wenn sie mal länger weg mussten, im Alltag war immer alles offen.

Das Gebäude war aus dem 18. Jahrhundert mit Fachwerk und völlig marode, das Dach war undicht und wenn es länger regnete, mussten an den schlimmsten Stellen Auffangbehälter aufgestellt werden.

Das Leben spielte sich in einer riesigen Wohnküche ab mit einem großen Holzherd und einem Kachelofen mit Bänken, in der locker 30 Personen Platz fanden. Der Rest des Hauses wurde im Winter nicht geheizt, außer „die gute Stube“ bei besonderen Anlässen, in der ein zusätzlicher Eisenofen stand.

Die zwei Schlafzimmer im oberen Teil des Hauses hatten eine Klappe, um aus dem Kachelofen der Küche, der im Winter im Dauerbetrieb war, Abwärme zu erhalten.

Im hinteren Teil ging das Haus, welches auf der Talseite der Hauptstraße lag, über in Stallungen und Scheunen, dahinter lag der Garten, der im hinteren Teil in eine sumpfige Dorfweide überging, bis zum Waldrand, wo ein Bach floss, in dem lebten sogar Forellen.

Es gab fließendes kaltes Wasser, aber nur aus einem Hahn in der Küche, elektrischen Strom aus wenigen Funzeln und einer einzigen Steckdose. Die Lichtschalter waren zum Drehen und machten dabei Knarzgeräusche.

Badezimmer mit Wannen waren auch selten, gab es nicht bei meiner Oma.

Da meistens nur zwei Mal im Jahr gebadet wurde, an „Kerwe“ (Kirchweih) und Weihnachten, reichten Blechwannen oder Badezuber.

Sonst wurde sich aus Waschlavours gewaschen mit dem Waschlappen, das waren große Porzellanschüsseln mit zusätzlichen Wasserkaraffen.

Es gab Radios, z. T. noch „Volksempfänger“ aus der Propagandazeit des Hitlerreichs, meine Oma hatte aber noch nicht einmal ein Radio.

Fernseher waren eine Rarität und mit winzig kleinen gelblichen Bildschirmen. Wir hatten ab 1955 einen in der Gaststätte. „Glotze“ war damals eine Rarität, da kam regelmäßig die ganze Nachbarschaft in den kleinen Saal.

Plattenspieler (Grammophone), Tonbänder oder Stereoanlagen waren extrem selten.

Private Telefone waren auch selten, es waren schwarze Kästen aus Holz oder „Bakelit“ (ein Kunststoff) mit Kabel am Hörer und hatten Drehscheiben zum Wählen.

Manchmal war die „Drehscheibe“ nur starr aufgeleimt, an Orten, wo es noch das Fräulein vom Amt gab und die Verbindungen handvermittelt wurden.

„Mutter“ hatte natürlich schon gar kein Telefon.

In jedem größeren Ort gab es ein gelbes Telefonhäuschen der Bundespost. In denen roch es oft sehr unangenehm, weil manche es mit Toiletten „verwechselten“ und regelmäßig waren sie defekt durch mutwillige Beschädigungen.

Etwa 30 Jahre später (~1985) kam mit dem „Commodore“ der erste Computer (086er) auf den Markt und noch zehn Jahre später begann die Handy-Zeit, Internet begann noch etwa fünf Jahre später.

Die ersten Handys waren wie kleine Koffer, die man neben sich auf den Boden stellen musste, der Telefonhörer hatte ein langes Kabel.

Die Toilette war ein Plumpsklo im Garten, die Holzbohlen waren voll grünem Schimmel (ich ängstigte mich immer, mal durchzubrechen). Es wimmelte vor Ungeziefer und Spinnen, im Winter, wenn Frost war, war es unbenutzbar.

Dann lief alles über Nachtöpfe, die direkt auf den Misthaufen geschüttet wurden, aus einem darüber liegenden Fenster.

Klopapier war zu teuer, dazu nahm man alte Zeitungen, die man vorher in handliche Vierecke geschnitten hatte und vor Benützung durch „Ratschen“ aufrauen musste.

In den 50er-Jahren fuhren am Tag höchstens drei Autos und mal ein Motorrad durch den Ort. Allerdings gab es schon die Deutsche Kraftpost, die morgens und abends einmal fuhr, ein Riesentrumm von gelbem Bus mit Doppelachsen hinten und Dachgepäckträger.

Bei dem Bus war vorne an der lang vorstehenden Front-Schnauze seitlich auf der rechten Seite ein großer gelber Post-Briefkasten angebracht.

Traktoren gab es fast keine, das ging erst in den 1960ern los, die meisten Fuhrwerke hatten noch Pferde oder Ochsen. Oft war „gemischt“ vorgespannt und in meinem Kinderdenken war das Pferd das männliche Tier und der Ochse das weibliche Pendant.

Die Straße war seitlich gekrümmt und im Ort meiner Oma schon geteert, es gab aber noch Orte, wo es Geröllstraßen gab. Da auf beiden Seiten eine Rinne war,

die den Urin abführen sollte, was nicht immer gelang, stank es meistens erbärmlich. Mit dem Kot gab es kaum Probleme, da der eingesammelt wurde als Dünger für die Gärten.

Einmal in der Woche kam ein ambulanter Verkaufswagen, der die wichtigsten Alltagsdinge vorhielt, erst zu Beginn der 1960er entstand im Ort ein Laden.

Gastwirtschaften gab es einige, die damals noch stark frequentiert wurden, es gab ja praktisch sonst keine Vergnügungsmöglichkeiten.

Eine Cousine meiner Oma hatte ein sehr schönes Lokal, wo wir an „Kerwe“ immer panierte Koteletts mit Kartoffelpüree und Rotkohl aßen, ein fürstliches Mahl, welches noch heute ein Leibgericht von mir ist.

Abends saßen die Leute gemeinsam auf Bänken vor den Häusern, unterhielten sich oder sangen Volkslieder, im Winter in den Wohnküchen.

Alle hatten Spitznamen, im Dialekt „U-Nome“, mit langem U, auf Hochdeutsch Uz-Namen. Praktisch niemand wurde im Umgang mit dem eigenen Namen bezeichnet.

Mein Vater war der „Friede“, das kam vom Beginn des Nachnamens Friedenauer seines Opas mütterlicherseits, vielleicht auch deswegen, weil er als besonnen handelnd galt.

Zu einem sagten sie: „Schächtele’s Egon“, weil er etwas stotterte und einmal beim Bestellen einer Schachtel ECKSTEIN-ZIGARETTEN sich so verhaspelt hatte.

Meiner Mutter waren diese Umstände anfangs nicht bekannt und sie wusste nicht, dass er weder „Egon“ noch „Schächtele“ hieß. Einmal sprach sie ihn auf der „Kerwe“, ohne sich etwas Schlimmes zu denken, mit „Herr Schächtele“ an, zur Erheiterung der Umstehenden.

Die Gemeindeschwester hieß „Blauarsch“, weil sie auf dem Hintern ein großes blau-rotes Feuermal hatte, was einmal jemand heimlich gesehen hatte, als sie ein Bad nahm.

In größeren Gemeinden gab es damals Krankenschwestern als Ansprechpartner für Erste Hilfe und zur Krankenversorgung, da es nur wenig niedergelassene Ärzte gab.

Der Nachbar gegenüber meiner Oma hieß „Käskuche“, weil er immer so griesgrämig schaute und so käsig im Gesicht war.

Von seinem Most behauptete man, dass er einmal in einem Jahr so zäh gewesen sei, dass ihm jemand damit einen Streich spielte, indem er den Most direkt aus dem Fassloch heraus gezogen, dann über die Dorfstraße gespannt und an einem gegenüberliegenden Baum angeknötet hätte.

Es gab auch noch den „Schöner Mann“, er hatte einmal bei einem Rendezvous zu seiner Angebeteten: „Bin ich nicht ein schöner Mann?“ gesagt, was jemand mitgehört hatte.

Der „Watschickes“ war mal in Düsseldorf, ein angebliches halbes Weltereignis, das er großartig überall erzählte und hatte sich dort „wat Schickes“ gekauft.

Der „Hartfett“ war ein extrem dürrer Schuhmacher, dessen Spitz sie einmal bei der „Kerwe“ in ein Betttuch eingeknüpft hatten und so über die Hauptstraße scheuchten.

Mein Lieblingsspielzeug war ein kleiner Leiterwagen, im Dialekt „Ziegwäjele“, mit dem ich viel umherkurvte und rückwärts einparken übte. Man konnte damit auch wunderbar den Berg hinunter rauschen, wenn man den Handgriff mit den Beinen einklemmte und damit lenkte. Es gab allerdings nur die „Absatzbremse“ und man musste aufpassen, dass man nicht irgendwo hineinrauschte.

Da für die Dorfjugend, der ich zum Großteil suspekt war und die mich nicht teilnehmen ließ, „Ziegwäjele“ als Alltagsgegenstände nichts Besonderes waren und sie nie damit einparken übten, anders als ich Stadtkind, kam eine Nachbarin der Oma nicht umhin, meine Mutter deswegen voller Anteilnahme zu fragen, ob ich wohl „im Kopf nicht richtig sei“.

## **Kapitel II: Schule, Freunde, Urlaub**

### **8 Grundschule, Gymnasium**

Mit 7 Jahren kam ich in die Grundschule, in die Klasse 1a zum Lehrer Schmidt. Die Schule gefiel mir vom ersten Tag an sehr, ich fand alles hochinteressant und ich musste weniger im Geschäft mitarbeiten.

Schnell hatte ich zwei gute beste Freunde, die sehr schnell rennen konnten, während ich für die „Schwerarbeit“ zuständig war, wenn sie einen Widersacher gestellt hatten.

Wir waren ein gutes Team, wir nannten es „Bande“ und waren alle drei damals noch bessere Schüler.

Für uns Kinder waren es überwiegend lustige und fröhliche Zeiten. In unserer Ecke lebten noch 10 weitere Jungs meines Alters, und wir hatten neben der Schule viel Raum zum Spielen und konnten uns austoben.

Wir wohnten am Rand einer Großstadt, die im Zweiten Weltkrieg fast völlig ausgebombt war. Damals war es noch nicht überall zugebaut, viele freie Flächen ließen Lebensraum.

Es gab Parks und Schreber-Gärten, noch vereinzelt Bauernhöfe, die uns einluden, sie unsicher zu machen. Wir wussten immer ganz genau, wenn irgendwo etwas Appetitliches reif wurde.

Auch Relikte des Zweiten Weltkrieges in Form von Bunkern und verlorenem Gerät, sogar alte Gewehre und Munition, wurden ins Spielen einbezogen.

Wir konnten heimlich Boot fahren, schwarz angeln und Lagerfeuer machen, um das Erbeutete zuzubereiten.

Nur selten wurden wir wirklich gestört und noch seltener erwischt, obwohl es damals noch den Feldschütz gab. Wir sicherten uns später immer ab durch Wachen, wenn wir etwas Unerlaubtes drehten, das hatten wir gelernt durch das Lesen der Karl-May-Bücher.

Einmal plünderten wir ein Feld mit Himbeeren, waren mitten drin. Plötzlich kamen auf einer Seite schreiend die Bauersleute angerannt, drei Personen. Wir gaben Fersengeld, aber am anderen Ende warteten zwei Polizeiautos mit sechs Wachtmeistern, es war eine Falle. Meine Eltern lösten mich mit einem großen Wurstpaket aus, ich war damals erst 7 Jahre alt.

Der Feldschütz war ein Beamter, der in grüner Uniform mit einer grünen Schirmmütze auf dem Kopf auf seinem ebenfalls grünen Dienst-Fahrrad seine Kontrollrunden machte.

Unser Schütz hieß Herr Obert, wir sagten aber immer Oberbert, um ihn zu ärgern.

Wenn er uns verfolgte, hatten wir die Strategie, dass die Schnelleren sich anfangs leicht zurückfallen ließen, dabei teilten wir uns bei jeder Abzweigung auf. Wir besaßen zwar alle keine langsamen Fahrräder, trotzdem gab es Unterschiede.

Er fuhr halt irgendwie nach Gutdünken dienstbeflissen hinterher und fiel immer wieder auf unsere Tricks herein.

Zum Schluss hatte er dann meistens von ursprünglich zehn Buben nur noch einen der Schnellsten vor sich, der ihn dann lässig abhängen konnte.

Er war keinesfalls harmlos und ging notfalls auch mit der Hacke auf uns los.

Am aggressivsten wurde er, wenn wir auf einem amtlich gepflegten Rasen verbotenerweise Fußball spielten.

Da er schon etwas älter war, geriet er dann später, ich war schon lange auf dem Gymnasium und nicht dabei, als es passierte, bei einer Verfolgungsjagd unter einen LKW, was er nicht überlebte.

Oft durften wir in der Schule etwas malen. Einmal sollten wir zu Hause den Lehrer darstellen. Einer brachte ein richtiges „Gemälde“ mit, das Zweifel erweckte, ob er es wirklich selbst gemalt hatte, zumal an der Wand neben dem Lehrer ein Kreuz an der Wand hingemalt war, welches sein Vater, der aus Österreich war, gedankenlos ergänzt hatte.

Es gab aber in unserem Bundesland gar keine Kreuze in Schulen.

Ich malte einmal meinen Vater beim Kochen. Das geschah nur sonntags, unter der Woche kochte meine Oma Kätchen. Er trug dann noch sein „Kuttchen“, wie das knielange Nachthemd genannt wurde, das er beim Schlafen trug. Auch sein Vollbart war hingemalt, so dass der Lehrer sich wunderte und fragte, ob meine Mutter einen Bart hätte.

Einmal brach meine Mutter nachmittags im Laden bewusstlos zusammen, da war ich gerade in die Grundschule gekommen. Es war ein Magengeschwür mit -durchbruch und eine Notoperation rettete sie.

Meine Oma Kätchen fiel kurz darauf die Treppe hinunter und brach sich kompliziert die Schulter. Sie musste mehrfach deswegen operiert werden.

Mein Vater war auch noch zu meinen Grundschulzeiten mehrfach im Krankenhaus.

Bei meiner Mutter war es nach langen Jahren Sodbrennen und Gastritis dazu gekommen. Sie kam schlecht mit unverschämten Kunden klar und regte sich, ohne es jemals in der Öffentlichkeit zu zeigen, oft mächtig auf, weil sie überzeugt war, zur Förderung des Geschäfts nach außen immer freundlich sein zu müssen.

Zum Beispiel hatten wir eine alte, verknöcherte Dame von uraltem pommerischem Adel, die regelmäßig nur Miniportionen kaufte. Einmal wollte sie 50 g Fleischsalat.

Das ist klein geschnittene Wurst, mit Mayonnaise und Essiggurken angemacht, damals wurde so etwas aus Wurstzipfeln hergestellt. Durch die Mayonnaise ist es ziemlich schwer und 50 g ist ein großer Esslöffel voll.

Er wurde üblicherweise in vorher bereits gefüllten 125 g und 250 g Plastikbechern verkauft. Meine Mutter erklärte es ihr und meinte, sie solle doch 125 g nehmen. Aber sie beharrte auf den 50 g.

Als meine Mutter dann den 50 g-Klecks abgewogen und in den Behälter getan hatte, stellte sie ihn mit einem Deckel versehen auf die Theke.

Da weiteten sich die Augen der Freifrau und ihre Zornesadern schwollen an: „Sie wagen es, mir so wenig zu geben!“

Es gab unter unseren Kunden einige seltsame Vögel, die mit solchen Eskapaden die Gesundheit meiner Mutter strapazierten.

Da es mir beschieden war, die elterliche Metzgerei zu übernehmen („wir machen das alles nur für Dich“), war der Besuch eines Gymnasiums eigentlich nicht eingeplant.

Aber der Rektor hatte meine Eltern überredet. Ich durfte nach der vierten Klasse auf die Oberschule, aber laut meinem Vater nur so lang, wie ich nicht sitzen bliebe.

Damals gab es noch Aufnahmeprüfungen und ich musste an die Bushaltestelle, um deswegen in die Innenstadt zum Gymnasium zu fahren.

Ein älterer gepflegter, etwas klein geratener Herr trat dort plötzlich heran und gab mir ohne Vorwarnung unvermittelt eine schallende Ohrfeige: „Du hast mich zu grüßen, ich bin der stellvertretende Direktor deiner neuen Schule“.

Die Erwiderung, dass ich das nicht gewusst hätte, veranlasste ihn zu einem weiteren pädagogischen Angriff, indem er mir mit den Worten: „Das war fürs Lügen!“ noch eine verpasste.

Damit hatte ich noch vor Bestehen der Aufnahmeprüfung die wichtigsten Grundsätze gelernt zum Thema: Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben.

Dieses Motto stand auch über der Pforte meiner neuen Schule: „Non scholae, sed vitae (discimus)“, in Latein. Das hatte ich als erste Sprache gewählt, denn

ich wollte Arzt werden, weil ich familiär schon zu viel Krankheit und Elend erlebt hatte.

Wir waren 42 Schüler in unserer Sexta a des Gymnasiums, es gab sieben Sexten. Heute ist die Sexta die 5. Klasse. Es begannen die Zeiten der geburtenstarken Jahrgänge.

Wir waren wie ein Sack Flöhe. Streiche oder Radau wurden durch körperliche Züchtigungen bestraft, auch „Tatzen“ (mit dem Lineal auf die ausgestreckten Finger schlagen) und Ziehen an den Ohren oder Haaren, am liebsten seitlich an der Schläfe, war bis ca. 1970 erlaubt und gang und gäbe.

Der stv. Direktor, der mich ja schon vor der Schule an der Bushaltestelle geohrfeigt hatte, war ein ausgesprochener Sadist. Für jede Kleinigkeit gab es seine Spezialität.

Er schnarrte „Hände in die Taschen“ und dann gab es die Ohrfeigen, praktisch für jeden kleinen Dreck und wahllos, nicht nur in seinem Unterricht, schon während er durch die Schule lief.

Einmal saßen wir nachmittags zu Hause auf dem Platz und „rauchten“ Kaugummizigaretten. Eifrig grüßte ich den vorbeieilenden Herrn stv. Direktor, als er vom Bus kam.

Am nächsten Tag in der Schule folgte dann das Donnerwetter fürs Rauchen, 2 x 2 Ohrfeigen. Meine Einwände, es seien doch nur Kaugummizigaretten gewesen, zählten sofort wieder als Lügen.

*Solche kleingewachsenen Fieslinge, die ihr Umfeld mit ihrer Aggressivität ständig nerven, kennt man in der Psychotherapie unter der Diagnose Napoleon-Syndrom. Sie müssen ihr schwaches Selbstbewusstsein und ihre Winzigkeit ständig kompensieren. Vom Fernsehen fällt mir dazu „Ekel Alfred“ ein.*

## 9 Lehrer

Mein erster Klassenlehrer im Gymnasium war auch der Lateinlehrer. Er war immer nervös und angespannt, trug eine fein gegliederte, silberne Metallbrille (Hornbrillen waren Standard) und hatte ein gerötetes, schwitzendes Gesicht, manchmal mit Schaumfetzen vor dem Mund, wenn er wieder zu viel gebrüllt hatte. Er leitete auch die Alt-Griechisch-Arbeitsgemeinschaft unserer Schule und befand sich meistens in „höheren Sphären“.

Er sah ein bisschen so aus und hatte Lefzen fast wie ein Basset-Hund.

Wenn er nicht brüllte, sprach er sehr alteriert und das G als K und das D als T aus, morgens sagte er folglich: „Kutten Tak, Kinter!“

Er hatte es anscheinend auch auf der Lunge, denn er sagte jedes Jahr: „Kinter, Ostern weilte ich wieter zu Rom, nur auf ter Via Appia kann ich frei atmen“.

An Weihnachten wurde uns immer feierlich aus einem Wälzer eine Geschichte des „größten Deutschen der Weltgeschichte“ vorgelesen. Das war für ihn „der Entdecker Trojas, Heinrich Schliemann“. Danach mussten wir gemeinsam: „Lobet den Herren“ singen, das war mir ja von meiner Oma Kätchen her wohlbekannt. Dabei sang er extrem inbrünstig und meistens wurden dabei seine Augen ganz nass.

Trotz des stolz vor sich hingetragenen Altphilologengehabes mangelte es ihm aus irgendeinem unklaren Grund an Selbstbewusstsein.

Daher war es auch regelmäßig Teil seiner pädagogischen Bemühungen, zu sagen:

„Wenn ich mit einem Glas Buttermilch auf meinem Balkon stehe und hinunter schaue in diese Gosse, dann weiß ich, du kannst es mit jedem Bankdirektor aufnehmen“.

Wenn er sich richtig verrannt hatte in die antike Welt, z. B. des von ihm bewunderten Plutarch (wir sagten immer Blut-Arsch), einem Schriftsteller um 50 vor Christus, oder wenn er schwelgte in der Liebesgeschichte von Pyramus und Thisbe von Ovid, war er sofort außer sich, wenn auch nur einer lachte, dann explodiert er förmlich und brüllte: „Ihr Unwürdigen, ich werde Euch peitschen lassen, bis Euch das Blut rot von den Lippen läuft.“ Kein Witz.

Er war zu eitel, Hosenträger zu tragen, die damals noch durchaus üblich waren. So zog er unverwandt seine Hosen hoch, wenn er vorne wild gestikulierend herumrannte. Manchmal erwischte er dabei nicht den Hosenbund, sondern zog seine Opa-Unterhosen in einem Ruck bis hoch zu den Brustwarzen. Wir standen drauf, aber manchen Mädchen unserer Klasse entfuhr dann spitze Schreie und sie waren einer Ohnmacht nahe.

Wenn jemand Geburtstag hatte, gab es jedes Mal ein kleines Zeremoniell. Er schaute interessiert in sein Notizbuch, um sich zu vergewissern, dann sagte er leicht geheimnisvoll: „Wir haben heute ein Geburtstagskind unter uns“, - nach einer kurzen Pause dann – z. B. „Essigsauer (meistens verdrehte er meinen Namen), komme bitte vor, hier eine Tafel Schokolade für Dich“, die mit Handgeben und guten Wünschen überreicht wurde.

Meistens war es eine teure schweizerische Marke (GUBOR oder TOBLER) und gefüllt, was ich gar nicht mochte, ich mochte damals schon vor allem Zartbitter.

Mit Latein stand ich sofort auf Kriegsfuß und war schnell zwischen 4 und 5. Es kam mir bald völlig idiotisch vor, eine tote Sprache zu lernen, was ich auch offen sagte.

Unser Lateinlinguist wollte mich dafür fertig machen. Regelmäßig lief folgende Platte:

„Du bist das größte Kamel dieser Schule und unwürdig die lateinische Sprache zu erlernen, geh nach Hause und hilf deinem Vater die Schweine aufhängen. Du wirst dieses Jahr sitzen bleiben und wenn nicht dieses Jahr, dann wird spätestens nächstes Jahr Feierabend sein“.

Der „Feierabend“ kam übrigens nie. Die Schmähungen machten mir nicht viel aus, da ich ihn schon anfangs nicht richtig für voll genommen hatte und er mir als rechter Kasper erschien.

Schlagen konnte er auch nicht richtig, da er ein muskelarmer Schreibtischhengst war. Er schlug auch nie ins Gesicht, dafür war er zu edel, sondern auf den Rücken. Bei meinem Rücken taten ihm aber schnell die Hände weh.

Meine Strategie, mich durchzuschlängeln und immer für Ausgleich im Zeugnis zu sorgen, gelang mir die ganzen Jahre, obwohl ich Hausaufgaben grundsätzlich nur morgens vor der Schule oder in den Pausen schnell abkritzelte.

In der 11. Klasse, damals Obersekunda, wählte ich Latein ab mit einer 3 und dem Großen Latinum, wirklich das einzige „Befriedigend“, das ich in den ganzen Jahren bei überwiegend Fünfern in Latein gehabt hatte. Eine gütige Fügung hatte mir einen kurzsichtigen Lateinlehrer geschenkt, was die Sache beim Spicken sehr erleichterte.

Als ich das Abitur dann später bestanden hatte und das Zeugnis abholte, lief mir zufällig der alte Lateinlehrer über den Weg. Er hatte das Bedürfnis sich zu entschuldigen und schüttelte mir die Hand: „In Ihnen habe ich mich geirrt, es werden sich aber noch viele in Ihnen irren, hiermit entschuldige ich mich“.

Ironie des Schicksals: Als ich nach langer Wartezeit das Medizinstudium begann, war die Pflicht zum Großen Latinum und sogar zum Kleinen Latinum bereits abgeschafft worden.

Unter unseren Lehrern gab es noch eine Menge sonderbarer Käuze, viele waren vom Krieg gezeichnet, manche Alkoholiker oder anderweitig krank oder gestört.

*Das passte aber zur Nachkriegszeit. Es gab noch viele Bombenruinen und verbreitete Armut, die Infrastruktur war marode und vieles nur mühsam repariert. Es gab Familien, die in alten Flakbunkern „wohnten“. Es gab keine Verkehrsampeln, sondern auf den wichtigsten Kreuzungen regelten Polizisten mit Trillerpfeifen den Verkehr. „Siehst Du Brust oder Rücken, musst Du die Bremse drücken, steht der Polizist quer, hast Du freien Verkehr.“ Radarfallen gab es nicht und nur sehr selten Verkehrskontrollen. So einfach war das.*

*Die Bahn lief überwiegend noch mit Dampflokomotiven, die mich begeisterten. Als ich ganz klein war, lebten wir an einem Güterbahnhof, ich wollte Lokführer werden.*

*Erst mit dem aufziehenden Deutschen Wirtschaftswunder wurde es dann rasant anders, die Welt wurde aber auch weniger beschaulich, sondern hektischer und komplizierter.*

In Mathematik hatten wir in der Sexta eine, wie ich sie einschätzte, alte Jungfer, Fräulein W., die ganz verschrumpelt und gelb war, was von ihrer schlimmen Gelbsucht übrig geblieben sei, wie sie immer erklärte. Sie hatte auch ein Zucken im Bereich des gesamten vorderen Halses, den sie ständig ruckartig verkrampfte und dabei den Kopf wie ein Truthahn nach vorne stieß.

Dieser Tick war wahrscheinlich noch ein Relikt des Weltkrieges, den sie in Ostpreußen verbracht hatte, von wo sie 1945 in den Westen flüchtete.

Sie war befreundet mit der Oma eines Nachbarjungen, der in der Grundschule in einer Parallelklasse war und jetzt in meiner Sexta. Regelmäßig „hielt seine Oma Hof“ und gab Kaffeekränzchen, wo auch die Lehrerin teilnehmen durfte.

Es war eine sehr vornehme Familie, die neben uns, direkt angebaut, ein eigenes Mietshaus hatten, in dem sie zwei von sechs Wohnungen selbst bewohnten, mit Dienstmädchen, das hieß Berta, wurde wie Dreck behandelt und musste schwer malochen. Berta wohnte in einer Mansarde unter dem Dach.

Die einzige Tochter war am allervornehmsten und Opernsängerin bzw. wäre gerne eine gewesen, was die ganze Nachbarschaft bezeugen konnte.

Bei den Mitgliedern der oberen Zehntausend unserer Großstadt, zu denen sich die Nachbarn rechneten, was die Oma auch im Laden meiner Eltern immer öffentlich betonte, war es üblich, unseren schönen breiten Dialekt zu vermeiden und sich krampfhaft zu bemühen, Hochdeutsch zu sprechen, was aber meistens nur unvollkommen gelang.

Der Schwiegersohn war ein Professor und fuhr einen MERCEDES-BENZ 190 Ponton Benziner, der so grau lackiert war, wie er selbst aussah.

Seine wichtigste häusliche Beschäftigung war es, den Sohn regelmäßig zu disziplinieren, wenn er heimkam.

Die Bestrafungen wurden meistens von der Oma oder der „Opernsängerin“ angeordnet.

Üblich war es „auf den Blanken“, also auf den nackten Hintern zu schlagen, mit herunter gezogener Hose, mit der bloßen Hand, das Klatschen und Gekreische schallte oft in die ganze Nachbarschaft.

Durch das Klatschen konnte man die Bestrafungen akustisch von den Gesangsversuchen unterscheiden.

Ich bekam es meistens von meinem Vater über der Hose, viel gedämpfter, während meine Mutter Ohrfeigen bevorzugte.

*Es galt der Spruch: „Wer seine Kinder liebt, der züchtigt sie!“ aus der Bibel. Jedenfalls ist es heute gesichert, wie schwachsinnig es ist, Kinder zu schlagen (es geht nicht um Klapse) oder seelisch zu foltern.*

In der ersten Mathe-Klassenarbeit hatte ich alles richtig, bekam aber nur eine 2, weil ich nicht so schön und sauber geschrieben hätte, wie der gute Nachbarsohn, der, auch ohne Fehler, dafür eine 1 bekam. Das empfand ich als sehr ungerecht.

In den nächsten Jahren habe ich ihm bei Raufereien insgesamt 3x die Brille kaputt gemacht, wobei das letzte Mal, da er sich beim Boxen ungeschickt abduckte, ein zentraler Volltreffer geschah und Glas- und Hornsplitter aus Nase und Wangen operiert werden mussten.

Glücklicherweise blieben die Augen ganz. Die Reste der Brille bestanden aus 23 Teilen und wurden von dem Herrn Professor aus forensischen Gründen mit der Pinzette akribisch vom Schulhofboden einzeln aufgeklaut und sicher gestellt.

Außer einer großen Tracht Prügel zu Hause und dem Bezahlen der Brille, kam ich ungeschoren davon.

Rückblickend sah ich es auch später noch so, dass es die Sache wert war, nur hätte ich ihm noch viel öfter die Visage polieren sollen.

Die Jungfer Mathematiklehrerin fuhr einen VW Käfer, immer fast im Zeitlupen-Tempo.

Als sie einmal vor mir hinschlich auf unserer Einkaufsstraße, überholte ich sie zackig mit meinem Fahrrad, nicht ohne sie durch das geöffnete Seitenfenster vorschriftsmäßig zu grüßen, bevor ich danach per Armzeichen „blinkte“ und wieder nach rechts Richtung Randstein fuhr, um zügig zu entschwinden.

Daraufhin erhielten meine Eltern einen Brief und wurden einbestellt in die Schule. Dort wurden sie in einem ernsten Gespräch angewiesen, mir doch zu bedeuten, dies in Zukunft zu unterlassen, da ich sonst einem tödlichen Unfall zum Opfer fallen könne.

„Bollo“ verdient noch Erwähnung. Er war Mathe- und Physiklehrer in der Mittelstufe und kam aus Breslau in Schlesien, welches heute zu Polen gehört.

Er hatte einen slawischen Nachnamen und trug schwer daran, Heimatvertriebener zu sein, was er auch öfter thematisierte.

Er brüllte wie ein verwundetes Tier und hatte ein Alkoholproblem. Deshalb schenkten wir ihm zu Weihnachten immer eine Flasche Cognac, die er stets griesgrämig ignorierte, so dass wir sie dann halt unter uns trinken mussten.

Sein Verhältnis zu den Schülern lässt sich annähernd mit Guerilla-Krieg bezeichnen. Oder man könnte auch sagen, der Unterricht war wie eine andauernde Gerichtsverhandlung.

In Physik manipulierten wir alle Versuche. Pole vertauschen oder Schrauben lösen, war sehr erfolgreich. Ich erinnere mich nicht an einen einzigen Versuch, der ohne Katastrophe funktioniert hätte.

Alle Verstöße trug er penibel ins Klassenbuch ein, wo sich die Rubrik über die Eltern „Stand des Vaters“ nannte. Da er ganz langsam und zittrig schrieb, dauerte es immer Minuten lang, bis er geendet hatte. Alles Wichtige wurde sogar mit dem Lineal unterstrichen, so z. B. „Saueressig ist ein Meuterer, Lehmann und Schulz meutern auch, je zwei Std. Arrest“.

Es gab Stunden, wo er 5x Arrest gab, immer erst nach umfangreichen Zu-rechtweisungen mit philosophischen Ausflügen zu Tugend und Anstand. Oft ging über die Hälfte der Zeit des Unterrichts für Disziplinarmaßnahmen drauf.

Einmal schrieb er, weil Peter F. fehlte: „F. fehlt unentschuldig“. F. war aber da, er saß nur auf der breiten Innen-Fensterbank unserer Jugendstilschule hinter der

Sonnen-Gardine. Als er fast fertig war, sagte F. laut: „Aber ich bin doch da“. Darauf schrieb er, ohne aufzusehen: „F. doch anwesend“.

Als er den Unterricht wieder aufnahm, fiel ihm gleich auf, dass F. doch nicht auf seinem Platz saß und dachte, ein anderer habe ihn nachgemacht.

Er bollerte wie immer los, er ließe sich nicht veräppeln und trug ein: „F. fehlt doch“. In der Zeit setzte sich F. heimlich auf seinen Platz.

Nach Neustart des pädagogischen Kampfes meldete sich Peter F. plötzlich eifrig. Verdutzt kratzte „Bollo“ sich am Kopf, bedauerte seine falsche Eintragung und sagte, er hätte ihn wohl doch übersehen. Im Klassenbuch stand dann zusätzlich weiter: „F. war nach Überprüfung doch anwesend“.

Unglücklicherweise ritt F. an dem Tag der Schalk, er setzte sich während des Eintrags flugs wieder hinter den Vorhang.

Nach kurzer Zeit merkte er, dass F. wieder nicht mehr da war und etwas nicht mit rechten Dingen zuring. Aber seine Taktik war jetzt, das Fehlen zu ignorieren. Dabei schien er irritiert und gewaltig nachzugrübeln. Vielleicht plagte ihn der Gedanke, gerade verrückt zu werden. Wir wollten dieses Risiko nicht weiter tragen.

Einer meldete sich schließlich und sagte: „Der Peter F. sitzt hinter dem Vorhang“. Da musste er handeln und ihn „stellen“ und trug ein: „F. treibt Schabernack, zwei Stunden Arrest“.

Manchmal taten wir ihm auch Gutes. Wir kauften bei Woolworth eine Flasche billiges Duftwasser, welches wir, wenn er durch die Reihen lief, unbemerkt von hinten auf seinen Rücken sprühten.

Sein Anzug war manchmal richtig durchfeuchtet und er roch wie ein Puff.

Zusätzlich pulverisierten wir manchmal Farbkreide und bliesen sie auf seinen Rücken, was wunderbare Muster auf dem nassen grauen Tuch ergab.

So lief er dann durchs Schulhaus und auch andere Schüler hatten etwas davon.

Tragisch an der Sache war, dass er eigentlich ein eher fairer Lehrer war, der auch niemand geschlagen hat. Wir gaben ihm aber keine Chance, an ihm ließen wir unseren Frust aus.

Heute bedauere ich es. Er starb wenige Jahre nach seiner Pensionierung.

Eine lustige, erwähnenswerte Episode gab es noch mit dem Lehrer St., der wegen einer Kriegsverletzung ein zugekniffenes linkes Auge hatte.

Wir waren alle Erbauer von Papierflugzeugen, die „Schwalben“ hießen. Ich hatte mal eine richtige Rennschwalbe gebaut und warf sie während des Unterrichts, als St. gerade etwas an die Tafel schrieb.

Sie machte mehrere elegante Kurven, ich blieb vor Begeisterung nach dem „Abschuss“ stehen, und traf dann St., der sich gerade wieder umgedreht hatte, voll auf dem gesunden Auge.

Leider so, dass er mich noch als Verursacher erkennen konnte und mir zwei Stunden Arrest verpasste.

Das war immer nachmittags. Da wir damals nur bis maximal 13 Uhr Schule hatten, übrigens auch an Samstagen, musste man also nochmals hinfahren.

An der Bushaltestelle war ein Schaukasten eines örtlichen Kinos, wo gerade das neue Plakat für den neuen Film aufgehängt wurde. Da schoss mir eine Idee in den Kopf und ich fragte den Mann, ob ich das alte Plakat haben könnte.

Das Papier war gut geeignet und ich „konstruierte“ eine Riesen-Schwalbe, über 1 m lang und etwa  $\frac{3}{4}$  m breit.

Ich verbarg sie unter der Bank, die unter der Tischplatte ein Fach hatte, welches normal getrennt war, aber bei der Bank fehlte das Mittelbrett, so dass das Monstrum gefaltet gut darunter passte.

Es waren etwa 30 Arrestanten versammelt, die meisten wegen Schwalben fliegen lassen, und wir mussten einen Aufsatz schreiben.

St. vertiefte sich vorne in seine Zeitung.

Ich saß in der letzten Reihe und ließ dann nach geraumer Zeit mein Baby fliegen, von den anderen Schülern atemlos bestaunt, schwebte der Jumbo majestätisch langsam Richtung Tafel.

St. bemerkte die Stille und sah gerade noch rechtzeitig auf, um die Landung zu erleben.

Er war wie gelähmt. Dann sprang er auf wie ein Berserker, rannte herum und brüllte: „Ihr werdet hier bleiben, bis Ihr schwarz werdet, wenn ich nicht erfahre, wer das war.“

Die verschworenen Brüder der Schwalbenbauer hielten aber voll dicht (ich hätte auch niemandem geraten, mich zu verpetzen). Nachdem er völlig erschöpft war, gab er auf, sackte auf seinem Stuhl zusammen und schickte uns zum Teufel.

Die ganze Schule erfuhr nach und nach die Geschichte und jedes Mal, wenn einem ein Dunkelhäutiger begegnete, sagte man: „Der war auch beim St. im Arrest.“ Ich wurde dafür nie bestraft.

Es gab dann auch eine Phase nach der Mittleren Reife, wo es Mode wurde, in der Hofpause eine Flasche Bier zu trinken. Da war ich gleich dabei und einmal schaffte ich zwei Flaschen à 0,5 l, was sich als zu viel erweisen sollte.

Im nachfolgenden Deutschunterricht kam ich dran und sollte vorlesen aus „Iphigenie auf Tauris“ von Friedrich Schiller. Trotz der stickigen Luft im Raum war ich heiter, sah aber die Zeilen etwas verschwommen.

„Weder Berg-Stier noch Nordost-Turm kann meinen Lauf stören ...“, hub ich fröhlich an, als ich jäh von der Lehrerin unterbrochen wurde, ich solle mich konzentrieren.

Meine Gelöstheit und etwas verwaschene Sprache trugen sicher dazu bei, dass es schon vereinzelt Lacher meiner Kameraden gab, vor allem, als ich nochmals exakt dasselbe sagte.

Es stand aber dummerweise anderes da, was ähnliches, nämlich: „Weder Bergstier noch Nottos-Sturm kann meinen Lauf stören“, beides war natürlich ohne Bindestrich in einem Wort geschrieben.

„Willst du mich verarschen“, sagte Frau Studienrätin W. und forderte auf, mich zu korrigieren. Aber ich sagte: „Vielleicht war auf dem Turm ja ein Geschütz, das ihn störte“.

Da wurde sie fuchsteufelswild und warf mich raus. Im Hinausgehen erkannte ich doch noch den Fehler und sagte: „Meine Version ist aber schöner“. Es entstand kein weiterer Schaden, denn da war ich schon fast aus der Tür heraus; die frische Luft tat mir sehr gut.

Ein kleiner dicker Sportlehrer, „Gymnasiallehrer“, des niedrigsten „Dienstgrades“, den es an Gymnasien in der Nachkriegszeit gab, eine Art Billiglehrer ohne Universitäts-Studium, liebte es, mit jedem, ohne Ausnahme, das Kopfspringen zu exerzieren.

Er legte größten Wert darauf, nach jedem Schwimmunterricht waren wir rot wie gekochte Krebse.

Zum Schluss kam immer der „Torpedo“, der sogenannte „Seemanns-Köpfer“ mit seitlich angelegten Armen beim Sprung.

Aber ein älterer Repetent aus betuchtem Hause, der neu bei uns war, fügte sich nicht in dieses Schema. Er hatte die Mittlere Reife, wohl verzögert, noch knapp erlangt mit Tricks und mit einem Schulwechsel. Er trat immer mit Jackett, Brusttüchlein und Krawatte auf und rühmte sich, wie viele Weiber er schon gehabt hätte und wie viel er saufen konnte. Er war jetzt in der 11. Klasse und zwanzig Jahre alt, weil er bereits drei Ehrenrunden und zwei Schulwechsel unter seinem Gürtel hatte.

Es gab einen Disput und der Torpedo vergaß, nachdem er mit einem unfeinen Wort, welches mit A anfängt, tituliert worden war, die neuen Regeln über das Verbot, Schüler zu schlagen. Schlagen war jetzt nämlich streng verboten.

Er klebte dem 2 Kopf größeren Playboy eine. Das hätte er nicht tun sollen. Der boxte ihn mit einem Riesenschwinger auf die Schläfe, so dass er bewusstlos umsank und der Notarzt kam. Beide wurden danach nicht mehr in unserer Schule gesehen.

So verging die Schulzeit wie im Flug, denn im Gefolge der 68er ging es ziemlich locker zu und das Pendel der Disziplinarstrafen hatte sich in Richtung Anarchie verschoben.

In der gesamten Oberstufe ab der 11. Klasse (Obersekunda) bis zur 13. (Oberprima) brauchten wir sogar keine Entschuldigungen mehr fürs Fehlen. Manche Lehrer passten sich an und der Unterricht fand im Sommer oft im Stadtpark statt und im Winter im Nebenzimmer des nahe gelegenen Cafés.

Wir dachten, wir wären echte Kommunisten und Anarchisten, rannten mit entsprechenden Buttons herum, glaubten an den Kampf gegen „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“ und lasen Mao-Bibel, wobei ich mich immer über den Stuss darin wunderte.

Die Disziplin lag am Boden und die Lehrer plagten sich mit unseren Eskapaden. Wir demonstrierten wegen jedem Käse und ramponierten das Schulhaus. Als der Direktor uns einmal nach einer Demo aussperren wollte, schoben sich die Massen so lange aufs Haupt-Tor, bis ein Scharnier abriss und es einbrach.

Die feierliche große Abiturfeier in der Stadthalle war auch längst abgeschafft worden, nachdem schlimme Geschehnisse dazu veranlasst hatten.

Ein Jahrgang errichtete im Schulhof einen Scheiterhaufen mit allen Unterlagen und Büchern der Schulzeit. Er brannte richtig lichterloh, als sie aus einem Reservekanister Benzin darüber geschüttet hatten. Die Feuerwehr musste kommen, dass die Schule nicht mit abbrannte.

Andere handelten milder, sie hatten die offiziellen Schul-Schilder ersetzt durch Duplikate, die sie hatten anfertigen lassen, optisch unverändert, aber mit neuem Text, man konnte dort dann „Staatlicher Tiergarten“ lesen statt „Staatliches Gymnasium“.

Als ich Abitur machte, wollten wir den Haupteingang der Schule zumauern. Die Hohlblöcke und die Utensilien dafür hatte ich bereits bei einer Baustoff-Firma geordert.

Aber wir bekamen Wind davon, dass jemand uns verpfeifen wollte.

Daher griffen wir zu Plan B: Wir verklebten am ersten Tag des nächsten Schuljahres alle Eingangstüren der Schule in einer konzertierten Aktion mit Sekundenkleber, natürlich nachts, als alles abgeschlossen war.

## 10 Freunde

Einer der zwei Lieblingskumpel aus der Grundschule war mit auf die Oberschule gegangen, der andere auf eine entfernte, weil sein Vater dort Lehrer war.

Wir waren immer noch ein Herz und eine Seele und gemeinsam Leute zu veräppeln, war unsere Spezialität. Fast jeden Tag lachten wir uns kaputt.

Diese Idylle erlitt eine Zäsur, als nach der 8. („Untertertia“) mein Freund sitzen blieb.

Obwohl sein Vater 4 Wochen vorher mit 70 Jahren plötzlich beim Frühsport tot umgefallen war, hinderte es das erlauchte Lehrgremium nicht daran, ihn mit einem 5er in Erdkunde durchfallen zu lassen, da er ansonsten bei durchgehend Vier keinen Ausgleich hatte, ohne jede vorherige Warnung an ihn oder die Eltern.

Wir bekamen die Zeugnisse und er erstarrte beim Öffnen, wurde bleich und kraftlos, es war eine bodenlose Sauerei.

Seine attraktive Mutter war erst Mitte vierzig und völlig überfordert, da der Vater eine Firma hatte, eine Großhandelsagentur, die abgewickelt werden musste.

Es hagelt für ihn Hausarreste und beaufsichtigte Lernübungen. Immer wieder musste ich ihn mit allen Tricks von zu Hause loseisen.

Der Buchhalter der Firma hatte Interesse an der Mutter und gerierte sich als Ersatzvater, ging z. B. mit uns zum Schwimmen, um sich anzubiedern.

Immer im Anzug und mega-dynamisch doof. Er war ein farbloser Langweiler, ein „langes Elend“, wir mussten uns etwas ausdenken.

Jeden Samstag (der Samstag war damals ein normaler Werktag, an dem aber meistens nur vormittags voll gearbeitet wurde) unterzog er seinen VW Käfer einer peniblen Handwäsche, und zwar auf der Rampe, die im Garten zur Garage des eben verstorbenen Vaters führte, in der noch dessen CITROEN ID 19 stand.

Er parkte dort in der Mitte der Schräge, knallte die Handbremse an und wusch das Auto mit dem Gartenschlauch und einem großen Shampoo-Eimer mit Schwamm. Das war damals so üblich, heute ist das verboten.

Wir ließen ihn wegrufen durch eine Sekretärin, die uns mochte, als er fast mit dem Abledern fertig war.

Blitzschnell schoben wir die zwei wuchtigen flachen Sandsteinblöcke von je etwa einem knappen Zentner aus dem Garten, die wir neben der Garage unter

einer alten Plane gerichtet hatten, unters Auto und positionierten sie oberhalb der Hinterräder, und zwar so, dass wir sie etwas mit nasser schwarzer Erde einschmierten und gering nach innen versetzten, so, dass sie schwer zu entdecken waren.

Nach der ungebetenen Störung im Büro eilte er unwirsch zum Wagen zurück, sprang hinein und wollte hochfahren zur Straße. Aber der Wagen kam nicht von der Stelle, wie angeschraubt, was kein Wunder war.

Der Motor heulte immer wieder wild auf und erstarb, wenn er ihn abwürgte.

Das wiederholte sich, er gab immer hektischer Gas.

Dann kam das Auto ans Hopsen, ein Rad vom Stein frei, damit Antrieb auf einer Seite und es gab einen seitlichen Sprung, der VW kippte von der Rampe, und purzelte in den Garten.

Ein Kranwagen musste ihn dann herausheben.

Wir wurden sofort als Täter identifiziert und bestraft.

Der Büromann war mit Glück, außer ein paar Beulen, zwar äußerlich unversehrt geblieben, aber innerlich so lädiert, dass er bald auf nimmer Wiedersehen verschwand.

Wir hatten gemeinsam auch einen weiteren Freund, mit Doppelvornamen. Wir waren alle drei Einzelkinder.

Sein Vater war ein hoher Direktor einer Weltfirma und schon damals regelmäßig abwesend und international unterwegs, seine Mutter eine riesige Matrone, die super gut kochen konnte und einen grünen Daumen hatte.

Sie besaß einen schönen Garten und ihr ganzer Stolz war ihr Sauerkirschenbäumchen. Das rühmte sie. „Sauerkirschen haben nie Würmer“, war eine ihrer Thesen, der ich widersprach.

Sie ließ sich zunächst nicht dazu herab, mich das Gegenteil beweisen zu lassen.

Bis zu einer Geburtstagsfeier im Juli.

Beifällig lobte sie wieder ihr würmerfreies Sauerkirschenbäumchen, die Früchte genossen wir gerade im Kuchen, als ich halt wieder das Gegenteil sagte.

„Wenn du mir eine Kirsche mit einem Wurm zeigst, bekommst du 5 Mark“.

Vor versammelter Mannschaft hatte bereits die erste Kirsche auf dem Baum, die ich ins Visier nahm, einen Wurm. Das hat sie mir nie verziehen.

Ihr Sohn ließ wirklich kein Fettnäpfchen aus, war wild und tollpatschig und fiel auf durch unangemessenes Benehmen, wie lautes Lachen und extreme Scherze.

Körperlich war er riesig, auch sehr stark, und sogar größer als ich und später 2 Meter groß.

Tiefenpsychologisch weiß ich heute, dass der übermächtige Vater nie für ihn da war und wenn er anwesend war, nur tadelte und ihn nie lobte. Er war deswegen tief verzweifelt, seine Glucken-Mama, die ihn von morgens bis abends verhätschelte, konnte das nicht aufwiegen.

Mit 15 kam er in ein teures Internat am Bodensee, was er auf den Tod hasste. Obwohl er dort mit einer drallen Küchenhelferin ein heimliches intimes Verhältnis gefunden hatte, welches ihm das Überleben halbwegs ermöglichte. Einmal musste er nach den Sommerferien wieder zurück und es fiel ihm unendlich schwer.

Wir kauften am Vortag beim Billigmarkt 2 Flaschen Schnaps à 0,7 l für die Abschiedspartie. Er trank neben dem Bier allein eine davon und war „zu“ wie zehntausend Mann, wir trugen ihn mehr nach Hause, als er lief und brachten ihn heimlich ins Bett, seine Mutter schlief schon, der Vater war, wie meistens, nicht da.

Wahrscheinlich hatte er noch aus eigenen Vorräten „nachgeglüht“, jedenfalls fand ihn die Mutter angeblich bewusstlos und der Notarzt musste gerufen werden.

Morgens fuhr ich mit dem Fahrrad zur Schule. Seine Mutter war schon einkaufen, aber ihr wahres Ziel war es, mich unterwegs abzapfen. Sie hielt mich an und verhörte mich streng, ob wir zusammen gesoffen hätten. Da wir uns abgesprochen hatten, nichts zu verraten, weil er von den Eltern Alkoholverbot hatte, verneinte ich auch nach Nachfragen.

Er lag da schon wach zu Hause und hatte nach einer Spritze „gesungen“. Sie wusste also schon alles genau, wollte mich nur in die Pfanne hauen. Sie zischte: „Du elender Lügner, er hätte daran sterben können, du hast bei uns Hausverbot“ und sorgte dafür, dass sich die Geschichte verbreitete, so dass ich auch bei meinem anderen Kumpel des Trinkgelages Hausverbot bekam.

Später hat er insgesamt 3 Selbstmordversuche begangen, die Dank seiner Tollpatschigkeit alle schief liefen.

Beim letzten war er gerade mit dem Auto unterwegs, als es ihm wieder in den Kopf kam, Schluss zu machen. Er räumte dann mit Vollgas eine Verkehrsinsel ab und krachte in einen Laden, wieder einmal total betrunken. Aber er überlebte.

Später verloren wir uns dann aus den Augen. Als ich ihn mal zufällig traf, wir waren da etwa 40 Jahre alt, schien er ein gutes Leben zu führen und wirkte zufrieden.

Nachdem beide Eltern bald nach dem letzten Selbstmordversuch gestorben waren, sei er normaler geworden.

Er sei glücklich verheiratet, habe einen pubertären Sohn und arbeite langjährig als Monteur an einer Produktionsstraße in der Firma, wo der verstorbene Vater Direktor gewesen war.

## 11 Italien-Urlaube

Es gab auch sehr schöne Seiten in meinem Leben. Das waren besonders die Italien-Urlaube. Als Kind war ich regelmäßig in Italien, meine Eltern machten dort von 1960 (ich war 7) bis 2005, als sie dafür zu krank wurden, regelmäßig Urlaub und zwar an der Adria.

Beim ersten Mal rannte mein Papa voller Freude mit Tarzanschrei ins endlich erreichte Meer, aus dem Hurra wurde aber ein Schmerzensschrei. Der rechte große Zeh hatte eine Sandbank gerammt und der Splitterbruch musste operiert werden.

Der 14-tägige „Urlaub“ im „Ospedale Cattolico“ reichte gerade aus, um mit Gips nach Hause fahren zu können, aber nur als Beifahrer.

Es war ein Saal mit je 8 Krankenbetten rechts und links, es gab Nonnen, und jeden Tag ging der katholische Pfarrer durch mit seinem Tross und segnete die Kranken.

Meinen protestantischen Vater in seinem Bett in der Ecke musterte er immer nur kurz und abweisend.

Die Bilder, Gerüche und die Geräusche waren beeindruckend, es faszinierte mich sehr.

Im Nachbarbett war ein junger Italiener nach einem Motorradunfall, dem man gerade sein Bein vor der Amputation gerettet hatte.

Luciano, der mit eigentlichem Vornamen Aldo hieß, war sehr nett und lustig und gab mir beim täglichen Besuch immer seine 50g-Täfelchen Schokolade vom Mittagessen.

Ein Jahr später, im Jahre 1961, ging es wieder nach Italien.

Leider hatte mein Vater schon vor der Fahrt so komische Beinschmerzen, die den Hausarzt veranlassten, noch eine Spritze in seine Wade zu setzen, danach fuhren wir über Nacht durch bis nach Italien.

Auf den letzten Drücker erreichten wir direkt das bekannte Krankenhaus, denn mein Vater konnte kaum noch laufen oder sitzen, das Bein war übel angeschwollen und feuerrot.

Zur tiefen Venenthrombose (damals wurde das mit strenger Bettruhe behandelt – heute gilt das Gegenteil) hatte sich eine Wundrose, wahrscheinlich verursacht durch die hyperaktiv verabreichte idiotische Spritze, zugesellt und die diesmal drei Wochen „Urlaub“ reichten wieder gerade, um als Beifahrer reisefähig zu werden gen Germana.

Im Nachbarbett, genau, klein ist die Welt, Luciano, der auch wieder da war, wegen einer Entzündung an dem Bein, großes Hallo und täglich für mich wieder 50 g Schokolade.

Uns fiel auf, dass seine Mutter, die ihn auch täglich besuchte, mit dem Bus aus derselben Richtung kam, so dass wir anboten, sie mit dem Auto immer mit zurück zu nehmen, was sie dankend annahm.

Mangels genügender Kommunikation kam nicht rüber, dass, wenn wir sie nach 45 km an der großen Kreuzung, an der wir zum Strand abbogen, aussteigen ließen, sie nochmals etwa 10 km ins Hinterland zu ihrem Bauernhof musste.

Wiederum ein Jahr später, 1962, diesmal ohne Krankenhaus, saßen wir beim Eis im Ristorante, bei Coppa Amarena, als plötzlich zufällig Luciano angeradelt kam und uns für Sonntag zum „Cena“ einlud.

Im Wörterbüchlein fanden wir dazu: Mittagessen.

Wir liefen germanisch korrekt um 11:45 h auf dem Bauernhof ein, aber alle wirkten noch total verschlafen und rieben sich bei unserem Anblick erstaunt die Augen.

Die Signora, Lucianos Mamma, heizte gerade mit Reisig das Kochhäuschen ein, das in dieser Gegend separat steht, im Wohnhaus werden nur Kleinigkeiten gekocht.

Verloren saßen wir den ganzen Nachmittag in einer schönen Laube mit reifen Weintrauben und bekamen Wasser, Wein und Weißbrot hingestellt, und wunderten uns, bis zum Abend.

Dann gegen 20 Uhr, kurz vorm Verhungern, ging das „Cena“ los.

Zuerst mit Spaghetti - Pasta asciutta vom Feinsten mit Barilla 7, die besten Spaghetti, die ich jemals in meinem Leben gegessen hatte, wir aßen und aßen, bis wir fast platzten.

Es gab alles: Fisch, Muscheln, Tintenfisch, Ente, Kaninchen, Melonen, Feigen, Weintrauben, „Salume nostrano“ (göttlich!), Rind- und Schweinefleisch ..., es ging Stunden, bis nach Mitternacht, und schien nicht aufzuhören. Eine große Freundschaft begann.

Über Jahre, manchmal die ganzen Sommerferien, war ich in Italien und übernachtete auch oft auf dem Bauernhof. Mit der Zeit lernten wir die ganze Familie kennen. Nichten von Luciano wohnten bei uns in Deutschland und jobbten, um Deutsch zu lernen.

Mit dem Großvater ging es nachts manchmal zum Fischen. Mit einem großen Dreizack wurden die Sepia und Fische herausgestochen, wenn sie ins Lampenlicht des gondelartigen Ruderbootes gerieten. Im Schlamm gab es Muscheln, die man roh verzehren konnte.

Meinem kranken Vater mit seinen zugesteinten Nieren half das Klima, und der warme Sand am Meer war sehr gut für ihn.

Meine Eltern waren deswegen oft monatelang mit dem Wohnwagen in Italien, den ganzen Sommer. Ich kam in der Ferienzeit separat mit dem Zug, meine Oma Kätchen versorgte mich zu Hause.

Da ich in Italien ein Fahrrad zur Verfügung hatte, konnte ich mich frei bewegen.

Wenn ich am Kanal angelte, hielten oft Touristen an und fragten nach der Abfahrtsstelle des Schiffes, oft Deutsche. Entweder in krummem Italienisch oder in Ausländer-Deutsch: „Du wissen, wo fahren Schiff Venedig?“ oder so.

Ich delectierte mich dann oft daran in Italienisch zu antworten und wenn sie sich ratlos anschauten, gönnerhaft nachzuschieben: „Ich kann's Ihnen auch in Deutsch sagen“, verblüff, verblüff.

## 12 AFS-USA

Durch meine Mutter veranlasst, die in mir einen Teil ihrer Träume verwirklichen wollte, hatte ich mich in der Obersekunda (11. Klasse) beim Schüleraustausch beworben für ein Jahr.

Der Gedanke faszinierte mich auch sehr.

Obwohl ich von den Noten her gesehen schlecht war, hatte ich eine gute Allgemeinbildung, da ich schon früh ständig viele Bücher gelesen hatte. Nach mehreren Ausleserunden wurde ich vom örtlichen „Chapter“ des American Field Service (AFS) als einer von drei Glücklichen aus 47 Bewerbern ausgewählt und erhielt ein Stipendium über 3.500 \$.

Damals war der US-Dollar 4,20 DM wert.

Der AFS wurde im Ersten Weltkrieg als Sanitätshilfskorps gegründet und hat sich nach dem 2. Weltkrieg dem Schüleraustausch verschrieben.

Während der Unterprima (12. Klasse) war ich dann in Süd-Kalifornien an einer High School in der dort höchsten, der 12. Klasse, als „Senior“.

Wir flogen mit einem Boeing 707 Charterflug von Frankfurt nach New York, alle vom AFS, etwa 150 deutsche Austauschschüler. Es war sehr aufregend und wir kamen uns toll vor.

Ich saß in der letzten Reihe links vor der Küche auf dem Fensterplatz. Es war ein dünnes langes Röhrchen von viermotorigem Düsen-Flugzeug mit rechts und links drei Plätzen und so eng, dass mein Kopf an der Rundung lehnte.

Der Flug war stürmisch und ich war überrascht, dass der Flügel, den ich genau vor mir sah, so stark wippen konnte, ohne zu brechen. Es war mein erster Flug überhaupt.

Im Big Apple waren wir in Long Island auf der Hofstra University untergebracht, wo gerade Semesterferien waren, es war brütend heiß, NYC liegt auf der Höhe von Rom.

Sämtliche Austauschschüler unseres Jahrganges waren hier zusammen gefasst, aus der ganzen Welt, knapp 800.

Es war der Wahnsinn: Asiaten, Araber, Australier, blonde Skandinavier, kohlschwarze Afrikaner.

Die aus Südamerika tanzten und sangen anscheinend tagelang, ohne schlafen zu müssen, gigantisch, „La Cucaracha, la Cucaracha“ oder „Guantanamera“ und so weiter, jeder schien eine Gitarre dabei zu haben.

Wir wurden in Kursen geschult bezüglich der Gepflogenheiten des Landes, dass wir nicht selbst Auto fahren dürfen, dass es ein Alkoholverbot unter 21 Jahren

gäbe, keine Bordelle besucht werden dürfen, da dies illegal war und über die wichtigsten Gesetze und Regeln.

Bei den „Vending Machines“ fand ich plötzlich „Root Beer“, mein Herz klopfte (doch Bier hier?), ich war überrascht. Für 25c holte ich mir heimlich eine Dose, um sie in meinem Zimmer zu trinken. Aber was war das, es roch ja wie Kaugummi, so ein Mist, offenbar vergammelt, dachte ich. Dann sah ich „lemonade with artificial flavors“ auf der Seite und es wurde mir klar, dass das kein Bier war.

*Root Beer ist Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelt worden, als es keinen Alkohol gab in den U.S.A. wegen der Prohibition (1920-1933). Damals hatten es Abstinenzler politisch geschafft, dass es gesetzlich verboten wurde, alkoholische Getränke zu konsumieren.*

Nach einer Woche wurden wir über die USA verteilt. Ich durfte nochmals fliegen, nach San Francisco, während die anderen zwei unseres Chapters direkt von den Gasteltern per Auto abgeholt wurden. Mit einer DC 8 per Linienflug angekommen, ging es mit dem Überlandbus weiter nach Süden.

Das Schild „Wilkommen Uddo“ war nicht zu übersehen. Meine Gastfamilie B. hatte einen deutschen Nachnamen und kam mit einem großen PONTIAC Station Wagon, bei dem man auf den Anlasser klopfen musste, wenn er nicht ansprang. Der Vater war Arbeiter („Boiler Maker“) bei Kaiser Steel, es gab 6 Kinder. Die Mutter gehörte zu den Chicanos, wie die Leute mit mexikanischen Wurzeln damals genannt wurden.

Die älteste Tochter Patty war eher scheu und ein sanftes Wesen, Mitglied im AFS-Club der Schule und hatte bewirkt, dass sie einen Austauschschüler nahmen.

Leider fehlte mir jeder Bezug zu ihr, es war schon ein Drama.

Zu ihren fünf jüngeren Brüdern hatte ich sofort guten Kontakt und war schnell der Anführer der „Robbers“, wenn wir „Cops and Robbers“ in den „Back Alleys“ (Hinterhöfe) spielten, das hieß bei uns „Räuber und Gendarm“.

Dazu hatte die Familie zwei kleine ältere Dackelmischlingsdamen, Dackel heißt auf Englisch „dachshund“.

Mir gefiel es gut, ich lernte rasant amerikanisches Englisch, auch Slang, schmutzige Wörter und sämtliche Automarken, wenn wir in den Spielpausen im Gras vor „Henderson’s Grocery Store“ (Hendersons Lebensmittel-Geschäft) ausruhten.

Dort tranken und aßen wir interessante Sachen, die ich vorher nicht gekannt hatte, wie „Royal Crown Cola“, „Dr. Pepper“ Limonade, Babe Ruth und Hershey Bars Schokoladen-Riegel und Pork Rinds (Schweinehautchips).

Am „Four-Way-Stop“ vor Henderson's, was es in Deutschland bis heute nicht gibt, das ist eine Kreuzung mit 4-Stop-Schildern, konnte man genau die Autos studieren („This is a PLYMOUTH Charger Superbird“ – „Great!“). Es darf immer der zuerst Angekommene fahren.

Mister B. hatte kurz zuvor die Arbeit verloren, saß meistens mit Kumpels in der Garage, soff Dosenbier und war wenig redefreudig.

Das einzig Interessante daran war, dass ich beobachtete, wie sie immer Salz oben auf die Dose streuten und es vor dem Trinken ableckten, um in der Hitze nicht zu viel Natrium zu verlieren.

Einmal fragte er mich, ob Deutschland zwischen Frankreich und Spanien läge.

Die Familie überlebte durch morgendliches Austragen der Tageszeitung. Die Mutter hatte mit den Kindern einen Verteiler-Ring aufgezogen.

Morgens gab es Pancakes (Pfannkuchen aus der Fertigmischungs-Flasche) mit Maple Syrup (Ahornsirup, alles Gallonen-Flaschen), mittags Peanutbutter-Strawberry-Jam-Sandwiches (Erdnussbutter-Erdbeerenmus-Toastbrotscheiben), vorher getoasted oder ungetoasted, und absolut jeden Abend „Mashed Potatoes and Gravy“ (Kartoffelbrei mit Soße), beides mit heißem Wasser aus Pulver angerührt, immer wieder, alles immer gleich, jeden Tag.

Es mangelte einfach an Geld, auf die Idee kam ich aber gar nicht. Die Familie hielt sich nur noch mühsam „über Wasser“.

Auch ich hatte wenig Geld bei nur 13 Dollar monatlichem Taschengeld von AFS, wobei ich mir jeden Monat den Playboy leistete (damals 6\$).

Nach einer Woche fragte ich arglos, ob sie nie Fleisch aßen.

Beim nächsten Abendessen wurde mir feierlich ein Plastikbecher von KRAFT überreicht und mir bedeutet, zu lesen, was drauf stand:

„This cottage cheese contains as much protein as one pound of lean meat“ (Dieser Quark enthält so viel Eiweiß wie ein Pfund mageres Fleisch).

Aha! Es war ein rührender Versuch, das Problem zu lösen.

Der „Junior President“ des AFS-Clubs, ein Latino namens Gustavo Itturalde, kam dann zur Visite und ging mit mir Minigolf spielen.

Danach lud er mich auf einen Hamburger ein, der erste meines Lebens.

Mit Interesse lernte ich „Hamburger“ und „Cheeseburger“ kennen, beides gab es damals in Deutschland noch nicht. Und „Hot Dogs“, das sind heiße Würstchen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden in Amerika aus den „Frankfurtern“ bzw. „Wienern“ die „Hot Dogs“, aus Sauerkraut wurde damals „Freedom Cabbage“,

letzterer Begriff hat sich aber nicht durchgesetzt. Die bekannteste Hot-Dog-Kette hieß „Der Wienerschnitzel“.

„Do you like it at your family“ (ob es mir bei meiner Familie gefiele) fragte er mich vorsichtig. Ich äußerte mich diplomatisch, dass es mir gefiele, denn ich hatte es Patty B. zu verdanken, dort zu sein, mit der ich nur selten ein Wort wechselte.

Gustavo hatte trotzdem erkannt, was los war.

Am nächsten Tag kam dann der richtige „AFS-Präsident“ Mister Goldstein, Zahnarzt, nebst seiner resoluten und schwer übergewichtigen Gattin, beide jüdischen Glaubens; ich sage das nur beiläufig, es hatte für mich keine Bedeutung.

Die Frau machte es ganz kurz, als beim Hinsetzen auf die betagte Couch selbige obendrein plötzlich auseinandergebrochen war und darunter auch noch, zu allem Elend, mehrere getrocknete Hundehäufchen zur Vorschau kamen.

„Youdou, you will be fetched tomorrow morning sharp at 8 o'clock and see to it you and your luggage is ready on time.“ (Udo, morgen früh wirst du genau um 8 Uhr abgeholt, sieh zu, dass Du und dein Gepäck rechtzeitig fertig sind).

Die neue Familie hatte den schottischen Nachnamen Mc K. und war gebürtig aus Oklahoma, bestand aus den Eltern, einem gleichaltrigen Bruder und einer fünf Jahre älteren Tochter, die gerade Lehrerin geworden war. Es gab eine rothaarige Dackelhündin namens Dena und im Garten hatte Mister Mc K. eine große Voliere mit Wellensittichen und Kakadus.

Der Vater war auch bei Kaiser Steel, allerdings Vorarbeiter, und ein wunderbarer Mensch.

Seine Eltern waren beide taubstumm und er war sehr ärmlich als Einzelkind aufgewachsen. Im Krieg war er bei der Navy (Kriegsmarine) im Pazifik, wusste Vieles aus Asien zu erzählen, interessierte sich sehr für Geschichte, und wir verstanden uns sofort prima.

Die Mutter legte Wert darauf, zu betonen, dass sie Cherokee-Indianer-Blut in sich trug.

Sie war sehr korpulent, arbeitete als Zugehfrau für alte reiche Damen, und war dagegen gewesen, mich zu nehmen, was sie mich spüren ließ, wenn der Vater nicht da war.

Die Tochter, die in San Diego lebte, kam kurz darauf zu Besuch und war voll auf Seiten der Mutter. Sie hatte ein wunderschönes weißes 1965er FORD Mustang Cabriolet.

Mein amerikanischer „Bruder“ war sehr „handsome“ (gut aussehend) und hatte das Hauptinteresse darin, möglichst viele Mitschülerinnen „in their birthday dress“ (in ihrem Geburtskleid – also nackt) zu sehen, wie er es ausdrückte. Konkret hieß das, regelmäßig abends auf dem Parkplatz hinter der Bücherei im Auto sexuell „die Post abgehen zu lassen“.

Ich war ihnen quasi „aufs Auge gedrückt worden“, denn sie hatten „Erfahrung“, das Jahr zuvor hatten sie schon einen anderen Austauschschüler gehabt.

Fast jede Person hatte in Süd-Kalifornien ein Auto, die Mc K. s hatten folglich vier.

Entsprechend war der Smog unerträglich, die Luft war blau und brannte in den Augen, ständig hatte man einen trockenen Mund und Hustenreiz.

Katalysatoren, Hybride und Elektroautos gab es noch nicht. Heute gibt es dort strenge Umweltschutzregeln und die blaue Luft ist weg.

Es gab damals kaum öffentliche Verkehrsmittel, nur riesige Autobahnen. Heute gibt es Nahverkehrszüge und Park-and-Ride-Plätze. Wegen der Erdbeben gibt es keine U-Bahn.

Eine Gallone Benzin (3,78 l) kostete 1970 dort nur 35c, selbstverständlich mit Bedienung, der Tankwart hatte eine Art Schaffnertasche und kassierte am Auto! Für „Five dollar’s worth“ (für den Wert von 5 Dollar) bekam mein Ami-Bruder für seinen FORD Falcon einen vollen Tank.

Es waren noch Sommerferien, aber durch einen örtlichen Zeitungsartikel mit Foto über uns zwei neuen Austauschschüler (der andere ein Palästinenser aus Jordanien), war ein Coach (Trainer) der High School (Gymnasium) auf mich aufmerksam geworden und wollte mich, weil ich so groß und schwer war, für das American Football Team (Amerikanischer Fußball, das ist ähnlich wie Rugby).

Beim Probetraining meinte er „very slow runner“ (sehr langsamer Läufer), aber ich durfte trotzdem mitmachen.

Der erste Satz der schriftlichen Trainingsanleitung lautete: „Our aim is to kill“ (Unser Ziel ist es, zu töten). Das war nicht wörtlich gemeint, sondern als Ansporn.

Das Training war extrem brutal und einige Kollegen waren Stinkstiefel, die mich „Kraut“ fertig machen wollten. Es war heiß und staubig.

Bereits vier Wochen vor Saisonbeginn trainierten wir vormittags und nochmals nachmittags, jeweils 3 Stunden, in der Saison morgens vor Schulbeginn eine Stunde und nachmittags drei Stunden, täglich Montag – Freitag. Zusätzlich war es üblich, abends noch mindestens 2x in der Woche in den Krafraum zu gehen, um Gewichte zu stemmen, ebenfalls selten unter zwei Stunden.

Aber auch hier galt, ich war zwar dick, aber sehr stark. Niemals würde ich aufgeben.

Bei den Übungen sah ich manchmal, wenn ich mit jemand mit den Köpfen zusammen krachte, wirklich weiße Sterne, kein Flachs. Hätte nie gedacht, dass es das wirklich gibt.

Es fehlte mir an Technik und Spielverständnis, in Deutschland gab es damals American Football noch nicht.

Aber am Ende der Saison hatte ich mich gut eingewöhnt und war noch gefürchteter. Ich wog 20 kg weniger als vorher und konnte 160 kg Bankdrücken. Jeden Morgen machten wir einen mit Hindernissen garnierten 5-km-Lauf, danach kam die Taktikbesprechung. Täglich machte ich zu Hause freiwillig zusätzlich 100 Liegestützen.

Am Ende des Schuljahres sagte der Coach: „Most of you are now in the best shape you will ever be in your life“ (Die meisten von Euch sind jetzt im besten körperlichen Zustand, in dem Ihr in Eurem Leben jemals sein werdet). Er hatte absolut recht.

Die letzten zwei Spiele war ich einer der Besten, wir gewannen 63-0 und 72-0. Als linker Verteidiger („Left Defensive Tackle“) gelang es mir mehrfach, den angreifenden Quarterback (Spielmacher) umzureißen (das „sack him“ zu schaffen), bevor er den Ball weiter spielen konnte.

Leider reichte es nicht für die Playoffs (Endspiele) der C.I.F (California Interscholastic Federation), obwohl wir nur ein Ligaspiel verloren hatten, gegen den späteren Liga-Sieger. Die hatten nämlich alle Spiele gewonnen.

Am Beginn des Trainings wurde meine Trinkfestigkeit einmal von Football-Kameraden einer Prüfung unterzogen. Da hatte ich vorher schon viel „Training“ aus Deutschland. Dort kamen z. B. an Sommertagen an unserem Badensee in der Gartenwirtschaft bei mir oft etliche Stein Bier zusammen, manchmal schon 7-8 an besonders heißen Tagen (1 Stein = 1 Liter).

Oft spielten wir auch in einer großen Runde mit einem 2-Liter-Stiefel „Vorletzter zahlt“.

Das läuft so, dass im Kreis getrunken wird in fester Reihenfolge und derjenige den nächsten Stiefel zahlen muss, der vor dem sitzt, der das Bier austrinkt.

Bei uns gab es ja kein „Drinking Age“. In U.S.A. stand das Alkoholverbot für Minderjährige (in Kalifornien damals 21, in New York damals 18) vor allem auf dem Papier, jedenfalls bei uns, wir hatten einige Mitschüler, die schon Schnurrbärte hatten und älter aussahen, die ihre genaue Stellen kannten, wo sie den Stoff bekamen, es gab auch Eltern, die es uns kauften, weil es ihnen egal war.

Wir saßen im Auto zu viert in der Ecke eines abgelegenen Parkplatzes und ein Sixpack mit feinstem „Colt 45 Malt Liquor“ wurde mir präsentiert, das ist ein amerikanisches Starkbier.

Es war noch schön kalt und ich ließ die erste Pint (etwa 0,56 l) meine Gurgel hinab fließen.

Es schmeckte süßlich und ich sagte: „Tastes like lemonade“ (schmeckt wie Limonade), aber putzte den Rest in einer guten Stunde weg.

Überrascht stellten die Kumpel fest, dass bei mir nach den „Six Pints“ keinerlei Ausfallerscheinungen auftraten.

Auch sonst war die Schule mega-interessant, bei fast 4.000 Schülern gab es viele Fächer. Ich wählte so Interessantes wie „American History I and II“ (Amerikanische Geschichte), „Old English Literature“ – wir lasen Shakespeare im Original, „Psychology for Living“ (Psychologie für das Leben) und „Oceanography“, es gab an unserer Schule sogar Automechanics (Auto-Reparatur) und Driving School (Fahrschule) als Fächer.

Als AFS-Austauschschüler durfte ich aber keinen Führerschein machen. Ab 15 Jahren durfte man in Kalifornien begleitet fahren und ab 16 allein.

In Oceanography (Ozeanographie) waren wir sogar zu Gast im Ozeanographischen Institut (Scripps' College of Oceanography) in La Jolla bei San Diego und durften in der La Jolla Cove (Bucht) schnorcheln gehen, ferner kochten wir Algen-Gerichte und Fischkuchen.

In Französisch, welches ich im zweiten Halbjahr genommen hatte bei Monsieur Fouquet, erhielt ich sogar einen Preis, unter Blinden ist der Einäugige bekanntlich König.

In Deutschland hing ich da auf Vier. Die meisten Amerikaner haben es nicht so mit den Fremdsprachen.

Im Deutschunterricht wurde ich als Hilfslehrer eingesetzt. Im 6. Jahr Deutschunterricht wurde gerade „Emil und die Detektive“ von Erich Kästner gelesen. Selbst der alte Lehrer, Herr Krug aus dem Elsass, der nach dem Zweiten Weltkrieg ausgewandert war, sprach mit deutlich amerikanischem Akzent. Alle waren begeistert, einmal ganz neues Hochdeutsch hören zu dürfen.

Jedenfalls schaffte ich das American High School Diploma (~Abitur) locker.

Der interessanteste Unterricht war „Psychology for Living“. Der Lehrer Sol F. führte uns mehrfach Show-Hypnosen vor und erklärte uns die theoretischen Grundlagen, ich war total begeistert.

Einmal gab er einen post-hypnotischen Befehl an unsere Mitschülerin Francis, die eigentlich eher schüchtern war.

Sie rannte dann beim Ertönen der Schulglocke ans Fenster, riss es auf und schrie laut drei Mal: „The Redcoats are coming“ (die Rotröcke kommen).

Das war im amerikanischen Unabhängigkeits-Krieg der Warnruf vor den englischen Soldaten.

Scheinheilig fragte der Lehrer, warum sie das getan hätte, darauf sagte sie, weil sie einen Scherz machen wollen.

*Das ist typisch, selbst idiotische post-hypnotische Befehle werden „rationalisiert“, d. h. sie werden krampfhaft vom Denk-Verstand erklärt. Es wird nicht gesagt, ich weiß es nicht oder irgendein Trottel muss es mir ins Unbewusste eingegeben haben.*

Der Lehrer hatte auch einen Dobermann, der dressiert war. Er veranlasste den Hund im Bogen vorbei zu laufen, zog dann wie ein Westernheld die Pistole und schrie PENG, worauf der Hund sich fallen ließ und tot stellte. Es war eine perfekte Show, wobei der Hund dann nach kurzer Zeit anfang mit einem Auge zu linsen und mit dem Schwanz zu wedeln.

Am Anfang und Ende des Jahres waren Ahmad und ich als „Foreign Exchange Students“ (Fremde Austausch-Schüler) ins Regionalfernsehen eingeladen.

Kernpunkt seines Vortrages waren, nur 3 Jahre nach dem Sechs-Tage-Krieg von 1967 (Israel besetzte damals u. a. Palästinensergebiete), Jerusalem („we want it back“ – wir wollen es zurück) und die schon vorher erfolgte Vertreibung seiner Familie aus den West Banks nach Jordanien. Sein Vater hatte es in Jordanien zum General gebracht.

Er war immer sichtlich irritiert und aggressiv bei Veranstaltungen, wenn der örtliche AFS-Präsident Goldstein anwesend war und es ergaben sich enorme Spannungen.

Am Ende des Aufenthaltes waren wir nochmals beim Fernsehen, aber Ahmad dröhnte auch nach einem Jahr USA nur weiter dieses Thema, er war völlig darauf fixiert und sah sich in einer politischen Mission.

Mein mitgebrachter deutscher Heimatkalender war der wahre Renner, seine Bilder wurden eingeblendet und kommentiert:

„Heidelberg is such a beautiful medieval town, isn't it“ (Heidelberg ist so eine schöne mittelalterliche Stadt, nicht wahr?).

Etwas überrascht war ich nur über die unvermittelte Frage des Moderators:

„Is Adolf Hitler still in prison?“ (Ist Adolf Hitler noch im Gefängnis?)

Als ich erklärte, dass er sich doch im April 1945 kurz vor Kriegsende in Berlin erschossen hätte, war er dann richtig überrascht: „Really?“ (Wirklich?)

Zwei Berühmtheiten lernte ich in den USA kennen bzw. durfte ihnen die Hand schütteln.

In unserem Ort war eine große „Speedway“ (Rennstrecke) gebaut worden und beim ersten Autorennen, dem „Inaugural Race“ (Einführungs-Rennen), war John Wayne Ehrengast.

Unsere Football-Mannschaft jobbte da und sollte die Pits (Boxen) sichern.

Wir hatten alle ein blaues Leibchen an mit der Aufschrift „Safety Patrol“ (Sicherheits-Patrouille) und entsprechende Hüthen.

Der Head-Coach (Chef-Trainer) stellte mich John Wayne vor:

„Sir, this is our German exchange student“ (Werter Herr, das ist unser deutscher Austauschschüler).

Wayne gab mir die Hand, legte mir seine andere Prutze auf die Schulter und sagte mit ganz tiefer Stimme: „Very well, my boy“ (Sehr gut, mein Junge). Ich habe mir trotzdem weiter die Hand gewaschen.

Er war aber schon sehr alt und hatte die Nase voller blauer Äderchen.

Der andere Star war ebenfalls schon älter, auch ihm durfte ich bei einem Empfang die Hand schütteln.

Als Delegierter des „California Youth Government“ (Kalifornische Jugend Regierung) war ich in Sacramento, der Hauptstadt von Kalifornien.

Es war ebenso ein ehemaliger Film-Westernheld, jetzt „Governor“ (Ministerpräsident) von Kalifornien: Ronald Reagan.

Jeden Mittwoch wurde bei Familie Mc K. Poker gespielt, immer genau von 20 – 24 Uhr, mit Verwandten und Freunden und ich war ein gelehriger Schüler.

Das Spiel faszinierte mich sehr und schnell hatte ich begriffen, dass es keineswegs ein reines Glücksspiel ist, sondern dass es auf viele Dinge ankommt, die einen entscheidenden Unterschied bei den Gewinnchancen ausmachen.

Meine Lieblings-Poker-Variante war „Seven-Double-Pass-Two-Twice-High-Low-Split-The-Pot“ (Sieben {Karten} –Schiebe zwei Mal zwei weiter- Hoch –

Tief – teilt – den - Einsatz) – hier gewinnt die höchste und tiefste Hand (nur von denen, die übrig bleiben) je den halben Pot, im selben Spiel.

Besonders, wenn mein amerikanischer Bruder und ich anderswo pokerten, endete ich fast immer im Plus.

Ich erreichte mit der Zeit ein gewisses Zusatzeinkommen durch meine Pokergewinne.

Wenn wir zu Hause pokerten, war es üblich, Whiskey Cola oder Whiskey mit Orangensaft zu trinken, die Lieblingsmarke der Familie Mc K. war „Four Roses Bourbon Whiskey“.

Mich zogen sie immer auf, weil ich „Orinschtschuis“ sagte, Juice wird aber ohne „i“ am Ende mit langem „u“ ausgesprochen („Tschuuus“), das lernte ich schwer. Auch sagte ich immer „Foter“ für „Water“, weil sie uns am Gymnasium, vor lauter TH üben, den Unterschied zwischen dem englischen V und W nie richtig beigebracht hatten, bis heute schleppe ich das mit.

„Youdou, do you font some foter or rather ju-is?“ (Udo, willst Du etwas Wasser oder lieber Orangensaft?), wurde ich ständig gehänselt.

An Heiligabend spielten wir bei den Mc K. s mit allen Verwandten aus ganz Süd-Kalifornien, die sich versammelt hatten, an zwei großen Tischen die ganze Nacht Poker, nachdem der 40-pounds Truthahn verspeist worden war.

Gegen 5 Uhr morgens hatte ich so viel Whiskey intus, dass ich Doppelbilder sah und nicht mehr normal gehen konnte. Auf allen Vieren kroch ich in mein Bett, es war ein tolles Fest.

Am ersten Weihnachtsfeiertag konnte ich viel erzählen, als ich meine Eltern anrief.

Im Januar verunglückte Mr Mc K. tödlich mit dem Motorrad. Es war ein Schock.

Seine Frau wollte mich nach der Beerdigung aus dem Haus haben und ich kam zu meiner dritten Gastfamilie.

Diese hatte zwei Söhne, zwei und vier Jahre älter als ich, die kurz zuvor im Unfrieden von zu Hause ausgezogen waren.

Sie hatten meine Aufnahme übernommen, da Mr B. Ehrenämter an meiner High School versah und sie sich verantwortlich fühlten.

Der älteste Sohn, dessen Zimmer ich bekam, ist 2,04 m und daher hatte ich ein Super-Bett.

Mein dritter amerikanischer „Dad“, zu dem ich aber nur noch den Vornamen sagte, war Ingenieur, auch bei Kaiser Steel, wie die beiden Vorgänger. Im Zweiten Weltkrieg und im Koreakrieg war er bei der Navy und zum Schluss Oberstleutnant bzw. Fregattenkapitän (Commander). Es gab eine Siam-Katze (Mister Chan) und einen Beaglehund Sandy.

Sie hatten einen englischen Nachnamen und waren aus Chicago (wird nicht Tschikago, sondern Schikago gesprochen, es ist ein Indianerwort). Er war britischer Abkunft und die Mutter hatte norwegische Wurzeln, beide waren strenge Presbyterianer.

Am ersten Sonntag flötete sie kurz nach acht früh morgens durch die Tür: „It is Sunday, please get up“ (Es ist Sonntag, bitte steh auf).

Da hatte ich andere Ideen.

Fünf Minuten später:

„Please hurry now, Church starts at 9 o'clock“ (Bitte beeile Dich jetzt, die Kirche fängt um 9 Uhr an).

Es war mir klar, dass das ernst gemeint war.

„I don't go to Church, this is a free country“ (Ich gehe nicht zur Kirche, dies ist ein freies Land).

„No way, certainly you go, you are now part of this family“ (Auf keinen Fall, sicherlich gehst Du, Du bist nun ein Teil dieser Familie).

Ich musste nicht nachdenken, wie ich mich zu wehren hatte.

Ich verwies auf die Unabhängigkeitserklärung von 1776, die ich ja im Unterricht „American History“ genau kennen gelernt hatte, und zitierte durch die Tür das Wichtigste.

*Hier der Beginn der Präambel:*

*“We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal, that they are endowed by their Creator with certain unalienable Rights, that among these are Life, Liberty and the pursuit of Happiness.” (Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen worden sind und dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden sind, worunter Leben, Freiheit und das Bestreben nach Glückseligkeit fallen).*

Das reichte ihr dann sehr schnell, und ich konnte zu Hause bleiben.

Der Kirchgang war, wie ich gehört hatte, gewaltig und ging über etwa 4 Stunden. Sie bearbeitete mich dann mindestens acht Wochen lang und wollte mich zur christlichen Tugend bringen. Der Vater hielt sich raus und blieb neutral.

Sie wusste ja nicht, wie abgehärtet ich bezüglich christlicher Exerzitien schon war. Aber sie blieb fair und akzeptierte schließlich meinen Standpunkt.

Mir ging es damals wochenlang gar nicht gut. Fast täglich nach der Schule nahm ich auf dem Gang nach Hause einen Umweg, um am Grab des tödlich verunglückten Mr Mc K. bitterlich zu weinen. Meine neue Gastfamilie lebte weniger als ein Kilometer von der Schule weg.

Das Schuljahr verging ohne weitere größere Störungen. Meine neue Familie hatte eine Hütte in den Bergen, eine „Cabin“ in den San Gabriel Mountains in der Nähe des „Big Bear Lake“ (Großer Bären-See), wo wir öfter am Wochenende waren.

Der höchste Berg dort ist der Mount San Antonio, der 3069 m hoch ist und „Old Baldy“ (Alter Glatzkopf) genannt wird, weil er oben ohne Vegetation ist, selbst im Sommer gab es da oben noch Schneereste.

Wenn man am Gipfel war (eine Straße geht bis 200 m davor), konnte man die Stadt (Greater Los Angeles) nur selten erkennen, meist sah man nur die endlose blaue Suppe, den SMOG, in dem dort damals alle lebten.

Meine dritten Gasteltern unternahmen mit mir Ausflüge nach Las Vegas und San Diego, auch viele Museen und Ausstellungen besuchten wir zusammen.

Durch meinen großen Freundeskreis, besonders aus der Football- und Baseball-Mannschaft (viele Kumpels waren in beiden Teams), bekam ich ständig Einladungen und war viel unterwegs.

Wir besuchten große Baseballspiele bei den Dodgers, ferner „Marineland“ in San Pedro, den „La Brea Park“ (Dinosaurier-Ausgrabungen), Knottsberry Farm und andere Attraktionen. Regelmäßig fuhren wir an den Wochenenden auch gemeinsam nach Laguna Beach an den Pazifik zum Baden, die Schule stellte dafür auf Antrag Busse zur Verfügung.

Die Baseball-Mannschaft unserer Schule hatte es in die „Playoffs“ geschafft und kam bis ins Endspiel, verlor es aber und wurde südkalifornischer Vize-Schulmeister. Ich durfte sie immer begleiten als eine Art Maskottchen und es waren tolle Ausflüge.

Zum Schulabschluss („Graduation Night“) war unser gesamter Jahrgang in Disneyland in Anaheim. Es war zufällig auch exakt mein 18. Geburtstag.

Ich wog durch das viele Training nur noch 99 kg, was mich sehr stolz machte, und hatte es auch zu einer Freundin namens Debbie gebracht, die mich nachts heimlich den FORD Mustang Mach 1 ihrer Mutter fahren ließ.

Es gab aber auch unangenehme Begebenheiten.

Einmal fuhr ich mit nach San Bernadino, das liegt Richtung Las Vegas, danach endet die Zivilisation weitgehend und die Mojave-Wüste beginnt.

Wir waren vier weiße Schuljungen, die Auto-Fenster waren alle unten und die Musik dudelte, als zufällig ein Wagen mit vier schwarzen Schülern neben uns an der Ampel hielt, dessen Fenster auch alle offen waren und Musik spielte.

Meine Kollegen fingen sofort an, Affengeräusche zu machen, sich auf die Brust zu trommeln, zu kreischen und „Spearjacks“ (Speerwerfer) zu rufen.

Das fand ich gar nicht lustig und sagte das auch.

In Amerika gab es ja früher eine sehr starke Rassentrennung („Segregation“), von der auch 1970 noch einiges zu spüren war.

*In dem Zusammenhang sei der sehr lesenswerte Roman „Knightsblood Royal“ von Sinclair Lewis (1930 Nobelpreis für Literatur) aus dem Jahr 1947 empfohlen, wo die Problematik sehr eindrücklich dargestellt wird.*

Unsere Stadt war deswegen noch regelrecht geteilt. Es gab die große Bahnlinie nach Osten, die etwa ein Viertel der Stadt abtrennte, dahinter waren der Slum-Teil und alle Schwarzen.

Auf unserer Seite lebten die ganzen Weißen, wobei die Latinos, die damals Chicanos genannt wurden, etwa dazwischen, zu beiden Seiten der Bahn, wohnten.

Die Stadtväter hatten, als unsere High School über 4.000 Schüler ging, hinterm schwarzen Teil in die Orangenfelder eine zusätzliche High School gebaut, sicherlich kein Zufall, sondern Absicht.

Weil es sich durch die Lage der zwei Schulen so ergab, waren an unserer Schule nur wenige Schwarze, dort über 90%.

Wir hatten damals etwa 30% Chicanos. Heute, vierzig Jahre später, ist es ganz anders, jetzt sind 80% der Stadt Latinos, alles lebt völlig gemischt.

Die Einwohnerzahl der Stadt ist doppelt so groß, wie noch vor 40 Jahren.

Bei der ersten Schulparty wurden mir sofort von einem mir nicht näher bekannten Mitschüler 2 weiße Tabletten offeriert: „Take these, they are happy pills“ (Nimm diese ein, es sind Glückspillen). Schockiert lehnte ich ab, ich

konnte es nicht glauben. Es wurde auch viel heimlich ghascht. Da ich Nichtraucher war und bin, hatte ich damit keine Probleme.

Der Vietnamkrieg tobte noch, aber es wurde selten darüber diskutiert. Es gab einige Gefallene, deren jüngere Geschwister an der Schule waren.

Es gab zurück gekommene Veteranen, die jeden Lebensanreiz verloren hatten und mit ihren bunt bemalten „Vans“ (Kleinbusse) herumkurvten. Diese waren als fahrende Schlafzimmer mit Stereoanlagen ausgestattet, um Weiber abzuschleppen.

Viele der Kriegsveteranen kiffen und sofften ständig, sie konnten sehr aggressiv werden und hatten jede Menge juristische Verwicklungen.

*Es ist bekannt, dass sich in und nach dem Vietnam-Krieg fast doppelt so viele Soldaten selbst umgebracht haben, wie im Krieg fielen.*

Am Ende des Austauschjahrs gab es noch eine 4-wöchige Busreise durch den Südwesten bis nach Kansas City, Missouri.

Nach einem Abschied voller Tränen und dem mehrfachen gemeinsamen Singen von „I’m leaving on a Jet Plane, don’t know when I’ll be back again, oh sure I hate to go“ (Ich fliege weg mit einem Düsenflugzeug, weiß nicht wann ich wieder zurück kommen werde, oh wie hasse ich es zu gehen) von John Denver, ging es mit dem Bus in Etappen bis nach Kansas City. Das sind zwei Städte gleichen Namens nebeneinander. Die kleinere liegt in Kansas, die weitaus größere in Missouri. Von dort aus flogen wir dann für eine Woche nach New York und anschließend zurück nach Frankfurt/Main.

Es gab immer Tagesetappen mit wenigen Tagen Aufenthalt bei Gastfamilien, zunächst nach Casa Grande in Arizona, das zwischen Phoenix und Tucson liegt. Ich war gelandet bei einer Klempnerfirma. Sie hatten ein verschwenderisches Haus mit einem riesigen Freizeitbereich im Gartengeschoss, mit Bar, Billardtisch, Grillplatz, Pool und Musikanlage und sie schmissen gleich am ersten Abend eine Party für alle, es ging bis morgens die Post ab. Sie hatten drei sehr hübsche Töchter im Teenager-Alter.

Am zweiten Tag war Kultur angesagt und wir besichtigten ein Indianer-Reservat der Pima, die zu den Apatschen gehören. Sie tanzten für uns in historischer Kleidung den Kriegstanz.

Dass sie es ernst nahmen mit dem Kriegstanz und den Einsatz nicht verpassen wollten, sah man daran, dass die meisten dabei moderne Armbanduhren trugen. In dem Ort der Pima war der Boden aus reinem Silber, bei näherem Anschauen konnte man aber erkennen, dass alles voller zusammengedrückter Bierdosen lag.

Über Santa Fe in New Mexico, wo ich in einem Pueblo-Haus mit meterdicken Lehmwänden wohnte, was wirklich ohne Klimaanlage angenehm bewohnbar ist, ging es über Amarillo, Texas, weiter nach Oklahoma und Kansas, wir fuhren auch durch Dodge City.

In Texas wollte ich an einer Tankstelle Wasser (Foter) trinken und fragte zwei richtige alte Texaner mit großen Cowboy-Hüten, die dort saßen, nach einer „Drinking Fountain“:

„T h e e e e e d r i i i i i n k i n g f o u n t a i n i i i i i s a r o o u u u n d t h e e e e e c o o o o o o o o o o o o o o o o o r n e r“ (Der Trink-Brunnen liegt um die Ecke) erfuhr ich nach etwa einer Minute, so lange dauerte es fast, man nennt das „Texas Drawl“ (gedehntes Texas-Sprechen).

In Dodge musste ich am Rücken operiert werden, denn ein Grützbeutel (Atherom) hatte sich entzündet, danach fuhren wir weiter zu dem Flecken Beloit in Kansas, endlose Felder rechts und links, durch die riesige Kornkammer des „Mid West“ (Mittleren Westens).

In Beloit, damals vielleicht 5.000 Einwohner, gab es dreimal täglich Hähnchen und Eier, der Landkreis hieß nicht umsonst „Chicken County“ (Hühner Landkreis).

Alle Familien und Städte unterwegs waren extrem freundlich und aufmerksam zu uns, es war alles hervorragend gut organisiert und es gab jede Menge toller Aktivitäten.

Einer der Mitinsassen unseres Busses war ein besonders stolzes und unnahbares Exemplar, ein richtiger Caballero aus Kolumbien, der aussah wie Zorro in seinen besten Zeiten. Er stelte laufend vornehm herum, war leicht unsozial und besonders am Pool führte er ständig Liegestützen und Kniebeugen vor, damit man seinen makellosen Körper und die Muskeln auch gebührend betrachten konnte, besonders die Senioritas.

Armdrücken („Indian Wrestling“) war sehr beliebt, aber er wollte uns Verrecken nie gegen mich antreten, weil er offenbar Angst hatte, zu verlieren.

Es bedurfte einer List. Ein Australier, der auch in dem Bus dabei war und relativ stark, machte das Spiel mit.

Wir machten ein Armdrücken und ich verlor nach längerem Hin- und Her und schrie dabei, es würde nicht gelten, da ich plötzlich einen stechenden Schmerz im Handgelenk bekommen hätte, natürlich so, dass der schöne Eduardo, wie Zorro hieß, alles genau mit bekam.

Ein zufriedenes Lächeln bereitete sich auf seinem Gesicht aus.

Dann schickte ich ihm einen Schmeichler, der ihm vorschlug, wenn er jetzt den Australier schlagen würde, wäre er unstrittig der absolute King. Er tappte in die Falle und der Australier überließ ihm, wie abgesprochen, den grandiosen Sieg. Mit stolzgeschwellter Brust konnte er dann die unmittelbar nachfolgende Herausforderung durch mich nicht mehr ablehnen.

Sofort, als ich sein Händchen wie ein Schraubstock anpackte, dämmerte ihm, dass etwas faul sein könnte und die Rädchen in seinem Kopf signalisierten „Abbrechen“, aber es war schon zu spät. Ich zog das Tortenstück auf einem Pappeller hervor, welches mir an die andere Hand herangereicht worden war, und klatschte seinen Handrücken drauf.

Böse, böse, böse, es war schon eine Sauerei, er tat mir dann auch sofort leid, als ich sah, wie seine Gesichtszüge entgleisten, aber es war geschehen.

Später versöhnten wir uns dann doch noch, er war danach viel besser integriert und hörte manchmal mit seinen Pool-Faxen auf.

## **Kapitel III: Wieder in Deutschland, Wehrdienst, Student**

### **13 „Erste“ Oberprima, Weinverkäufer, „Zweite“ Oberprima, Abitur**

Nach der Rückkehr aus den USA stand wie ein Berg die 13. Klasse, die Oberprima, vor mir. Da ich die 12. Klasse, die Unterprima, in Deutschland übersprungen hatte, rächte es sich, dass ich in Amerika keinerlei Mathematik belegt hatte.

Unseren Dialekt konnte ich zunächst auch kaum noch, sprach ersatzweise nur Hochdeutsch, träumte nachts noch in Englisch. In der Schule schrieb ich im ersten Deutschaufsatz einen Abschnitt komplett in Englisch, ohne es zu bemerken.

Der Englisch-Lehrer machte Zicken, weil ich ihm zu amerikanisch sprach, obwohl ich eigentlich besser auf Englisch kommunizieren konnte, als er.

Es gab aber einen neuen Erlass, der besagte, dass auch amerikanisches Englisch zulässig sei, wenn es durchgehend verwendet würde. Damit hatte ich freie Bahn. Oft strich er mir in Nacherzählungen Wörter trotzdem als falsch an, die er nicht kannte, und ich musste sie ihm dann in meinem „Webster's American Dictionary“ unter die Nase halten.

Es war früher üblich gewesen, dass es bei der Einreichungsnote sogenannte „Gnaden-Fünfer“ gab, meistens für Mädchen, die mit Mathematik nichts am Hut hatten, aber sonst überall Einser und Zweier hatten.

Aber es war ein neuer Direktor gekommen, der den Eisenbesen ausgepackt hatte und unser Mathematik-Lehrer, ein dicker Choleriker, der auch der Klassenlehrer war, machte das mit.

Es gab zwar Gerüchte, aber keinerlei Vorwarnung, sechs in unserer Klasse wurden in Mathematik mit 6 eingereicht.

In meinem Fall war das sachlich absolut gerechtfertigt, ich hatte in den Arbeiten vier Sechser geschrieben, keinen Schlag für Mathe gemacht und konnte höchstens noch mühsam und schlecht Bruchrechnen.

Menschlich war es eine Sauerei. Ich hatte mich voll auf einen „Gnaden-Fünfer“ verlassen.

Damals konnte man mit einem Sechser im Schluss-Zeugnis in unserem Bundesland kein Abitur bekommen, das war nicht ausgleichbar.

Selbst die Ochsentour über das Mündliche hätte nicht funktioniert bei einer eingereichten Sechs.

Denn mit 6 eingereicht wäre eine geschriebene 6 in der Abiturprüfung (die war bei mir 100% sicher) das Ende gewesen, dann hätte nicht einmal mehr eine mündliche Prüfung stattgefunden und das Abitur wäre im Eimer gewesen.

Nur ein Einreichungsfünfer wäre die Rettung gewesen, da die Einreichungsnote zu 2/3 zählte. Der Fünfer im Zeugnis, den ich ja ausgleichen konnte, hätte mich nicht gestört.

Es nützte gar nichts, dass mein Halbjahres-Notenschnitt trotz des Sechlers bei 2,8 lag.

Dieses fiese und gemeine, menschlich schäbige Verhalten der Lehrer beleidigte mich sehr und ich kehrte der Schule und dem Rest des Schuljahres den Rücken, schoss die weitere Ausbildung erstmal in den Wind und begann als Expressgut-Ausfahrer bei der Bahnspedition zu arbeiten.

Meine armen Eltern drehten fast durch.

Passend dazu hatte sich in den ehemaligen Büroräumen des Vaters meines Kummpels, der einmal so überraschend sitzen geblieben war, eine Filiale eines Weinhändlers eingemietet, deren Masche es war, mit viel Brimborium und fünf verschiedenen Fantasiefirmen, die sich eine Scheinkonkurrenz lieferten, bundesweit den Leuten billigen Wein teuer zu verkaufen.

Jede erhältliche Rest-Brühe wurde angekauft, meist von größeren Winzergenossenschaften, und in großen Tanks mit viel Chemie kaufbereit präpariert.

Nach Jahren flog die Schweinerei auf und die Verantwortlichen kamen ins Gefängnis.

Abends und an Wochenenden war es der ideale Ergänzungsjob. Wir hatten Probenkoffer mit 8 Flaschen à 0,7l und Weingläsern, mit denen wurden wir nach Verkaufsschulungen auf die Kunden losgelassen. Es gab schon jede Menge Alt-Kunden und der Verdienst war gut.

Die Masche war einfach gestrickt, tolle Namen und Etiketten, „Hochheimer Wunderlage“ und so weiter, eine Riesen-Show, jede Lüge war recht: „Unser Wein hat ein ausgewogenes Säureverhältnis und ist unbedenklich mindestens zehn Jahre lagerfähig!“ Oder folgende Platte: „Legen Sie sich doch jetzt schon ein paar Fläschchen hin für das nächste Jubelfest, was glauben Sie, was Sie damit Eindruck machen können“. Die Leute kauften wie die Irren.

Im Kleingedruckten auf der Vertrags-Rückseite stand: „Mündliche Nebenabreden sind unwirksam“. Das schien niemand zu interessieren, die Leute waren schon vor dem Trinken wie besoffen. Wir selbst hatten gar keinen Vertrag und

waren nicht angemeldet, alles lief schwarz und die Bilanzen der Firma waren, wie die Weinnamen, ebenfalls reine Fantasie.

Angekurbelt wurden die Verkäufe durch das „Schatzkästchenspiel“. Es wurden Werbungen mit Schlüssel verschickt und man konnte etwas gewinnen, wenn er in eines der Schlösser der drei Deckel des Kistchens passte.

Wir suchten die Interessenten damit auf und jedes Mal wurde gewonnen!

Immer ein Korkenzieher mit einem Griff aus einem Stück Rebenholz, optisch sehr urig, der sofort überreicht wurde.

Nach dem glücklichen Gewinn blieb den Leuten nicht viel übrig, als etwas zu bestellen.

Als wir in unserer Stadt auf der Messe waren, stand plötzlich mein Herr Klassenlehrer mit erstauntem Gesichtsausdruck vor mir. „Wollen Sie nicht lieber in die Schule gehen und doch noch versuchen, das Abitur zu schaffen?“

Der kam mir gerade recht: „Wissen Sie, dass ich hier mehr verdiene, als Sie als Mathematiklehrer?“ Das saß und er entfernte sich eilends.

Es war auch nicht gelogen. Auf der Messe hatte ich ca. 17 Tausend DM Neukunden-Umsatz und 5.000 DM Altkunden erzielt, bei 12% und 8% Provision viel Verdienst in zehn Tagen. Abgezogen wurde nur der Nettopreis des verbrauchten Probenweins.

Mein Kumpel und ich sofften davon jeden Morgen gemeinsam eine Flasche 0,5 l Eiswein, à 59 DM Verkaufspreis, auf Ex, um in Stimmung zu kommen, immer gleich aus der Flasche.

Die Firma wollte dann, dass wir Vollzeit einsteigen und die Niederlassung führen sollten.

Es war ein zwar lukratives, aber dreckiges Geschäft und wir fühlten uns zu jung und zu moralisch dafür und hatten größere Pläne.

Da setzten sie uns einen Geschäftsführer vor die Nase, der aus Norddeutschland kam, ein Schnösel und eine Krämerseele war. Er war uns weit unterlegen.

Es entwickelte sich ein Kleinkrieg, den wir am Ende gewannen.

Aus seinem Tagebuch, das er manchmal vergaß einzustecken, lasen wir Amüsantes:

„Heute mit Inge spazieren gegangen. Wollte sie küssen, aber es ergab sich nicht“.

Oder später: „Inge gab mir eine Ohrfeige“.

Es war sehr lustig, wir erfuhren genau, dass und wie es dann mit Inge weiter ging, denn er schrieb auch Intimes detailliert hinein.

Er setzte uns unfairern Druck aus und benachteiligte uns. Alle guten Altkunden nahm er für sich und uns ließ er auf arme Rentner los. Wir verloren mit der Zeit immer mehr die Lust.

Wir begannen mit Gegenmaßnahmen. Im gesamten Büro versetzten wir die Anhänger der Wandbilder ganz minimal, wenn es zwei Nägel waren, änderten wir es auf einen.

Nach mehrmaligen Türe-Zu-machen oder Herumlaufen fingen die Bilder an, langsam ganz leicht und nur minimal schief zu hängen. Man musste zweimal hinsehen, um sicher zu sein.

„Mister Korrekt“ in seinen Kaufhausanzügen raste ständig herum und korrigierte, aber es war ein Kampf gegen Windmühlen.

Er fing an, immer nervöser zu werden. Vielleicht befürchte er, wie damals „Bollo“, es seien Anzeichen, verrückt zu werden.

Es gab einen großen Büroraum für ihn und einen kleineren für uns, da auch sehr viel am Telefon verkauft wurde, besonders Neueinführungen:

„Habe mir erlaubt, für Sie ein Kistchen zu reservieren, Sie könnten sogar zwei haben, wenn Sie gleich bestellen, bevor dieser Spitzentropfen ausverkauft ist“.

Dazu gab es einen weiteren Büroraum als Lager, u. a. für die Proben und die Berge von Rebholz-Korkenziehern.

Die Flaschen hatten oben noch Bleisiegel, noch kein Plastik. Wenn man die anwärmte, konnte man sie abziehen, dann den Korken entfernen und beides wieder an den alten Platz setzen, ohne dass es auffiel.

Den Korken bekommt man ohne Schäden heraus, wenn man mit einer dünnen Nadel über eine Pumpe oder große Spritze Luft hineindrückt bis er durch den Überdruck herausflutscht.

Das gibt es auch fertig als Korkenzieher für Rentner.

Wenn man den feuchten Korken schnell wieder nass einsetzt, funktioniert es perfekt.

Den Wein sofften wir und taten Fusel aus dem Billigmarkt hinein („Bauerntrunk“ aus „Ländern der EWG und angrenzende Ländern des Mittelmeeres“) hinein oder später Leitungswasser.

Wir sorgten dafür, dass er bei den Kunden die präparierten Flaschen hatte, was oft richtig peinliche Situationen für ihn hervorrief.

Er war arglos, schickte sie zurück an die Zentrale: „Wein verdorben“ oder „Falschabfüllung“.

Als dann mehrfach „Enthält Wasser“ vorkam, erschien schnell der Hauptgeschäftsführer aus der Zentrale, der „den Braten gerochen hatte“, und schmiss uns achtkantig raus.

Wir hatten da aber bereits Stufe zwei des passiven Widerstandes gestartet und in seinem Zimmer unter seinen Schreibtisch und den Schränken mit TESA-FILM dünne Scheiben mit Handkäse geklebt, die sehr schwer zu finden waren.

Mit der Zeit fing es an, immer mehr zu miefen. Das geht ganz langsam, zunächst zweifelt man, ob wirklich etwas riecht, und erst nach etwa 3 Wochen wird es deutlich.

Unser „Freund“ hatte dann, nachdem Parfüm und Fichtennadel-Raumspray (wer hat denn hier in den Tannenwald geschissen?) nichts mehr nützten, mitten im Winter, immer die Fenster gekippt oder sogar dazwischen sperrangelweit geöffnet.

Draußen schneite es und er empfing im Wintermantel sich sehr wundernde neue Verkäufer-Bewerber. Bis er dann in Ungnade fiel, weil er nur noch Fehler produzierte und immer schlechter verkaufte, selbst gefeuert wurde und die Firma die Räume kündigte.

Dann kam im September ein Schreiben vom Gymnasium, in dem ich aufgefordert wurde, zu erklären, ob ich mich als abgemeldet ansehen würde. Die Schule lief da schon seit zwei Wochen und ich beantragte nach kurzem Nachdenken, weiter machen zu dürfen.

Es wäre Unsinn gewesen, das Abitur nach all den Jahren einfach zu schmeißen und ich ging noch einmal hin, wenigstens ab und zu.

Der neue Mathelehrer war ein junger netter Typ, der sofort klar machte, dass es auch diesmal keine Gnaden-Fünfer geben würde.

Zusammen mit drei Leidensgenossen aus meiner alten Klasse, die auch wegen eines Mathe-Sechlers eine Ehrenrunde drehen durften, wurde ein Mathematikstudent mit Vordiplom engagiert, der der Cousin des einen Lernkumpels war. Er brachte uns an zwei Nachmittagen pro Woche über drei Monate alles intensiv bei, bis wir sicher auf mindestens Vier standen.

Französisch war dann noch ein Problem, denn ich war, trotz meines Preises in Amerika, total abgesackt, wurde aber noch mit Vier eingereicht.

Ich trainierte in der „INLINGUA-Sprachschule“ das Übersetzen, die Karte auf die ich setzen wollte, denn beim Diktat rechnete ich mir keine großen Chancen aus.

Im Abitur schrieb ich im Diktat dann eine 6 und in der Übersetzung eine 1, kein Witz. Der Lehrer sagte immer, einer Übersetzung darf man nicht anmerken, aus welcher Sprache sie kommt. Als höchste Kunst galt es ihm, wenn aus einem großen Satz des Originals zwei kleine Sätze in der Übersetzung standen.

Daran hatte ich mich strikt gehalten und schönes Übersetzen intensiv trainiert.

Bei der Übersetzung kannte ich zuerst fünf Wörter nicht, aber mein kleines Wörterbuch, das ich hinter den offen verlegten Abwasserrohren unserer Jugendstil-Schule in der Toilette versteckt hatte, erklärte mir vier davon und das letzte hatte ich richtig erraten.

Jedenfalls hatte ich in der Einreichung diesmal keine Fünfer oder Sechser. Im zweiten Halbjahr mied ich die Schule weitgehend, da ich ja weiter bei der Bahnspedition in einem Schichtsystem arbeitete. Meine Oberprima hatte sich also aufgeteilt in zwei halbe Jahre, offiziell sitzen geblieben bin ich nie.

Es war ein Pokerspiel, da ich ja nicht sicher wusste, welche Noten ich im Schriftlichen erreicht hatte, es hätte auch schief gehen können.

Aber im Pokern war ich ja gut und die Rechnung ging auf, es war wieder einmal eine Fügung.

Am Ende des Schuljahres stellte sich heraus, dass alle schriftlichen Abiturnoten „passten“ und ich nicht mehr durchfallen konnte.

Im mündlichen Abitur wurde ich nur in Chemie geprüft, da wurde ich nachgemeldet, weil man in mindestens einem Fach mündlich geprüft werden musste, das Ergebnis war für mich egal.

Ich arbeitete am Prüfungstag und parkte meinen 7,5 to LKW vom Typ DAIMLER-BENZ 710, Kurzhauber, direkt vor der Schule in zweiter Reihe mit einem Schild „Bin im mündlichen Abitur, komme gleich“, denn es gab noch keine Handys, um die Nummer hinzuschreiben.

Damals durften mit dem normalen Auto-Führerschein der Klasse Drei LKWs bis 7,5 Tonnen Gesamtgewicht gefahren werden.

Es war eine alte Kiste in blau-roter Firmenlackierung, hatte ein 6-Zylinder-Reihen-Diesel mit 5-Liter Hubraum und 100 PS, der an guten Tagen leer eine Spitzengeschwindigkeit von fast 85km/h schaffen konnte. Ich hatte morgens schon 8 Paletten Schnaps, Schokolade und Kekse geladen, die ich nach der Prüfung dann auslieferte.

Daher machte ich es kurz. Der Prüf-Kommissar war über meinen blauen Anton, voll mit Latzhose und Stahlkappen-Arbeitsstiefel, irritiert und forderte mich entrüstet auf, die AL CAPONE Havanna, die ich gerade angesteckt hatte, unverzüglich wieder auszumachen.

Es ging um die organische Chemie. Zuerst malte ich einen schiefen Benzolring mit 7 C-Atomen an die Tafel, das Angebot, es auf die übliche Bienenwabensform mit 6 C-Atomen zu reduzieren, lehnte ich aus künstlerischen Gründen ab. Der Chemielehrer, dessen Gesicht sich langsam rötete, attestierte, ich sei eben nur vielleicht zu nervös, aber das Gegenteil war der Fall, ich war entspannt und wollte provozieren.

Der Beisitzer, ein blasser Studien-Assessor, wollte die Situation retten und fragte hilfreich, in welcher Einheit Atomabstände gemessen würden.

Statt Angström sagte ich frech Quadratkilometer, mein Chemielehrer brüllte, man lasse sich nicht veräppeln und endlich wurde ich rausgeschmissen.

„Vielen Dank, meine Herren, weiter viel Spaß beim Prüfen!“

So war es mir recht, denn darauf hatte ich gezielt hin gearbeitet. Das war es, adieu Penne!

Mit Vier in Chemie eingereicht und 6 mündlich, hatte ich wenigstens einen Fünfer im Abitur-Zeugnis, darauf war ich sogar stolz.

Mein Schnitt war jetzt auf 3,5 abgesunken. Damals gab es aber noch kein Leistungsdenken in der Schule, außer bei den Strebern, und ich war damit der Zweitbeste der Klasse.

Es war ohnehin klar, dass ich nur durch die Wartezeit noch einen Studienplatz erreichen konnte, um Medizin zu studieren.

Nie wieder betrat ich diese Schule, auch nicht anlässlich unserer 40-Jahre-Abiturfeier 2012, als wir dort vor unserem Treffen eine Führung hatten.

Bei der Feier wurden alle, die jemals in der Originalklasse waren und erreicht werden konnten, eingeladen. Es kamen 23 von insgesamt schätzungsweise 65, es war eine wunderschöne Gaudi und wir beschlossen, uns in Zukunft alle 5 Jahre wieder zu treffen.

## **14 Frucht-Großmarkt, Zeitungstragen, Lagerarbeiter, Bahnspedition**

Die Schule war ab dem 13. Lebensjahr nur noch eine Randerscheinung und nicht mehr mein Schwerpunkt, denn ich begann regelmäßig zu arbeiten, weil mein Vater todkrank geworden war und 5 Jahre arbeitsunfähig wurde. Unsere Metzgerei wurde verpachtet.

Er bekam zunächst keinerlei soziale Leistungen. Erst nach einem Prozess, der bis zu den Bundesgerichten ging, wurde er dann, nachdem sein Nierensteinleiden sich gebessert hatte, über weitere drei Jahre umgeschult zum Büropraktiker und fand nach insgesamt 8 Jahren Pause danach sofort eine Stelle als Sachbearbeiter beim Landgericht.

Mein erster Job war auf dem Frucht-Großmarkt, den man um 3 Uhr mit dem Fahrrad leicht erreichen konnte, da so früh auch kaum Verkehr war.

Am Eingang standen die Jobber aller Couleur, Arbeitslose, entlaufene Sträflinge, Studenten, Schüler und abgerissene Penner. Es gab 1966 einen wahren Spitzenlohn, DM 2,50/Std. bar auf die Kralle und man durfte Obst essen, so viel man wollte, aber nur, wenn man bei der richtigen Firma gelandet war.

Gegen 3.30 h gab mir ein dicker Mann in einem OPEL Kapitän beim Einfahren Zeichen zu folgen, ich war geheuert.

Er hieß Alban K., Kartoffel- und Zwiebel Großhandel OHG, da konnte ich meine Kräfte gut austoben.

Am leichtesten lupft man die Säcke, wenn man eine Kartoffel oder Zwiebel im Sack-Eck separat in die Hand nimmt, was eine Art Griff ergibt und dann natürlich „immer mit Schwung“.

Als ich so gegen 8 Uhr dann nach 4 Stunden mal wieder gehen wollte und in die Schule, sagte Alban, er bräuchte mich noch bis nachmittags, er wolle auf dem Land noch Kartoffeln holen.

11 Stunden kamen zusammen, 27,50 DM, für einen mit einem todkranken Vater, der 10 DM Taschengeld im Monat bekam, ein kleines Vermögen.

Eine kurze Aufregung bei der Abrechnung: Es musste ein Lohnzettel ausgefüllt werden. Als ich wahrheitsgemäß mein Geburtsdatum angab, schrie Alban sehr, da ich erst 13 wäre, es wäre nämlich verbotene Kinderarbeit gewesen. Aber ich korrigierte mich geistesgegenwärtig und sagte statt 1953 flugs 1950, das akzeptierte er mit einem Grunzen.

Später „legalisierte“ ich mein „neues“ Alter, indem ich im Schülerschein aus der 3 eine elegante 0 machte, was auch für das Kino und den Besuch der neu aufkommenden Soft-Sex-Filmchen ab 16 Jahre, z.B. „Komm nur, mein liebstes Vögelein“ mit Uschi Glas und Gila von Weiterhausen, nützlich war.

Nach meiner Heimkehr lud ich meine Kumpels ein zu Cola (die „Familienflasche“ Coca-Cola mit 0,7 l war gerade neu – vorher gab es nur 0,25l) und Hausmacher Leberwurstbrötchen satt (Kurpfälzer Dialekt: Lewwerworschte-Weck) à 50 Pf. am KIOSK, mit Gurkenscheiben drauf.

Es war ein ungeheurer persönlicher Triumph, das geschafft zu haben, ich fühlte mich klasse. Unabhängigkeit, auf eigenen Füßen stehen, schnell spürte ich den Muskelkater nicht mehr.

Meinem ersten glorreichen Arbeitstag auf dem Fruchtgroßmarkt folgten viele, aber immer nur bei den großen Firmen, weil man dort Früchte naschen konnte, so viel man wollte.

Da gab es auch die leichteren Jobs, z. B. bei der Abfüllmaschine stehen und zu jedem Netz per Hand eine Frucht alter Lieferung hineinzugeben, irgendwie musste das Gewicht ja zusammen kommen.

Oder das Sortieren und Ausräumen ganzer Eisenbahn-Waggons aus Italien, voller Pfirsiche, Trauben und Pflaumen aller Klassen.

Einmal waren 13 Stiegen Klasse A Grüne Pfirsiche weißfleischig (sind selten) auszuliefern, die ich zu einem kleineren Händler bringen sollte. Warum zwei Mal laufen?

Der Sack-Karren nahm höchstens 10 Stiegen sicher auf, aber die oberen drei würde ich schon irgendwie zusammenhalten, dachte ich. Leider war es ein Irrtum.

Denn ein Kanaldeckel stellte sich in meinen Lauf, der schräg aufsaß und alles kippte, zu meinem großen Schrecken, wie in Zeitlupe nach vorne weg.

Nachdem auch noch ein großer LKW mit Anhänger durch die umgestürzten Pfirsiche gefahren war, konnte man nur noch 4 Stiegen zusammenstellen, die halbwegs normal aussahen, der Rest war perdu.

Die Methode zur richtigen Verkaufsplatzierung hieß im Jargon „Arsch nach oben“, also Macken nach unten und das Ansehnliche nach oben.

Dann flog ich sofort raus, kam an diesem Tag dann wenigstens rechtzeitig in die Schule.

Zeitgleich fing ich an, mit meinem Kumpel, der später überraschend sitzen bleiben würde, morgens die Tageszeitung auszutragen.

Zunächst hatten wir einen Bezirk, so dass wir uns abwechseln konnten, später irgendwann zwei und dann drei und etwa 700 Zeitungen jeden Morgen.

Wir mussten das Zeitungsgeld selbst kassieren, nur 10% überwiesen damals über die Bank oder per Postanweisung. Es war ein ewiger Zirkus, Leute machten nicht auf oder sagten: „Kommt nächste Woche, ich habe gerade nichts da“.

Als wir aufhörten mit Zeitungsaustragen, war es umgekehrt.

Wir hatten beim Kassieren viel angestellt, z.B. Pflanzen im Treppenhaus gekillt oder auch Stinkbomben in den Wohnungen „vergessen“. Überall wurden wir nicht mehr reingelassen.

In ihrer Not wollten die Leute nicht mehr direkt kassiert werden und überwiesen oder zahlten per Postanweisung.

Es war ein guter Job, wir erwirtschafteten über 10 DM in der Stunde, da wir rasant schnell und effizient waren. Das war damals ein sehr hoher Stundenlohn.

Mit 16 nahm ich noch einen Lagerjob an bei einem neuen SB-Lebensmittelmarkt, es gab 4 Filialen, einen Lagermeister und zwei Italiener, die ausfuhren. Ein Getränke-Markt mit Direktausgabe war auch angeschlossen.

*Damals gab es noch strikte staatlich kontrollierte Öffnungszeiten, an Werktagen durfte nur von 7-13 und 15 -18:30 Uhr verkaufsoffen sein, an Samstagen 7-13 Uhr.*

*Nur mit Ausnahmegenehmigungen gab es andere Zeiten, z. B. für Bäcker oder die Versorgung der Binnenschiffer.*

*Die alten Läden, in denen noch alles mit Hand abgepackt wurde, starben aus. Als Kind bedienten in unserem REWE 7 Frauen und wogen Zucker, Salz und Mehl einzeln ab. Gegenüber im Milchladen wurde die Milch von Hand in mitgebrachte Kannen gepumpt, Butter wurde von einem großen Klumpen abgeschnitten, gewogen und eingepackt.*

Meine Arbeitszeit war günstig, täglich 14-20 Uhr, da vorher und nach Geschäftsschluss noch eingeräumt werden musste.

Der Lagermeister war ein Verrückter mit einem schwarzen Kunstleder-Hütchen, der mit allen Leuten stritt und schließlich angeblich in die Irrenanstalt kam.

Es fing damit an, dass er laufend Vorträge hielt über einen „keramischen Auto-Motor“, den er zu bauen beabsichtigte, auch bei den Verkäuferinnen und Kassiererinnen, die er von der Arbeit abhielt, was die Abläufe der Firma immer mehr störte.

Der Chef, mit dem er verschwägert war, und er brüllten sich immer öfter an, bis er mit einer Art epileptischem Anfall zusammenbrach und eingeliefert wurde, er starb nach wenigen Monaten. Es ging das Gerücht um, es wäre ein Hirntumor dahinter gewesen und dann, er hätte sich aufgehängt.

Da war ich dann plötzlich der Chef der zwei Italiener, bis ich nach Amerika ging.

Nach dem Einreichungsnoten-Skandal hatte ich ja die Schule links liegen gelassen und auch den schriftlichen Teil des Abiturs boykottiert und war Kraftfahrer geworden.

*Paketsdienste gab es in Deutschland damals nur als staatliche Monopolbetriebe („Wer nichts ist und wer nichts kann, geht zu Post und Bundesbahn“) oder deren Vertragsfirmen. Private Anbieter gab es noch nicht, UPS kam erst Jahre später.*

Die Senior-Chefin meiner Vertragsfirma „Bahnspedition“ führte ein strenges Regiment, das war wenigstens, was sie selbst dachte.

Unterstützend wieselte ihr älterer Sohn ständig um sie herum, wenn er nicht gerade wieder stationär war im Sanatorium, weil er im Kopf nicht richtig war. Er war ein dünnes Handtuch mit einem Eierkopf und einer altmodischen Hornbrille mit dicken Gläsern auf der Nase.

Sie verschanzte sich meistens indigniert von den „Plebejern“ in ihrem Büro und machte Abrechnungen, nur selten rannte sie durch die Hallen und brachte alles durcheinander.

In ihrem Büro hing hinter einem ausladenden Schreibtisch ein großes Ölgemälde, auf dem sie im Jahr 1936, als junges Ding mit dem Pferd stolz über die Hauptstraße unserer Stadt reitend, porträtiert war. In Zivilkleidern, ohne eine Uniform, die fehlte aber irgendwie und ich dachte sie mir jedes Mal hinzu.

Sie lebte geistig noch in dieser Zeit und führte sich feudal auf, auch gegenüber dem kranken Sohn, den sie ewig zusammenstauchte.

Ihr herrisches Auftreten mit schneidendem Befehlston und stechendem Blick kontrastierte zu dem inhaltlichen Unsinn.

Das wirkliche Sagen hatte ihr jüngerer Sohn, der tatkräftig die andere Abteilung der Firma führte, ein Lager mit Großhandel für Öl, Fett, Spirituosen, Kekse und Schokolade, wo wir manchmal aushelfen mussten. Die Firma hatte etwa 20 Fahrzeuge und 50 Bedienstete.

Die Abteilung für Expressgut am Hauptbahnhof organisierte ein älterer Geschäftsführer, der sehr diplomatisch war. Der mochte mich und förderte meine Arbeit. Bald war ich fürs Ausfahren der teuren Nachnahmen zuständig, Bohrer für Zahnärzte, Pelze für Kürschner oder hochwertige Ersatzteile, einmal habe ich auf einen Schlag über 7.000 DM kassiert.

Es gab noch handgeschriebene Lohnstreifen und jeden Freitag die Lohntüte. Für das Abrechnen des Rollgeldes und der Zuschläge hatte jeder eine kleine Kasse, die man abends in ein abschließbares Fach legen musste.

Wenn nur ein Pfennig fehlte, bekam man von der Chefin ein in roter Tinte geschriebenes Avis, musste vorreiten zum Appell und bekam einen Vortrag zur Besserung, es nervte.

Einmal hatte ich gerade kein eigenes Geld mehr und musste daher falsch abrechnen. Die Promillegrenze für den Führerscheinverlust lag damals bei 1,3 Promille und es war üblich, etwas Überstunden zu machen, indem man vor dem Ende der Arbeitszeit auf der Rückfahrt noch einmal kurz einkehrte.

Zunächst nahm ich 20 DM, um zu zahlen: Drei große Cola-Bier und einmal die Spezialität des Hauses, einen Rindfleischsalat mit Bratkartoffeln, damals waren das unter 10 DM.

Dann dachte ich scheiß drauf und nahm 100 DM. Das wird sie vielleicht weniger merken, das würde ja keiner wagen.

Es waren an dem Tag durch die Nachnahmen etwa 1.400 DM in meiner Abrechnung und sie hat es tatsächlich nicht gemerkt.

So etwas Unverfrorenes passte absolut nicht in ihren Denkhorizont.

Zu Weihnachten hatte ich 20 DM Weihnachtsgeld in der Tüte, das kam mir nicht besonders großzügig vor bei (akzeptablen) monatlich etwa 1.000 DM netto, die ich verdiente.

Mein älterer Kollege neben mir, der schon 25 Jahre in der Firma war und einen großen LKW mit Anhänger fuhr, bekam 65 DM Weihnachtsgeld, da fragte ich ihn, ob das nicht schäbig sei. Aber er war zufrieden und meinte, es sei besser als nichts.

*Ein Teil unseres Wirtschaftswunders beruht auf solchen Leuten, die klaglos malochten und sich mit einem Butterbrot zufrieden gaben. Es gab viele, die klaglos auch jeden Samstag und auch Nachtschicht arbeiteten, viele Jahrzehnte ohne auch nur einen Tag krank zu sein.*

Jedes Mal, wenn die Seniorchefin in den Hallen herumrannte und unsinnige Anweisungen gab, beleidigte ich sie regelmäßig deftig, auch zur Erheiterung der Kollegen, denn man konnte einiges riskieren, weil sie recht schwerhörig war.

Manchmal nützte das aber nichts und sie hörte es doch, wenn ich z. B. „Hau ab, du alte Kuh“ gerufen hatte.

Sie kündigte mir deswegen insgesamt drei Mal fristlos, aber der fitte Sohn lachte nur darüber und hob es wieder auf.

Ich arbeitete dann ein paar Tage in der anderen Abteilung, denn ich war ein zu guter Mann, obwohl auch ich Fehler machte.

Einmal sollte ich Backfett ausliefern, 1.700 kg. Das sind kleinere Blöcke, aber schwer. Sie gingen alle mühelos in den Kastenwagen vom Typ HANOMAG F 35, den ich an diesem Tag fuhr, er war noch nicht einmal halb voll.

Als ich anfahren wollte, brummte es nur kurz, der Motor erstarb. Da kam auch schon der Lademeister angerannt und brüllte, ob ich verrückt sei.

Das Auto stand nämlich praktisch auf den Felgen, die Reifen waren breitgedrückt und kurz vorm Platzen.

Die Zuladung lag bei 950 kg und 1700 kg waren eingeladen. Ich hätte jeweils eine Hälfte laden und zwei Mal fahren müssen.

Da ich damals noch reichlich blöde war mit 18 Jahren (das Gehirn ist erst mit 25 Jahren vollständig ausgewachsen), lud ich nur so viel wieder aus, dass die Räder schmaler wurden und sich drehen konnten.

Auf dem Weg kam es dann fast zu mehreren Auffahrunfällen, da die Bremsen kaum wirkten, denn die physikalischen Grenzen waren weit überschritten und ich musste ohnehin ein zweites Mal fahren. So unklug kann man handeln.

## 15 Wehrdienstbeginn, Kameradschaft, Höhepunkte

Die Deutsche Bundeswehr hatte mich eingezogen zum Grundwehrdienst für 15 Monate, zur Fernmeldetruppe. Obwohl ich bei der Musterung als Berufswunsch Arzt angegeben hatte.

Niemand sagte mir vorher, wie einfach es gewesen wäre, in die Sanitätstruppe eingezogen zu werden, was angesichts meines Berufswunsches, der der Bundeswehr ja schließlich bekannt war, sinnvoller gewesen wäre.

Auch ich selbst war dummerweise nicht auf die Idee gekommen, zumal die Einberufung für mich überraschend kam, das hatte ich irgendwie ausgeblendet. Ich hätte es nur beim Kreiswehrrersatzamt zusätzlich beantragen müssen, dann wäre es so eingeplant worden.

Die Waffengattung zu wechseln, wenn man schon bei der Truppe ist, ist praktisch unmöglich, so etwas Kompliziertes gibt die Struktur nicht her.

Damals war noch „Kalter Krieg“ des Westens gegen den Osten, der Vietnamkrieg endete gerade, und ich wollte mich meiner vaterländischen Pflicht stellen. Natürlich hatte ich auch ein kurioses Interesse, diesen Laden näher kennen zu lernen, Verweigern kam auch deswegen für mich nicht infrage.

Die Grundausbildung war so, wie ich mir das vorgestellt hatte:

„Was sich bewegt, wird begrüßt und was sich nicht bewegt, wird grün angestrichen“.

In der A-Kompanie (A = Ausbildung) war ein schlimmes Sammelsurium von Vorgesetzten, es erinnerte mich an die Käuze meiner Schulzeit. Alle, die im normalen Dienst nichts taugten, waren anscheinend hier versammelt.

Der Spieß der A-Kompanie fiel dadurch auf, dass er ständig in den Waschräumen und Duschen herumschlich und uns anlotzte.

Später hörten wir das Gerücht, dass er mit dem Kompanietruppführer, auch Hauptfeldwebel, „verlobt“ war, da ein Kamerad sie angeblich im Bett beim Liebespiel erwischt hatte.

Damals gab es noch den § 175 StGB und Homosexualität war strafbar, sogar ein Entlassungsgrund bei der Armee. Es geschah aber nichts, alles wurde unterdrückt.

Ein Zugführer mit einem Quadratschädel pflegte die Stubentüren grundsätzlich aufzutreten. Er drückte nur kurz die Klinke und „Rumms“, knallte die Tür auf,

manchmal an den Kopf, wenn einer dumm dahinter stand, es gab sogar Platzwunden.

Die Ausbilder gaben dann immer noch höhnische Kommentare ab und hatten Lachanfalle.

Ein anderer, vom Dienstgrad Oberfeldwebel, „behandelte“ Reinigungsbürsten, die sich in Läufen unseres Gewehrs G 3 verklemmt hatten, dadurch, dass er sich die Kette der Bürste um den Stiefel wickelte und dann daran riss.

Entweder die Bürste kam frei und der Lauf (militärisch: „Rohr“) hatte davon eine Scharte und war hin, oder die Kette riss ab, womit das „Rohr“ auch hin war. Uns war aber eigentlich beigebracht worden, dass „die Braut des Soldaten“ nie mit Gewalt zu behandeln sei. Das war aber nicht der einzige Widerspruch, mit dem wir konfrontiert wurden.

Um 22:00 Uhr war Zapfenstreich (Bettruhe), morgens um 05:30 Uhr wurde geweckt.

Wir waren eine technische Einheit und 70% der Rekruten hatten Abitur, man merkte aber wenig davon.

Ich war eingeteilt, neben der Fernmelde-Übertragungstechnik (Trägerfrequenztechnik) in der 3-monatigen Grundausbildung auch den Führerschein für LKW zu machen.

Die ersten sechs Wochen sollte es nur um die Fernmelderei gehen, danach ging es für sechs Wochen in die Fahrschule.

Tägliches Exerzieren („Formalausbildung“) war angesagt, es ging brutal und kleinlich zu, Anbrüllen und abends Nachüben waren üblich. Ungeschickte oder Nervöse, die aus Versehen im Passgang liefen oder mit der falschen Hand oder beidseits grüßten, waren verloren und bekamen Disziplinarmaßnahmen.

Mittwochs war anfangs immer Geländetag. Nach einem 10-km-Marsch zum Übungsplatz war langes Verharren auf den Knien auf gefrorenem Waldboden (zur „Deckung“) üblich, während die Ausbilder sich stehend herumlümmelten. Es war Januar.

Häufig mussten wir im Tritt marschieren oder stramm stehen und Lieder wie „Ach du schöner Westerwald“ singen.

Laufschritteinlagen unter ABC-Schutzmaske waren zwar nur im V-Fall (Verteidigungsfall) erlaubt, das störte aber unseren Zugführer nicht im Geringsten. Regelmäßig wurden diese angeordnet, garniert mit z. B. zusätzlichem Werfen von Übungs-Blendhandgranaten auf uns.

Bald war die Hälfte fußkrank, es gab gigantische Blasen und wer Pech hatte, bekam einen Abszess.

Die Truppenärzte, die auf uns losgelassen wurden, waren teilweise selbst Wehrpflichtige, nachdem sie frisch von der Universität kamen.

Die Therapien waren eher schlecht und wenn es dumm lief, kam man ins Krankenhaus.

Wir wurden auch perfiden Psychospielen ausgesetzt. Mitten im Wald mussten wir hinknien vor dem Zugführer, der auf einem Baumstumpf davor saß, und wurden „verhört“, zu jedem Schwachsinn, zu politischen Fragen und auch intimen Fragen vom Kaliber: „Haben Sie schon mal gefickt?“.

Unser Zugführer war klar der Oberverrückte der A-Kompanie, extrem gestört und sadistisch veranlagt.

Man merkte es aber nicht gleich, er trat mega dynamisch mit Extrem-Kurzhaarschnitt und kesser Lippe auf.

Sein Hauptspruch war: „Lieber Gott, gib doch zu, dass ich größer bin, als du. So geh nun hin und preise meinen Namen, Amen.“

Beim ersten Übungsschießen unseres Zuges, fünf Schuss auf 10er-Scheiben liegend aus 50 m, erzielte ich als Bester 49 von 50 möglichen Ringen, er nur 48, das verkraftete er nicht. Der Drittbeste war auch ein Ausbilder, ein Gruppenführer und Stabsunteroffizier, und hatte 46 geschossen.

Hinterfotzig fragte er mich, ob ich nicht Abitur hätte und vielleicht Reserveoffiziersbewerber werden möchte.

Das erschien mir positiv, arglos willigte ich ein und unterschrieb, dass ich entsprechend als ROB weitergemeldet werden konnte.

Es hatte aber zur Folge und man änderte es auch trotz meines Protestes und Antrag auf Rückgängigmachung nicht mehr, dass ich keinen LKW-Führerschein mehr machen durfte.

Sogar unser Kompaniechef, ein alkoholkranker Hauptmann mit fleckigem Gesichtsekzem, der keine Autorität hatte, zeigte kein Interesse, es zu ändern: Offiziere bräuchten keinen Führerschein, da sie ja eigene Fahrer bekämen.

So ein Saftladen war das.

Einmal fragte der Zugführer beim Stubendurchgang den Kameraden W., der unter mir, ich war in der Mitte, sein Bett hatte: „Was ist der Unterschied zwischen Ihrem Bett und dem Bett des Funkers Saueressig?“ („Funker“ ist bei den Fernmeldern der niederste Dienstgrad).

Keine Falte durfte nämlich irgendwo sein, besonders in den Bettdecken der Drei-Etagen-Betten nicht, auch die Spinde mussten immer wie geschleckt sein. In jedes Hemd mussten beim Falten 5 DIN A 4 Bögen Papier eingearbeitet werden, dass sie aussahen wie neu.

Da W., der aus Gelnhausen in Hessen und Obersekretär bei der Post war, zwei blöde Falten nicht weg bekommen hatte, sagte er: „Mein Bett hat zwei Falten mehr!“

Das kostete ihn das Wochenende, auch weil er anmerkte, im zivilen Beruf als Obersekretär denselben Besoldungsgrad, nämlich A 7 zu haben, wie der Oberfeldwebel.

Wenn schlecht gelüftet war, wurde gebrüllt. „Hier riecht es menschlich“. Wenigstens roch es menschlich.

Bekannt ist ja auch die folgende Klamotte: Der Ausbilder fährt mit dem Handschuh über die Oberseite der Gardinenstange, bläst dem Rekruten den daran hängenden Staub ins Gesicht und brüllt: „Erkennen Sie mich noch?“ Der Rekrut sagt: „Nein, Herr Unteroffizier, aber ich erkenne Sie am Mundgeruch.“

Mindestens ein Drittel der Rekruten hatte, oft wegen Kleinigkeiten, disziplinarische Strafen oder keinen Ausgang, oft sogar am Wochenende. Selbst zum Essen wurden wir in Marschordnung, im Gleichschritt, geführt, es war wirklich das Letzte.

Wir wandelten die Vorgesetztenverordnung, die jeder auswendig hersagen können musste, folgendermaßen ab:

„Der Vorgesetzte darf den Untergesetzten (eigentlich hieß es „Untergebenen“), wenn es dienstlich erforderlich ist, jederzeit anschreien, demütigen und körperlich züchtigen, falls erforderlich, sogar töten.“

Oder wir erfanden extreme Befehle. „Herr Gefreiter, steigen Sie in die Mülltonne, schließen Sie den Deckel und singen Sie: Es ist so schön Soldat zu sein“.

Später war ich einmal als Leutnant dienstlich in meiner alten Kaserne und ließ diesen damaligen Zugführer, der es noch nicht weiter gebracht hatte und immer noch Oberfeldwebel war, als er zufällig vorbei kam, „Männchen machen“, also formell grüßen.

Mit zerknirschem Gesichtsausdruck presste er hervor. „So schnell geht es, Leutnant zu werden.“

Er starb, wie ich erzählt bekam, ein paar Jahre später an einem Hirntumor, der sich anscheinend schon angekündigt hatte. Ich erfuhr es bei einer Wehrübung.

Das Beschwerderecht wird erst am Ende der Grundausbildung durchgenommen, auch deswegen meinten die Vorgesetzten der A-Kompanie, sich alles erlauben zu können.

Auch der betagte Oberst, unser Regimentskommandeur, der erst in der letzten Woche zu uns kam, änderte daran nichts. Er schickte zwar alle Ausbilder weg und hörte uns frei an, aber unsere Beschwerden verpufften, er wiegte nur gütig

den Kopf und sagte, dass es im normalen Dienst viel besser würde. In der Ausbildungskompanie blieb alles, wie es war.

Parallel war es angenehm zu erfahren, wie durch den äußeren Druck die Kameradschaft entsteht und wie intensiv dieses Gefühl wird.

Nach kurzer Zeit wurden die Schwächeren von Fitten überall ohne jedes Nachdenken einfach mit durchgeschleift. Morgens wurden die Langsamen gemeinsam fertig angezogen, man brachte jedes Opfer, um Druck auf die Gruppe zu mindern.

Der Wehrsold belief sich für Rekruten auf etwa 95 DM im Monat.

Mit meinem damals schon 88 PS-Auto (PEUGEOT 404 Injection – damals eine Rakete), finanziell für mich problematisch.

Mein erstes Auto, ein VW Käfer Baujahr 1958, orange mit schwarzen Kunstledersitzen, hatte 30 PS, aber er beförderte dennoch bis 5 Personen, wobei am Berg dann im ersten Gang gekrochen werden musste. Er war 13 Jahre alt und ich behielt ihn nur 6 Monate.

Die chronische Ebbe in meiner Kasse führte dazu, dass ich „auflegte“ und am Ende der 3 Monate Grundausbildung „SaZ 2“ wurde, Soldat auf Zeit für zwei Jahre.

Ich hatte drei Monatsgehälter verschenkt, weil ich es nicht gleich zu Anfang beantragt hatte, da konnte ich ja aber beim besten Willen noch nicht wissen, ob das für mich infrage kommen könnte.

*In der Zeit des Wirtschaftswunders hatte Deutschland einen Mangel an Arbeitskräften, es gab kaum Arbeitslose, überall wurden Leute gesucht, ständig wurden auch immer mehr Gastarbeiter gebraucht. Daher gab der Staat Prämien, wenn man sich dort verpflichtete.*

Deshalb bekam man bei der Bundeswehr für die Verlängerung des Grundwehrdienstes auf 2 Jahre 2.000 DM Prämie (steuerpflichtig) und im niedersten Dienstgrad („Funker“ bei der Fernmeldetruppe) ca. 700 DM/Monat.

Am Ende der zwei Jahre als „SaZ 2“ bekam man dann zusätzlich das Dreifache des letzten Bruttolohnes als steuerfreie Abschiedsprämie, als Leutnant bekam ich fast 6.000 DM.

Nach der Grundausbildung, in der Vollkompanie, nach Versetzung in die Eifel, gab es dann auch normale Vorgesetzte, nicht nur den Ausschuss der A-Kompanie.

Die Kaserne lag mitten im Wald, hatte drei Bataillone, der nächste Ort war 3 km entfernt und hatte 120 Einwohner, aber es gab dort sogar eine Wirtschaft, wo es mittwochs abends immer Schälrippchen und Kraut gab und Pils vom Fass. Die Kreisstadt lag in 10 km Entfernung.

Die Kompaniegebäude waren dreistöckig, aus Stein solide gebaut und die Räume sehr großzügig bemessen, es gab Einzelbetten und keine Doppel- oder Dreifachbetten mehr.

Kurz nach unserer Ankunft fuhr unser Spieß, ein Hauptfeldwebel, einmal nachts gegen 2 Uhr mit dem Kompanie-Melde-Motorrad (DKW 175 ccm, Zweitakt) bei den Neuankömmlingen im dritten Stock durch die Stuben, um den Tisch herum, total besoffen, und krächte fröhlich „Stubendurchgang“.

Danach gab es beim Hinunterfahren einen Sturz, weil der auf dem Sozius mitfahrende Oberfeldwebel ihn von hinten würgte, weil er dem versprochen hatte, dass der runter fahren dürfe.

Es war normaler Teil eines Unteroffiziersfestes. Unten an der Treppe vor dem Dienstraum des UvD (Unteroffizier vom Dienst) warteten, sich totlachend, die restlichen Unteroffiziere, alle ebenfalls schwer besoffen, und sammelten die beiden und das Krad ein.

Nach ausgiebigem Durchlüften kam dann irgendwann der zweite Teil der Nachtruhe.

Morgens bei der Parole (8 Uhr) betonte der Spieß, dass Beschwerden erlaubt wären, aber erinnerte daran, wir seien ja alle Kameraden. Niemand von uns beschwerte sich.

Unser Kompaniechef war ein schneidiger junger Hauptmann, der sehr zackig auftrat und militärisch knapp sprach, aber er war ein guter und menschlicher Vorgesetzter und die Kompanie war hervorragend organisiert.

*Da gibt es ja den Witz, wo ein Angestellter einer Firma immer zu spät kam. Der Chef rief ihn zu sich und sagte: „Sie waren doch 12 Jahre bei der Deutschen Bundeswehr, was hat denn da der Spieß gesagt, wenn sie immer zu spät kamen?“ - „Guten Morgen, Herr Hauptmann“.*

Schnell hatte ich begriffen, wie beim Militär der Hase lief, jeder Vorgang basiert auf präzisen Vorschriften und dem ausgehängten Dienstplan, die genau eingehalten werden müssen, montags um 8 Uhr hat jeder genau zu wissen, wie jede Sekunde der Woche zu laufen hat und das geht rund ums Jahr so.

Das ist absolut Hirn tötend. Jedes Jahr läuft in diesem Rhythmus, das verkraftet nicht jeder.

*„Beim Durchwaten eines Gewässers hat der Soldat selbstständig mit Schwimmbewegungen zu beginnen, wenn er den Boden unter den Füßen zu verlieren droht“ oder „Gegen Abend ist mit zunehmender Dunkelheit zu rechnen“ sind Vorschriften-Klassiker.*

Bis heute habe ich nicht vergessen, was ein Befehl ist. Nach meiner Erinnerung: „Ein Befehl ist eine Anweisung zu einem bestimmten Verhalten, welches ein militärischer Vorgesetzter einem Untergeben erteilt in mündlicher, schriftlicher oder in anderer Form mit dem Anspruch auf Gehorsam“.

JAWOLL. Wer sich mit den Vorschriften genau vertraut machte, hatte einen großen Vorteil.

Nach der Wachausbildung, die wir bei unserem Zugführer, einem Oberleutnant, der schwer in Ordnung war, genossen, hatte ich meinen ersten Wachdienst. Es gefiel mir, denn die Wache ist die Polizei der Kaserne, die Feldjäger sind nur außerhalb zuständig.

Bewaffnet mit einer scharf geladenen Pistole Walther P 28 9 mm im Halfter, stand ich als Wachsoldat zum ersten Mal an der Schranke, als ein rothaariger Oberfeldwebel unserer Kompanie mit einem olivgrünen Dienst-VW-Käfer angebraust kam mit den Worten:

„Lassen Sie mich durch, ich bin von ihrer Kompanie, ich fahre nur zu meiner Frau, um Mittag zu essen“.

Er war ein hässlicher kleiner Terrier mit roten Stoppelhaaren und fetten Sommersprossen.

In der Ausbildung hatte ich gut aufgepasst. Genau vor diesem Burschen waren wir gewarnt worden.

Er hatte in der Vergangenheit schon öfter Rekruten gemein in die Pfanne gehauen.

Einmal hatte er ein Stück Klopapier in die Folie eingelegt, wo normal der Fahrbefehl ist und dem Wachsoldaten kurz vor die Nase gehalten beim Hinausfahren und es dann gemeldet.

Bei mir war er an der richtigen Adresse.

Da er keinen Fahrbefehl bei sich hatte, schickte ich ihn, trotz seiner Proteste, zurück.

Dieser hätte für eine private Fahrt ohnehin nicht ausgestellt werden dürfen, aber der Schirrmeister war ja sein Spezi.

Aus Protest fuhr er im Rückwärtsgang die etwa 300 m zurück zu unserer Kompanie.

Da kam er schon wieder an und hielt mir den Fahrbefehl vor, an dem es formell nichts zu beanstanden gab.

„Warndreieck und Verbandskasten“, bellte ich. Er meinte, das brauche er nicht für die kurze Fahrt, aber es gab kein Erbarmen.

Diese Teile werden normalerweise mit dem Fahrbefehl ausgegeben.

Sein eifriges Suchen in sämtlichen Kofferräumen, auch hinter der Rücksitzbank, brachte nichts zutage, mit rasselndem Rückwärtsgang raste er zurück.

Schon aus dem Fenster die Gegenstände schwenkend, kehrte er wieder.

Am Stabsgebäude schräg gegenüber hatten sich mittlerweile etliche Zaungäste eingefunden, auch Sekretärinnen und mein Oberleutnant, der mir ermunternd zunickte.

„Lassen Sie mich jetzt endlich fahren“, rief er, aber ich hatte andere Pläne.

„Steigen Sie aus, Herr Oberfeldwebel“. Zuerst wollte er nicht, aber alle Wachsoldaten hingen an den Fenstern der Wache und hörten genau mit.

„Das ist ein Befehl“. Wutschnaubend sprang er aus dem Auto und schrie: „Was wollen Sie denn noch?“

„Ich will, dass Sie die Hosenbeine anheben!“, ich hatte nämlich vorher gesehen, als er hinter die Rücksitzbank schaute, dass er rote Socken trug.

Er trug den „Kleinen Dienstanzug“, da sind leider dunkelblaue vorgeschrieben, so kann man bei der Deutschen Bundeswehr nicht rumlaufen.

Vom Stabsgebäude her erklang Gelächter, als er den nächsten Abgang machte, kam dann nicht wieder.

Danach hatte er mich schwer auf dem Kieker.

Ich gab mir aber keine Blöße, mein Oberleutnant und schnelle Beförderungen schützten mich, auch die anderen Unteroffiziere und Offiziere, mit denen ich Karten spielte.

Einmal dachte er, er hätte mich am Kanthaken.

Er leitete die Vorschriftenstelle und ich holte mir die Dienstvorschrift „Der Kommunismus“, da ich darüber einen Vortrag halten musste. Zu der Zeit war ich Gefreiter.

Es sind Loseblattsammlungen, die immer aktualisiert werden. In den 12 Jahren, seit das Bataillon bestand, war sie noch niemals ausgeliehen worden, was für sich selbst spricht.

Kurz darauf wurde ich vorgeladen vom Sicherheitsoffizier, dem „S 2“, der mich verhören wollte, warum ich mich dafür interessierte.

Es ist Pflicht zu jedem Thema, über das man einen Vortrag halten muss, die entsprechenden Vorschriften zu lesen, was ich dem S 2- Leiter (Sicherheits-Abteilung), einem Oberleutnant, mitteilte. Es gab bei uns einen „Unteroffiziers-Aufbau-Lehrgang“, in dessen Rahmen der Vortrag stattfinden sollte.

Der Sicherheitsbeauftragte sprang auf und schrie, was sich „dieser kleine rot-haarige Idiot erlaube“, er hätte mich nämlich angezeigt, ich sei ein Kommunist.

Da bekam er dann selber eine drauf.

Er zog dann langsam den Schwanz ein, weil er merkte, dass ich sicher Offizier werden würde.

Am Tag vor meiner Beförderung vom Fähnrich zum Leutnant (niederster Offiziers-Dienstgrad – aber höher als der Spieß), er war jetzt Hauptfeldwebel, bot er mir beiläufig das Du an: „Ich heiße übrigens Waldemar“.

Ich nahm das Duzen an, ich hatte meinen Spaß mit ihm gehabt und es war in Ordnung.

Es war kein Wunder, dass man sich dem öden Dienst und diesem Vorschriften-Druck entziehen wollte und folglich wurde reichlich gefeiert.

Automatisch entstand Ersatz für den eintönigen Alltag. Überall wurde, offiziell in den Pausen, aber auch heimlich, Karten gespielt, meist Doppelkopf (DOKO), eine Art Turbo-Skat für vier Spieler, natürlich um Geld – aber nur kleine Summen.

Beim DOKO gibt es mehr Trumpfkarten, als normale Karten, und viele Prämien mit lustigen Namen, wie „Mäxchen“, „Fuchs gefangen“ oder „Letzter Stich“, das bringt Pfeffer ins Spiel.

Es wird mit zwei Skatblättern ohne die Siebener und Achter gespielt, die Herz Zehner heißen Sau und sind der höchste Trumpf, ähnlich wie beim Skat gibt es Contra und Re, und etwas Vergleichbares wie „Schneider“ und „schwarz“ ansagen.

Wir spielten mit „reden erlaubt“, jeder Stuss zum Stand des Spiels oder über die eigenen und anderen Karten, auch falsch oder gelogen, durfte gesagt werden, außer bei den wichtigeren Sachen wie z. B. Re oder Contra, wo man, wie beim „Bekennen“, korrekt sein musste.

Beim Skat spielen dagegen die meisten stumm wie die Ölgötzen und es fehlt der Dampf.

Beim DOKO ist es so verrückt, dass man bei jedem Spiel anfangs noch nicht einmal weiß, wer zusammen spielt, es ergibt sich erst aus dem Spiel heraus und nicht immer spielen 2 gegen 2, es kann auch 3 gegen 1 laufen oder 1 gegen 3. DOKO ist neben Poker ganz eindeutig das größte Kartenspiel, eine Riesengaudi.

Zusätzlich spielten manche „Eifelpoker“ mit dem seltsamen Namen „Siweschrom“, das ist eine Art Spar-Skat für Zwei mit nur 4 Karten an jeden, geht sehr schnell und wurde vor allem von niederen Unteroffizieren gespielt, je Spiel 2 DM war üblich.

Die Mannschaften spielten eher Mau-Mau ohne Geldeinsatz. Sporadisch wurde auch normaler Skat gespielt, das war bei uns aber eher verpönt.

Amerikanisches Poker kam erst auf, als ich es eingeführt hatte und entwickelte sich schnell zu einer regelrechten Seuche, die bald auch in andere Kasernen überschwappte.

Es wurde in meiner Kaserne etwa zwei Jahre nach Ende meiner Dienstzeit verboten.

Es hatte sich in eine bedenkliche Richtung entwickelt, da viele ohne genügende Limits gespielt hatten und hohe Ehrenschnulden entstanden waren, es gab Gefreite, die gegenseitig Böcke von über 1.000 DM hatten.

Im Doppelkopf war ich bereits als Fahnenjunker (das ist ein einfacher Unteroffizier, der Offizier wird) in unserer Kompanie am zweiten Tisch, also unter den besten acht Spielern.

Später als Fähnrich (Feldwebel, der Offizier wird) spielte ich schon auf Bataillonsebene.

Irgendwann wurde ich, noch als Fähnrich, „befördert“ und Mitglied der obersten Runde in unserer Kaserne, mit den Kommandeuren, weil denen der vierte Mann durch Versetzung abhanden gekommen war. Ich war fit genug, im DOKO macht es nur Spaß, wenn alle gleich stark spielen können.

Wir hatten ein sehr schönes Offiziersheim mit Ordonanzen, wo wir in Ruhe und geschützt spielen konnten in einem Nebenzimmer mit einer bequemen Leder-Couch-Garnitur.

Alles gab es spottbillig.

Da man einen Einkaufsgesellschafts-Verein gegründet hatte und es ja keine Personalkosten gab, kostete z. B. ein Glas teurer französischer Cognac 70 Pfennig und ein Schnitzel mit Pommes und Salat 2,50 DM.

Da ich ja damals ROB (Reserveoffiziersbewerber) geworden war, was mich beim Bund den LKW-Führerschein kostete, beschritt ich diesen Weg und wurde auch Offizier.

Noch in der Verpflichtungszeit von zwei Jahren wurde ich für das letzte Quartal zum Leutnant befördert, später als Reservist brachte ich es bis zum Oberstabsarzt (Major).

Einmal waren wir im Manöver mit den Amerikanern.

Zuerst kamen drei große US-LKW mit Anhängern, da waren das Fast Food (Schnell-Essen) und ein Festzelt drin. Der Krieg durfte erst geübt werden, als die Verpflegung stand.

Auch wir von der Bundeswehr konnten jederzeit hingehen, es gab so viel Hamburger, French Fries oder Onion Rings (Pommes frites, panierte Zwiebelringe), wie man wollte. Bei uns war alles rationiert und viele Küchenbullen waren total penibel bei der Essensausgabe.

Als einmal Ami-Panzer da waren, beobachte ich mit eigenen Augen, wie die Amis darauf hockten und Joints rauchten.

Im Übrigen wurden wir von ihnen wie unbedeutende Hilfstruppen behandelt und keineswegs kameradschaftlich.

*Die Bundeswehr hat, wie alle Behörden, deren typische Probleme. Das Gerücht, jeder Beamte würde bis zum Stadium der völligen Unqualifizierung regelbefördert, kommt nicht umsonst.*

*Oder das Beamten-Mikado: Wer sich bewegt, verliert.*

*Oder die Frage, was macht der Deutsche Unteroffizier als erstes, wenn er hinfällt? Er nimmt die Hände aus den Taschen, dass es aussieht, wie ein Arbeitsunfall.*

*Und was geschieht bei der Unteroffiziersprüfung? Fünfzehn Minuten ohne jede Regung aus dem Fenster schauen.*

Es ist natürlich anders.

Auf meinem Fahnenjunkerlehrgang mussten wir ordentlich Leistung zeigen. Wir hatten einen 40-km-Nacht-Orientierungsmarsch, an dessen Ende wir an zwei Stahlseilen über eine Schlucht klettern mussten, bei Schneetreiben. Nur zwei unseres Hörsaales (Bezeichnung für Zug in Lehrkompanien) fielen nicht in den kleinen Fluss. Bei den letzten 2 Kilometern in die Kaserne froh man regelrecht fest. Als ich in die Kaserne kam, konnte ich ohne Hilfe mein Gewehr nicht mehr an den Bettpfosten der Doppelbetten hängen oder mich ausziehen.

Der Spieß, ein alter Stabsfeldwebel, war total miesepetrig und streng:

„Männer, es ist Herbst, die Blätter fallen. Dafür können Sie nichts, ich aber auch nicht. Auf meinem Hof dürfen keine Blätter liegen. Verstanden?“

Das bedeutete, wer Revierdienst für den Hof hatte, musste in jeder Pause hinauswieseln und Blätter aufsammeln, erst als Schnee lag, wurde das besser.

Da er unbeliebt war, brüllten wir morgens bei der Parole, wenn er: „Guten Morgen, Inspektion“ (Lehr-Kompanien heißen Inspektionen) gebrüllt hatte, nicht „Guten Morgen, Herr Stabsfeldwebel“ zurück, sondern viele „Guten Morgen, Herr arschloch“.

Dann wiederholte er immer so lange verzweifelt: „Noch Mal“, bis der prozentuelle Anteil der Misstöne genügend abgefallen war.

Das Problem löste sich dadurch, dass der Inspektions-Chef, ein scharfer Major, der mich gut leiden konnte, die Sache realisierte und meistens mich die Inspektion an ihn oder an den Spieß melden ließ, weil ich so laut und klar kommandieren konnte.

*Als 1973 die erste Ölkrise war, es gab damals mehrere Sonntage mit bundesweitem allgemeinem Fahrverbot, sickerte das auch zur Bundeswehr durch.*

Später gab es das Gerücht, jede Kaserne würde festgelegt auf das im Vorjahr verbrauchte Kontingent.

Besitzstandwahrende Bürokraten veranlassten, dass im November und Dezember in unserer Kaserne Sprit verbraucht werden musste, konkret wurde rund um die Uhr auf der Ringstraße der Kaserne mit Kolonnen wochenlang gefahren, bis man hoffte, genügend Kontingent gesichert zu haben.

*Beamte dürfen mit den Steuergeldern aasen und der deutsche Michel bezahlt und bezahlt, bis heute hat sich da nichts geändert.*

Eigentlich ist es ein Wunder, dass wir den „Kalten Krieg“ gewonnen haben. Natürlich dürfte es auf der anderen Seite mit der Moral nicht viel besser gewesen sein, ich sage nur Wodka.

Geholfen hat damals sicherlich auch die technische Überlegenheit. In einem Unterricht wurde uns erzählt, dass ein einziger Raketenjagdpanzer der Deutschen Bundeswehr mehr Computer enthielte, als es zu dem Zeitpunkt in der ganzen Sowjetunion geben würde. Jede Rakete zog einen dünnen Draht hinter sich her. Durch Steuerung darüber konnte man in schneller Abfolge schießen und immer Volltreffer erzielen.

Neben dem Halten des Unterrichts „Innere Führung“ in allen drei aktiven Kompanien unseres Bataillons, hatte ich, spätestens, als ich Leutnant wurde, dienstlich wenig zu tun.

„Innere Führung“ war übrigens bitter nötig, banale Fragen wie z. B.: „Wer war der erste Bundeskanzler?“ wurde oft nicht gewusst oder falsch mit Hitler oder Bismarck beantwortet.

*Das mangelnde Durchsetzen der „Inneren Führung“ und des Prinzips des „Soldaten als Bürger in Uniform“ war m. E. immer ein Dilemma der Deutschen Bundeswehr. Es gab zu viel Kommissdenken und stupiden Drill, zu wenig staatsbürgerliche Einbindung.*

Durch meine Bedeutsamkeit als Kartenspieler hatte ich bald keine eigene Gruppe oder einen Fernmeldetrupp mehr zu führen und war auch nur kurz Zugführer gewesen.

Der Kommandeur hatte mich aus dem Kompanierahmen genommen und ich fungierte schon nach 4 Monaten mit dem Dienstgrad Fähnrich (Feldwebel, der danach Leutnant wird) als sogenannter Bataillons-Offizier.

Nur zwei Mal arbeitete ich wirklich hart.

Einmal leitete ich als Leutnant die einwöchige Wachausbildung für die neuen Rekruten des Bataillons. Dabei kam es zu einer lustigen Episode.

Gegen 22:00 Uhr marschierten wir mit den auszubildenden Wachsoldaten hinter in den „Technischen Bereich“ unserer ziemlich großen Kasernenanlage.

Der „Technische Bereich“ sind die Tankstelle, die Instandsetzung (Kfz-Werkstatt), die Hallen mit den LKWs und Anhängern (z. B. Fernmeldetrupps) und die Anlagen zur Reinigung derselben, zusätzlich Materiallager. Manche Hallen sind seitlich offen und nicht alle mit Toren geschlossen. Der Abschnitt darf nur dienstlich betreten werden.

Wir hatten einige Szenarien ausgearbeitet für die Soldaten, an denen sie üben sollten: Auffinden einer bewusstlosen Person, aufgebrochener LKW, Selbstmörder, der sich gerade aufhängen will, Terroristen haben Zaun aufgeschnitten etc. etc., eine Übung war „Hallen durchsuchen nach einer versteckten Person“.

Für den Übungsabschnitt Durchsuchen hatte sich extra ein Unteroffizier auf der Ladefläche eines LKW versteckt, der gefunden werden sollte.

Zu unserer großen Überraschung wurden zwei Personen entdeckt und festgenommen.

Der andere stellte sich jedoch als harmlos heraus, es war ein Reservist, der über den Zaun gestiegen war, um sich mit seiner Freundin zu treffen.

Bei der Rückkehr war er überrascht worden durch die anmarschierende Wachausbildung und hatte sich auf der Ladefläche eines LKW versteckt.

Jedenfalls war es offensichtlich eine erfolgreiche Ausbildung.

Dann hatte ich eine Übung zu organisieren für eine Woche und zu leiten, für die gesamte Kompanie:

„Infanterie- und Gefechts-Ausbildung“, mit dem Untertitel „Überleben im Felde“.

Das war auch für Fernmelder in längeren Abständen vorgeschrieben.

In meinem verkürzten Reserve-Offizierslehrgang, 6 Wochen als Fähnrich, in Köln, den ich auch heute noch für hervorragend halte, hatte ich gelernt, dass eine gute Vorbereitung und Ausrüstung für einen hohen Erfolg essenziell ist.

Großzügig plante ich ein, was ich brauchte:

Dreißigtausend Schuss Manövermunition (das sind Platzpatronen), zweitausend Übungs-Blendhandgranaten, Signalaraketen, Nebelkerzen, Holz für Spanische Reiter, Drahtrollen, Pflöcke, Bretter, Spaten, Äxte, alles reichlich, was mir nur einfiel.

Der S 4, Versorgungsoffizier des Bataillons, ein ergrauter Hauptmann vor der Pensionierung, erblasste:

„Mein lieber Herr Leutnant Saueressig, was Sie da anfordern, hat das gesamte Bataillon seit seinem Bestehen in 12 Jahren nicht verbraucht, das geht nicht“.

Nachdem mein DOKO-Freund, ein Major, unser stv. Bataillons-Kommandeur, der aber meistens den Kommandeur vertrat, weil dieser ständig auf Lehrgängen war, sich einmischte, ging es dann doch. Ein in der Nähe befindliches Pionier-Bataillon half uns aus.

Für die ungefähr 150 Soldaten unserer Kompanie war es ein Riesen-Spaß, sich auf unserem Standort-Übungsplatz einmal so richtig austoben zu können.

Soldaten lagen hinter dünnen Fichten, beballerten sich gegenseitig und riefen dabei: „Du bist tot“. „Nein, du bist tot“.

Alte Militärweisheiten konnten selbst erlebt werden, z. B.:

„Schanzen kostet Schweiß, aber es spart Blut“.

Es kann auch Spaß machen, „Krieg zu spielen“, Abwehranlagen und Kampfstände zu bauen, wenn man es ohne zu viel Druck kreativ lösen kann, obwohl es vielen als abartig und pervers vorkommen dürfte.

Mir ging es immer nur um den Sinn und Zweck einer guten Ausbildung, unsinnigen Militärdressur gab es bei mir nicht, es musste Zufriedenheit entstehen.

Ich zog das Ganze so lustig wie möglich auf und zum Schluss gab es einen „Kampf“, eine Hälfte musste das Tal verteidigen und die andere es erobern.

Ich benannte Schiedsrichter, die alles in geordnete Bahnen leiten sollten und machte selbst mit bei den Angreifern. Mit 5 Mann führte ich einen Spähtrupp durch eine Betonwanne zur Entwässerung, die in der Mitte durch das Tal führte und total zugewachsen war. Unbemerkt robbten wir mitten durch nach oben hinter die „Feinde“.

Dann rollten wir Kampfstand nach Kampfstand von oben her auf und deswegen haben wir auch gewonnen.

Allerdings sah unser Spähtrupp aus, wie die Säue und wir waren vollkommen mit Moos, Krötenschleim, Gras und Schlamm verschmiert, was beim Einmarschieren in die Kaserne super aussah, weil es zum Teil schon getrocknet war und wir völlig scheckig waren.

Scharfe militärische Befehle, wie Singen und im Gleichschritt marschieren, erteilte ich nur beim Hinaus- und Hineinmarschieren in die Kaserne.

Allen machte es dann total Spaß, und wir sangen so laut wir konnten, man hörte es in der ganzen Kaserne und am Stabsgebäude am Eingang wackelten die Fenster.

Abends fielen alle zufrieden und todmüde in die Betten, es war neben dem normalen Dienst mal eine richtige Abwechslung für alle und viele werden noch heute daran, als einer der Höhepunkte der Militärzeit, zurück denken.

Die meiste Zeit war nämlich „TTV“, „Täuschen, Tarnen und Verpissen“ – Synonym für öde Dienstabläufe und die Versuche, es sich zu erleichtern.

Trotz der Schwärmerei: Das Militärische ist mir eigentlich ein Gräuel.

Spätestens als Leutnant verbrachte ich  $\frac{3}{4}$  der Dienstzeit nur mit Kartenspielen und Trinken. Bei meiner Entlassung hatte ich zu meinem Schreck 171,5 kg erreicht, 50 kg mehr, als beim Eintritt. Das Wiegen musste auf der Dienstwaage der Küche erfolgen, da die Waage im Sanitätsbereich nur bis 150 kg ging.

Nach der Bundeswehrzeit war ich vollkommen verblödet und konnte nur mühsam eine Tageszeitung lesen, es brauchte mindestens ein halbes Jahr, bis das Gehirn aus dem „Saufen und Kartenspielen-Modus“ kam.

Meinen Söhnen habe ich geraten, die Bundeswehr zu vermeiden, was auch gelang. Mittlerweile wurde die Wehrpflicht ja ohnehin abgeschafft.

## **16 Nach der Bundeswehr, Versuchsfahrer, Krankenhaus**

Nach den zwei Jahren Deutsche Bundeswehr wartete ich weiter auf meinen Studienplatz der Humanmedizin.

Schon am 17. Dezember war ich nach Hause entlassen worden, weil Offiziere früher gehen durften.

Sofort suchte ich mir eine Arbeit.

Im Weihnachtsgeschäft wurde ich als Lagerarbeiter bei „Kaufhaus“ sofort eingestellt.

Auch nach Weihnachten konnte ich dort weiter arbeiten, allerdings gab es statt 8,99 DM in der Stunde danach 1 DM weniger, da jetzt ja wieder mehr Kräfte zur Verfügung standen. Mein Job war bei der Warenannahme des Zentrallagers auf der Rampe.

Es gab zwei Kollegen, einer war der Rampenmeister, der andere ein normaler Arbeiter. Überall standen von beiden an verborgenen Orten Bierflaschen, zum Nachtanken.

Der Arbeiter hatte Glubschaugen und einen Klumpfuß, war aber ewig lustig und thematisierte ständig die Brüste der weiblichen Personen, die vorbei liefen, er nannte es: „Das Gesäuge“. Wenn er einmal nicht darüber sprach, malte er sich aus, was er täte, wenn er im Lotto den Hauptgewinn erreichen würde, Lieblingsidee:

„Dem Vermieter dieser Hütte gebe ich das ganze Geld und dann muss er dem Scheißladen hier kündigen und alles muss raus in einer Woche. Ich setze mich dann da rüber mit einem Liegestuhl und einer Kiste Bier und schau mir das Chaos an.“

Der Rampenmeister kämpfte schwer mit seiner Wareneingangs-Bürokratie, damals gab es noch Lochkarten-Systeme und keine Computer. Als er merkte, dass ich das auch konnte, überließ er mir diese Arbeit und lud nur noch ab.

Auf den Lochkarten sah man den Einkaufspreis und den Verkaufspreis, alles mit mindestens 100% Aufschlag.

Den Rekord hielt ein Wohnzimmerschrank aus der DDR, der, wenn ich mich richtig erinnere, für 95 DM eingekauft wurde, der VP lag bei 999 DM, kein Witz.

Er verkaufte sich wie warme Semmeln, jede Woche kam „von drüben“ ein Sattelschlepper.

Zu Weihnachten kamen wacklige Kleintransporter mit östlichen Auto-Kennzeichen und brachten Pelzmäntel, mit dem Fell nach innen, die damals Mode waren.

Es wurde dann für jeden ein großes Preisschild maschinell ausgedruckt über 999 DM.

Drei Aushilfskräfte standen dann mit Filzschreiber da, die erste mit schwarzem Stift machte einen Strich durch 999 und schrieb 799 DM darauf, die zweite mit dem grünen Stift strich das durch und schrieb 699, die letzte hatte den goldenen Stift, strich das durch und schrieb: Superangebot, nur 499 DM.

Alles erfolgte nacheinander in einem Rutsch.

Die Leute kauften den Billigschrott, vielleicht waren es Hundefelle, wie die Besoffenen, jeden Tag kamen Lieferungen.

Ein Kumpel, mit dem ich bald zusammen zur Arbeit fuhr, jobbte auch neu in der Abteilung, wo es die Taschenrechner gab. Er war drei Monate vorher vom Wehrdienst gekommen.

Das Lager war genau so gegliedert, wie die drei angeschlossenen Kaufhäuser auch.

In den jeweiligen Abteilungen im Lager wurde die Ware verkaufsfertig gemacht und ging dann in verplombten Roll-Gitterboxen per Vertragsspedition direkt in die korrespondierenden Kaufhaus-Abteilungen.

Einmal kam mein neuer Kumpel, der aus Bayern war (zu seiner Arbeitskleidung sagte er „Gwand“), verstört zu mir und teilte mir mit, er würde von seiner Abteilungsleiterin beschuldigt und verdächtigt, drei teure Taschenrechner gestohlen zu haben, im Wert von über 2.000 DM.

Damals kosteten gute Rechner noch so viel, wie heute ein PC, manche fast 1.000 DM.

Er hatte sie ausgezeichnet mit dem Preisschild und zusammen mit anderen Artikeln in die Gitterbox getan und verplombt, sie standen auch auf der Lieferliste, aber nach Ankunft in der Kaufhaus-Abteilung waren sie nicht in der Box.

Wir analysierten gemeinsam die Situation:

Es gab eine „Expedition“, eine Rampe, wo alle fertigen Boxen gesammelt wurden, um dann auf LKW der Vertrags-Spedition geschoben zu werden, die sie dann in die Kaufhäuser fuhren.

Ware konnte also an mehreren Stellen verschwinden, allerdings war unklar, wie das Problem mit den Plomben gelöst worden war.

Dann hatten wir eine gute Idee und kontrollierten den Papier-Abfallcontainer und fanden tatsächlich die leeren Verpackungen der drei Taschenrechner. Es war also sicher, dass sie wahrscheinlich vor Ort weggekommen waren.

Wir beobachteten dann heimlich den Leiter der „Expedition“ und stellten noch am selben Morgen fest, dass er Dinge aus den Boxen nahm und eine eigene Plombierzange hatte.

Er war ein kleiner Kerl, der nicht auffiel, wenn er ganz ungeniert zwischen den Boxengassen umher lief und sich anscheinend einfach nahm, was er wollte. Manche Boxen waren bis etwa zwei Meter hoch, das erleichterte ihm seine „Arbeit“.

Das meldeten wir ungehend dem Lagerleiter, der ein bulliger älterer Mann war, sehr zackig, wie ein Feldweibel, und regelmäßig schrie und die Leute antrieb, er sagte, er werde sich der Sache annehmen.

Nachdem am nächsten Vormittag noch nichts geschehen war, fuhren wir noch vor der Mittagspause direkt ins Haupt-Kaufhaus in die Verwaltung und fanden den Substituten des Direktors. Der wackelte mit den Ohren und staunte, rief sofort die Polizei an.

Die nachfolgende Razzia brachte bei dem Lagerleiter, dem Leiter der Expedition und zwei Fahrern der Vertragsfirma gestohlene Waren von über 50.000 DM zusammen. Ein Fahrer wurde erwischt, als er gerade beim Abtransportieren von Diebesgut war, um Spuren zu beseitigen.

Zeitgleich wurden wir sofort fristlos entlassen, leider kein Witz, formell weil wir ohne Erlaubnis die Arbeit verlassen hätten. Das ist die lautere Wahrheit. Es gab nichts, kein Geschenk, keinen Gutschein und keinen Dank.

Der Substitut erschien, als wir gerade wieder im Lager waren, mit einigen Polizisten, die betreffenden Herren wurden verhaftet, dann teilte er uns die Kündigung mit, ließ uns den Spind räumen und überwachte unseren Abgang. Er schämte sich, sagte es täte ihm leid, gab uns die Hand und bedauerte die Entscheidung seines Chefs.

*Fast wie im Altertum, als der Überbringer der schlechten Botschaft noch geköpft wurde.*

Sofort fand ich wieder Arbeit als Kraftfahrer bei einer Spedition, die für „Kaufhaus“ Möbel ausfuhr. Bei der Auslieferung mussten die je nach Auftrag bei den Leuten zusammen gebaut und aufgestellt werden. Darunter waren auch die Billigschränke aus der DDR.

Man arbeitete zu zweit und konnte sich den Tag einteilen, manchmal gab es auch Trinkgeld, wenn die Leute zufrieden waren.

Nach 4 Monaten Möbelspedition fand ich, über einen Kumpel aus meiner Gymnasialzeit, etwas viel Besseres, als „Schlepperfahrer und Hilfsschlosser“ in der Versuchsabteilung einer großen Traktorenfirma, was viel Spaß machte und sehr gut bezahlt wurde. Er war schon länger dort und finanzierte sich sein Studium damit.

Die Arbeitszeit für mich war täglich 10 Stunden, Montag bis Samstag, ich kam auf 2.500 DM netto, was damals gigantisch war.

Bald konnte ich Planierraupe fahren, mit dem Traktor pflügen und eggen wie ein Teufel und war ein Künstler am Frontlader. Es war klasse.

Manchmal musste man selbständig hinausfahren zu Vertragsbauern und dort Felder pflügen.

Das Besondere an der Arbeit war, dass die Fahrzeuge speziell zu belasten waren und Messinstrumente hatten, die wir nach einem bestimmten Plan ablesen mussten und die Werte eintragen.

Es gab auch ein Freigelände, unter einer großen Starkstromtrasse gelegen. Die Firma durfte das Gelände kostenlos nutzen, weil dadurch kein Bewuchs entstand. Es war schmal, etwa 300m breit und drei Kilometer lang, wahrscheinlich kein besonders gesunder Arbeitsort.

Natürlich fuhren wir auch mal im angrenzenden Wald „spazieren“ oder machten „Pause“, indem der Bulldog unter Standgas auf einer Lichtung allein im Kreis herum ratterte bei angebundener Lenkung.

Es gab immer ungefähr 5-10 Traktoren, die wir strapazieren mussten, manche mit Frontlader (das ist mit Schaufel oder Gabel), je nachdem. Nicht alle waren immer gerade einsatzfähig, manche waren defekt und mussten repariert oder gewartet werden.

Regelmäßig kamen vom Werk Kontrollpersonen zum Außengelände, mit denen man zu unregelmäßigen Zeiten rechnen musste.

Einem unangenehmen Vorarbeiter, der sich uns gegenüber immer aufblies, spielten wir einmal einen lustigen Streich.

Wir wussten, dass er kam, weil er uns etwas Nachschub (Motorenöl, Filter, Trinkwasser etc.) bringen sollte.

Da vergruben wir den kleinsten Traktor, der an dem Tag nicht im Einsatz war, vollkommen im Sand.

Zusätzlicher Hintergrund war eine Wette, die wir zwei Jüngsten des Teams mit den Älteren gemacht hatten, nämlich, ob es uns mit zwei Frontladern gelingen würde, einen Traktor binnen ½ Stunde komplett einzubuddeln. Dort war reiner Sandboden und es gelang uns daher auch.

Mr Kontrolletti stellte auch gleich fest, dass einer fehlte und „verhörte“ uns, wegen des Abhandenkommens bzw. vermeintlichen Diebstahls. Wir stellten uns blöd, wüssten von nichts, bis er unter Drohungen wutschnaubend ins Werk fuhr.

Nach knapp zwei Stunden erschien dann eine „Delegation“ aus Betriebsleiter, zwei Meistern und dem wackeren Vorarbeiter, um das peinliche Verhör fortzusetzen.

Wir hatten den Kleinen natürlich längst wieder ausgegraben, sauber abgespritzt und spielten die Unschuldigen:

„Wir wunderten uns, weil er sich verzählt hatte, aber er zeigte keine Einsicht.“  
Da stand er da, wie ein begossener Pudel.

Unser Ältester hieß Ottl (Otto), war aus einem Weinbauort und kam des öfteren betrunken zur Arbeit. Er hatte einen trockenen Humor und war ein absoluter Kauz.

Einmal schlief er beim Arbeiten ein und fiel aus dem Führerhaus, dessen Tür wegen der Frischluft geöffnet war. Er fiel auf das Feld, haarscharf neben das Hinterrad des auf Handgas weiter laufenden Fahrzeugs.

Das lief lustig weiter in den Wald hinein und kam erst zum Stehen, als es etwa zwanzig junge Kiefern umgemäht und unter sich aufgestapelt hatte, die es anhoben, bis die Räder frei drehten.

Es gab kein Problem, der Förster war unser Freund, weil wir dem auch manchmal halfen und z. B. mit den Frontladern Bäume aufpolterten.

Ein Polter ist eine Anhäufung unzersägter ganzer Baumstämme zum Abtransportieren.

Ottl war ein altes Schlitzohr. Beim Frühstück „zelebrierte“ er das Lesen der BILD-Zeitung („Zwanzig Jahre BILD ersetzt das Abitur!“).

Einmal war auf der Titelseite das Foto eines toten „Kirmesmörders“, der bei einer freiwilligen Kastration gestorben war. Er hatte von Jahrmärkten Kinder weglockt und umgebracht.

Ottl lakonisch: „Die Bader-Meinhof-Bande könnte auch schon so da liegen.“

*Aufgabe der Versuchsabteilungen ist es, die Teile so zu berechnen und auszuliegen, dass jedes im Schnitt sechs Jahre halten soll!*

*Diese „Norm“ wurde in Amerika etwa 1925 industriell durchgehend eingeführt und gilt bis heute, wobei es langsam dämmert, dass wir diese Verschwendung nicht mehr lange weiter führen können und wir auch hier umdenken sollten.*

*Man hatte erkannt, besonders bei GENERAL MOTORS, dass die Leute lieber immer etwas Neues wollen, als langfristig etwas Stabileres, aber immer Gle-*

*ches, und damit richtig Geld verdient werden kann. Das funktionierte natürlich nur, wenn die Sachen kürzer halten.*

*Auf dem Autosektor waren nicht mehr „Tin Lizzies“ (Blechlieseln) von FORD gefragt, sondern „The new shiny Model“ (Das neue, glänzende Modell). Damit begann der Siegeszug von GENERAL MOTORS, die lange einen Marktanteil am Automarkt von über 50% in USA hatten.*

*Das lief dann generell und verbreitete sich in der gesamten Industrieproduktion, die Leute waren allzu bereit, dafür einerseits immer mehr zu leisten und es andererseits auch immer teurer zu bezahlen. Der amerikanische Turbo-Kapitalismus war entstanden.*

*Vom FORD T-Modell waren von 1908-1927 über 15 Millionen Autos gebaut worden und damals konnte sich in den USA jeder Arbeiter so ein Auto leisten. Der Produktionsrekord der „Blech-Liesel“ wurde erst 1972 vom VW Käfer übertroffen.*

*Es war ein einfaches, robustes Auto und lieferbar „in jeder Farbe, wenn diese schwarz war“. Das war extrem kostengünstig, es schonte die Ressourcen und hielt Jahrzehnte.*

*Übrigens: In Deutschland gab es 1925 weniger als 5.000 Autos in Privathand! Der Deutsche Kaiser Wilhelm II. hatte ja 1912 befunden: „Das Auto ist eine vorübergehende Erscheinung, ich setze weiter aufs Pferd.“ Wirtschaftlich waren wir damals hinter dem Mond.*

*Nicht Henry Ford hat die Fließbandarbeit entwickelt, wie viele glauben, sondern das gab es zuerst in den Schlachtfabriken Chicagos, dort hat er es abgesehen.*

*Ein enger Freund Henry Fords führte dafür eine Voraussetzung ein, die Nutzung des Stroms in der Industrie (und im Alltag) und die Überland-Leitungen: Thomas Edison.*

*Beide hatten in Fort Myers in Florida neben einander liegende Winterquartiere, die heute ein Museum sind, sehr interessant, die Besichtigung ist unbedingt zu empfehlen.*

*Die „Ich-Revolution“ wird dazu führen, dass wir wieder zurückkehren zum Prinzip der „Tin Lizzies“ und unsere Wirtschaft umstellen auf langfristig Funktionierendes und dafür weitaus weniger arbeiten müssen mit einer hohen Lebensqualität.*

Nebenher lieferte ich mit einem Kumpel Klaviere aus. Wir hatten uns einen PEUGEOT J 7 Bus angeschafft, der von einem Hobbybastler als Campingbus ausgebaut worden war.

Das war sehr praktisch, man konnte locker etwa 10 Leute mitnehmen und damit schöne Wochenenden oder Urlaub machen, wir benützten ihn wechselseitig.

Es passten bis zu 4 Klaviere hinein, wenn es kleine waren, oder ein Flügel.

Manche Klaviere waren z. T. alte Stücke mit Elfenbeintastatur und wogen bis über 6 Zentner. Es war anstrengend, aber sehr lukrativ.

Meine schöne Tätigkeit als Versuchsfahrer endete, gerade als ich einen Dauervertrag bekam, weil ich endlich einen Job gefunden hatte als Krankenpflegehelfer, der mir wichtiger war, denn ich wollte unbedingt ans Krankenhaus.

Dort verdiente ich weniger als die Hälfte, konnte aber wieder mehr bei meinen zahlreichen Neben-Jobs machen.

Eigentlich wollte ich eine Krankenpflege-Lehre machen, aber damals gab es lange Wartelisten für diese Ausbildungen.

Es hieß auch: „Sie wollen doch Arzt werden, der Architekt lernt auch vorher nicht Maurer.“

Mein Nacht-Job war damals Türsteher in einem Rock-Jazz-Club, sehr urig in einem alten Luftschuttkeller gelegen. Einer der Besucher war Arzt und hatte angefangen in einem neuen Krankenhaus. Der riet mir, mich dort zu bewerben und empfahl mich dort, der junge Chefarzt gab mir dann eine Chance.

Der Geschäftsführer des Rock-Jazz-Clubs, Fulu from India, der dieses ferne Land noch nie gesehen hatte, weil aus London, war ein wilder Typ mit Glutaugen, einem Mopp als Frisur und Weiberliebling, es ging heiß her.

Der Job machte enormen Spaß, selten gab es Trouble, man konnte Spitzenmusik hören, oft auch Live-Gigs, umsonst saufen und es gab scharfe Frauen.

Pro Stunde gab es 9 DM ohne Anmeldung bar auf die Hand und das, was man vom Eintrittsgeld abzurechnen „vergaß“.

Einer der Türsteher-Kollegen von damals wollte unbedingt Schauspieler werden und hat es auch tatsächlich geschafft, kommt seit Jahren laufend im TV.

Die Wände der Toiletten waren alle mit Graffiti beschriftet und bemalt, ein Bild zeigte einen Schlumpf auf einer Wolke, darunter stand hingekrakelt:

„Ich saß auf einer Wolke und baumelte mit meiner Sehle“. Seele war falsch geschrieben.

Viele haschten und warfen andere Trips, selten gab es Razzien. Ich soff nur, da ich ja nicht einmal Zigaretten rauchte, nur selten paffte ich eine AL CAPONE Havanna.

Fulu aß, wenn wir gemeinsam über den Wochenmarkt schlenderten, frisch gekaufte grüne und rote Peperoni aus der Tüte, wie Kartoffel-Chips. Als ich ihn fragte, ob das nicht sehr brannte, sagt er nur in seiner gutturalen Stimme: „It is good, if it burns“ (es ist gut, wenn es brennt). Er kochte gern für uns indische Gerichte, wir hatten richtige Gelage.

In einem Nebenraum war ein Loch-Billard. Damals hatte ich einen Freund Hansi, der offiziell Koch war im Hotel-Betrieb seiner Eltern, aber ein Weltklasse Billardspieler. Als untersetzter Dicker mit Pickeln sah man es ihm aber nicht an.

Viele Küchenmeister sind dick, aber trotzdem oft ungeahnte Kraftpakete, beruflich kochen ist „wie Galeere“, wie mir später Köche als Patienten erzählten.

Öfter waren amerikanische Soldaten da und es wurde um Geld gespielt. In der Wand war ein Spalt, dort wurde von jedem der Einsatz hingeklemmt, meistens je 10 DM.

Der Gewinner konnte es sich dann nehmen.

Revanchen waren üblich, dann wurde auch oft erhöht.

Unsere Masche war ganz einfach. Hansi gab zuerst den ambitionierten Anfänger, verlor zwei Revanchen, dann wollte er „alles zurück gewinnen“ und es ging um 100 DM von jedem oder noch höher.

Der Ami kam dann beim Eight-Ball fast immer gar nicht mehr oder nur ein Mal dran, Hansi räumte in einem Rutsch alles ab, ich passte auf, dass es nicht hässlich wurde, dann gingen wir gemeinsam schön Essen.

Meine erste Schicht im Krankenhaus begann an einem Sonntag um 6 Uhr 30, ich war kurzfristig als Ersatz angefordert worden. Ich war motiviert bis in die Haarspitzen.

Schwester Hannelore war meine Chefin.

„Zuerst waschen wir, nehmen Sie sich mal eine Waschschüssel, da lauwarmes Wasser und Seife rein und gehen Sie da vorne ins erste Zimmer, den Mann waschen Sie dann, der sagt ihnen, was zu tun ist“.

Gesagt getan, ich öffnete die Tür, knipste das Licht an, schritt hinein und sagte salbungsvoll „Guten Morgen“.

Im einzigen Bett lag auf dem Rücken eine ganz dünne bärtige Gestalt mit langen Haaren, die bis zur Nasenspitze zugedeckt war, die mich mit kleinen schwarzen Knopfaugen musterte und nichts sagte.

Schwungvoll entfernte ich die Zudecke, er war völlig nackt und im Schritt ganz blutig, dachte ich. Dann fing er an gewaltig zu zittern am ganzen Körper. Ich warf die Decke reflektorisch wieder über, rannte auf den Flur und rief: „Schwester Hannelore, er zittert!“

Hannelore erschien und sagte: „Ach ja, das habe ich vergessen, man darf das große Licht nicht anmachen und ihn aufdecken, ohne ihm vorher 2 LIORESAL 5mg gegen die Spasmen zu geben.“ Sie holte eine Packung aus der Kitteltasche und gab mir zwei Tabletten: „Die lösen sich auf im Mund, danach kann man anfangen.“

Jetzt war ich nicht mehr forsch, sondern sehr behutsam. Ich schob ihm die zwei Tabletten zwischen die Zähne, er öffnete selbst den Mund. Dann knipste ich die Tischlampe an und fragte ihn, ob ich ihn jetzt aufdecken könnte, er murmelte ein JA.

Ich sah, dass er unten entzündet war und das Rote kein Blut, sondern etwas Rotes zum Desinfizieren war. Das war MERCUROCHROM, ist lange außer Handel.

Der Penis war mit einem medizinischen Kondom angeschlossen an einen Urin-Beutel, das hatte ich noch nie gesehen.

Seine Arme waren dünn, wirkten irgendwie verbogen und die Hände zu Krallen gekrümmt, die Nägel mit verschiedenen Farben Nagellack angemalt.

Das war gerade dort die Mode, was ich natürlich nicht wusste.

Unten am Bett hingen an einer Stange zwei Waschlappen und zwei Handtücher, jeweils ein Set blau und grau.

Ich nahm den grauen Waschlappen und wollte ihn eintauchen, als er sagte: „Erst oben“, ich sagte ok, er sagte: „Oben ist blau“, auch recht, man kann nicht alles wissen.

Zaghafte wusch ich ihm oberflächlich die Brust und die Schultern, er sagte dann: „Gesicht und Arme auch“.

Er machte keinen Streich und rührte sich Null. Da kam mir die Idee, er sei vielleicht gelähmt.

Zaghafte fragte ich, ob er sich wohl gar nicht bewegen könne?

Er sagte dann, er sei ein Tetraplegiker und ab dem 3. Halswirbel gelähmt.

Das fand ich schockierend, als mir klar wurde, dass er weder Arme noch Beine bewegen konnte, nur so eine Art Wedeln mit den Armen war möglich.

Er war ein super netter Kerl, den ich später sehr mochte.

Er hatte einen Badeunfall am See gehabt und sich mit 17 Jahren bei einem Kopfsprung den Hals gebrochen.

Er war jetzt 18 und machte gerade in unserer Spezialklinik das Abitur und wir hatten später viel Spaß miteinander.

Als ich dachte, ich sei bald fertig, sagt er: „Hinten auch“, später kam dann: „Unten auch“, dann musste das Kondom neu angeklebt werden und vorher die Haut desinfiziert.

Ich kämpfte mich durch. Völlig erschöpft war ich nach ungefähr einer Stunde fertig.

Dabei war der Rest einfach, er musste nur nach dem Waschen angezogen und in seinen Batterie-Lern-Rollstuhl mit automatischem Buch-Seitenwender gesetzt werden.

Da er mir genaue und geduldige Anweisungen gab, konnte ich nach und nach Nötiges lernen und so richtig machen.

Später, als ich Routine hatte, machte ich dann zwei Tetraplegie-Patienten in einer Stunde komplett abfahrfertig für die Schule, notfalls sogar mit Rasieren.

Nach mehreren Monaten auf der Normalstation wurde ich in der Dialyse (Blutwäsche für die Nieren) eingearbeitet und war nach drei Jahren, als das Studium begann, Schichtleiter.

Da ich aus Personalmangel zunächst nicht ersetzbar war, überlappte sich das erste Studien-Semester mit der Dialyse-Arbeit. Ich übernahm die Nachtschicht, tagsüber war ich Medizinstudent.

## 17 Studentenleben

Endlich bekam ich einen Studienplatz in Medizin, wegen der ZVS (Zentralvergabestelle) fast 200 km entfernt von meinem Wohn- und Arbeitsort. Trotz meines schnellen Autos (die „Göttin“, ein weinroter CITROEN D-Super) war klar, dass ich den Studienplatz tauschen musste, um in der Heimat studieren und arbeiten zu können.

Auf meine Flugblatt-Aktion meldeten sich an unserer Uni drei Studenten, die aus der Gegend waren, wo sich mein entfernter Studienplatz befand. Sie waren bereit zu tauschen, zwei wollten dafür 10.000 DM, der dritte, der direkt neben der Uni bei den Eltern wohnte, einen neuen Golf, damals etwa 13.000 DM.

Ich fing an zu kalkulieren, suchte aber weiter nach Tauschpartnern.

Bald fand ich eine nette Psychologin, die bereit war, mir ihren Medizin-Studienplatz ohne Forderungen zu geben, weil sie aus Überlastungsgründen aufhören wollte.

Da sie aber schon im dritten Semester war, lehnte die Uni des entfernten Ortes den Tausch formell ab, obwohl wir beide noch keine Scheine hatten.

Schnell begriff ich, dass die Universität dort alle Tauschversuche ablehnte, denn sie hatten große Probleme mit Kapazitätsklagen, drei Rechtsanwalts-Gruppen versuchten zu der Zeit dort Medizinstudienplätze zu erklagen.

Dann hatte ich Glück, es meldete sich ein Wissenschaftlicher Assistent des Chemischen Instituts am entfernten Studienort, der bereits Dipl. Chemiker und jetzt Doktorand war, dem hatten die Bürokraten einen Medizin-Studienplatz an meinem Heimatort gegeben.

Er befand sich deswegen schon im 4. Semester, aber ohne Scheine, da er ja nicht vor Ort war.

Er musste wechseln, sonst hätte er das zusätzliche Medizinstudium aufgeben müssen.

Wir vereinbarten, ich müsse mich um die Sache kümmern und die Auslagen tragen, ansonsten wollte er nichts zum Ausgleich haben.

Das war fair, ich reichte den Tausch ein, bzw. wollte es tun. Im Studentensekretariat fuhr mich der Schreibtischakrobat an: „Sie wissen doch, dass wir nicht tauschen!“ - „Ich bestehe darauf, dass Sie den Antrag bearbeiten“.

Er nahm den Umschlag, schrieb vor meinen Augen fett „ABGELEHNT“ drauf, warf ihn in ein Fach und sagte: „Den können Sie in 4 Wochen abholen.“

Da eine Ermordung oder wenigstens eine Vermöbelung unopportun gewesen wäre, stellte ich eine Dienstaufsichtsbeschwerde, beantragte beim Rechtsanwalt einen Termin, um eine Verwaltungsklage einzureichen und beantragte einen Gesprächstermin bei der Leiterin der Rechtsabteilung der Universität.

Mein Freund, der Diplom-Chemiker, rief für uns an, weil wir dachten, das sei von Vorteil, und wir bekamen am nächsten Tag schon den Termin bei der Rechtsabteilung.

Eine gestrenge Oberrätin, Leiterin der Rechtsabteilung, empfing uns, es war ein Freitag.

Nachdem ich kurz angefangen hatte zu berichten, sagte sie nach höchstens 10 Minuten plötzlich:

„Der Tausch ist genehmigt, die Exmatrikulation kann sofort abgeholt werden“ und zum Diplomchemiker gewandt, „Sie können sich sofort dafür immatrikulieren“. „Aber“, zu mir, „wir geben Ihnen keine Garantie, dass die Universität Ihres Heimatortes sie dafür nimmt.“

Wir waren keine Viertelstunde drin und im Studentensekretariat lagen meine Papiere schon fertig auf dem Tisch, als wir hinüber gegangen waren.

Am Heimatort rief ich im Studentensekretariat an und teilte mit, wer mein Tauschpartner war, und hoffte, es würde klappen.

Am nachfolgenden Tag, das Wochenende begann, bekam ich plötzlich Übelkeit, Kopfweg, Gliederschmerzen, bierbraunen Urin und wurde langsam ganz gelb. Leider dämmerte es mir da noch nicht, was los war, ich merkte nur, dass ich irgendwie krank wurde.

Als ich am Montag auf der Arbeit erschien, ich hatte ausnahmsweise einmal Frühdienst, sagte die Oberschwester sofort: „Du hast den Gilb!“. Ich musste stationär, konnte aber noch selbst ins andere Krankenhaus fahren.

Auf unserer Dialyse-Abteilung war ich der siebte Hepatitis-Fall unter den Mitarbeitern seit der Gründung vor knapp 4 Jahren, da wir uns regelmäßig an „gelben“ Nadeln verletzten.

Das war gar nicht vermeidbar, da es oft sehr hektisch zuging und wir auch viele Not-Dialysen hatten, wo es oft auf Leben oder Tod des Patienten hinauslief.

Ferner hatten wir auch Kinderdialysen, der jüngste Patient war vier Jahre alt.

*Damals, Ende der 1970er Jahre, gab es noch keine Impfung gegen Hepatitis B.*

Sofort kam ich auf Isolation, anfangs dachte ich, dass ich sterben würde. Die Leberwerte waren extrem hoch, 100x höher als normal (GPT 2.700), ich war quittengelb (Bilirubin 27 – normal bis 3), zur Toilette brauchte ich jedes Mal eine viertel Stunde, weil ich völlig schwach war und appetitlos. Ich nahm nur Tee mit Zucker zu mir, selten eine Banane.

An der Wand hing ein großes graues Kruzifix, was mich tierisch störte, daher legte ich es in die Schublade der dort stehenden alten Holzkommode.

An der Stationsschwester, einer katholische Nonne, war eine Hexe verloren gegangen, mit verkniffenem Gesichtsausdruck scheuchte sie die Leute, ihre Frisur erinnerte an eine alte Klobürste und sie hatte Haare auf den Zähnen.

„Das muss da hängen, das gehört zur Ausstattung und es täte Ihnen gut, junger Mann, wenn Sie beten würden, oder wollen Sie sterben?“, schimpfte sie, als sie es gefunden hatte.

Jedes Mal, wenn ich aufs Klo ging, hängte ich es mühsam ab und legte es in die Schublade, sie hängte es umgehend unter Zurechtweisungen wieder auf.

Die Ärzte und die anderen Mitarbeiter blieben neutral, sie kuschten vor ihr.

Als ich langsam zu Kräften kam, ließ ich es hängen, bastelte aber aus einem Zahnstocher, TESA-FILM und Papier aus einer Illustriertenreklame eine kleine rote Fahne und steckte sie dem INRI in die Hand.

Als sie das entdeckte, stürzte sie sich wutentbrannt und schreiend auf die unverfrorene Blasphemie und wollte rasch die Fahne entfernen, aber oh weh, der Nagel löste sich und INRI zerdepperte auf dem Fliesen-Fußboden in tausend Stücke, er war nämlich aus Gips.

Damit war das Zimmer für sie quasi verdammt und sie betrat es, jedenfalls solange ich da war, nicht mehr.

Nach etwa vier Wochen wachte ich einmal auf und hatte plötzlich richtig Hunger.

Ich rief einen Kumpel an und bat ihn, nachmittags zu kommen und mir einen Ring Lyoner, eine Tube Senf und eine Tüte Brötchen zu bringen. Nachdem ich das auf einen Sitz verputzt hatte, wusste ich, dass ich es schaffen würde.

Nach sechs Wochen wurde ich entlassen, als die Werte unter 100 gefallen und das Bilirubin wieder fast normal war. Ich war deutlich dünner, als vorher.

Zu etwa 90% heilen Hepatitis-B-Infektionen aus, zu ~10% werden sie chronisch, bei einem Prozent aggressiv und man kann sterben, ich war bei den 90%.

Von der BG (Berufsgenossenschaft) gab es eine „Einmalrente“ von knapp 5.000 DM.

Mir wäre es aber viel lieber gewesen, nicht krank geworden zu sein. Ein Gutes hatte die Sache aber, ich hatte kaum noch Lust zu saufen.

Ich hatte dann wieder Glück.

Der getauschte Studienplatz war für mich bereit, als ich mich nach dem Krankenhaus im Studentensekretariat zu Semesteranfang meldete, wie ich es mit dem Leiter zu Beginn der Tauschpläne besprochen hatte.

Endlich konnte ich an meinem Heimatort weiter studieren und arbeiten, zunächst als Sitz- und Nachtwache in Krankenhäusern.

Da ich vor dem Studium über 5 Jahre gearbeitet hatte, wurde ich elternunabhängig gefördert und bekam BAFÖG-Höchstsatz (Bundesausbildungsförderungsgesetz), etwa 560 DM/Monat. Damals war das noch ohne Darlehen, und ich kam mit diesem Zuschuss daher finanziell gut über die Runden. Als es auf Darlehen umgestellt wurde, stellte ich keine Anträge mehr.

Es wurde finanziell bei mir immer besser. Kommilitonen von mir arbeiteten als Taxifahrer und verdienten damit in einer Nacht deutlich mehr, als mit Nacht- und Sitzwachen zu verdienen war. Schnell war ich mit von der Partie, dieser Job machte mir zusätzlich enormen Spaß.

Einige davon „vergaßen“ leider später, ihr Examen erfolgreich abzulegen und blieben als Taxiunternehmer hängen.

Einer trat 5 Mal für das Physikum an, er wollte Kinderarzt werden. Eigentlich darf es nur zwei Mal wiederholt werden, aber er war geschickt und trat 2 Mal kurz vor dem Ende wegen „Krankheit“ zurück. Er war befähigt zum Pädiater, aber es fehlte am Sitzfleisch bzw., wenn der Durst zu groß wurde, brach er das Lernen ab und war danach manchmal mindestens eine Woche besoffen.

Nach einem halben Jahr hatte ich die Sache völlig verstanden und kaufte mir mit Hilfe eines Darlehens eine eigene Konzession und wurde TAXI-Unternehmer. Der Grundstock war die Entlassungsprämie der Bundeswehr, die ich angelegt hatte. Da ich Abitur hatte, musste ich dafür keine Prüfung bei der Industrie- und Handelskammer ablegen.

Der Verwaltungsakt einer Konzessions-Überschreibung kostete nur 85 DM, da die Stadt aber keine mehr ausgab, wurden sie gehandelt. Auf dem Gang vor der Umschreibung wechselte das Bündel die Hand, in meinem Fall 32.000 DM, das war sogar günstig.

Der Verkäufer hatte für seinen missratenen Sohn eine Taxifirma organisiert, um dem eine Lebensbasis zu geben, dieser war aber nach seiner Scheidung dem Alkohol verfallen und hatte krumme Dinger gedreht, es war ein Notverkauf.

Heute geben viele Städte so viele Konzessionen aus, wie beantragt werden. Der Markt kann sich selbst regulieren.

Mit einem anderen Studenten, der schon länger eine Taxi-Konzession hatte, bildeten wir eine gemeinsame Firma, eine GbR, Gesellschaft des bürgerlichen Rechts.

Da wir beide sehr geschäftstüchtig waren, vergrößerten wir uns ständig und nach 5 Jahren hatten wir 10 Fahrzeuge. Eine eigene Autowerkstätte mit Autohandel in einer gemieteten alten Tankstelle, auch für Fremdkunden, machte die Sache richtig lukrativ. Wir fuhren beide größere Luxuslimousinen.

Meine war das gerade neu heraus gekommene MERCEDES Sonderklasse-Modell, nagelneu. Jemand hatte den Wagen geordert und nicht abgenommen, er war 20% unter Neupreis.

Ich sah ihn, als ich Teile kaufen war. Er stand im Ausstellungsraum und ich konnte nicht widerstehen, nach ½ Stunde Verhandlung und einer Unterschrift fürs Leasing war er mein. Gerade war Leasing eingeführt worden, das gab es ganz neu.

Obwohl ich immer gesagt hatte, mit spätestens 30 Jahren fahre ich einen JAGUAR, hatte ich jetzt mit 27 Jahren einen MERCEDES-BENZ 280 SE der Serie W 126 mit 185 PS, das war 1980 ein absoluter Traumwagen. Er hatte weiche, flauschige Velours-Sitze in Silbergrau und eine opulente Ausstattung.

Allerdings kam es mehrfach vor, dass mir mit Schlüsseln Kratzer in den Lack gezogen wurden, so oft, bis eine Neulackierung fällig wurde. Der Stern wurde mindestens 5 Mal abgebrochen.

Mein Faible für MERCEDES-BENZ entstand in meiner TAXI-Zeit und ist bis heute ungebrochen, vorher fuhr ich fast nur ausländische Fabrikate, besonders italienischer und französischer Provenienz.

JAGUAR waren in dieser Zeit von der Qualität her katastrophal.

Ein TAXI Kollege hatte sich einen neuen JAGUAR gegönnt, der auf den ersten 5.000 km wegen Pannen dreimal abgeschleppt worden war. Er hatte ihn voller Ärger zurück gegeben und war auch auf einen neuen MERCEDES umgestiegen.

Einmal war ich in der Universitätsklinik, als gerade ein Ordinarius neben mir einparkte mit seinem angestaubten Mittelklasse-Modell, welches auch vorne den Stern hatte.

Obwohl ich keine Parkplakette besaß, kam ich immer ins Klinikgelände, weil ich die Pförtner mit einer Kiste Wein bestochen hatte.

„Da haben sie ja heute das Fahrzeug Ihres Vaters?“, meinte der Professor. „Nein“, log ich, „ich habe doch eine Taxifirma, wie Sie wissen, das ist ein Chauffeursmobil, um reiche Touristen zu befördern“.

Salopp fügte ich an:

„Sie können es gerne mal ausprobieren, es ist nagelneu und hat Vollkasko, vielleicht möchten Sie heute Mittag mit Ihrer Gattin ins Café fahren“. Er war in Ordnung und nahm an.

Ein anderes Mal fuhr ich eine Gasse zur Hauptstraße hoch, als eine Demonstration vorbei kam. Rechts und links von Polizisten eskortiert. Es war gerade ein Stocken eingetreten.

Ein paar Idioten sahen mich stehen und fingen an: „Bonze, Bonze“ zu rufen.

Gelangweilt öffnete ich das elektrische Schiebedach meines in der Sonderfarbe moosgrün-metallic lackierten Protzautos und hielt meinen Studentenausweis hinaus.

Da glotzten die Revoluzzer aber.

Es ging der Ruf herum, im Studentensekretariat gäbe es „Heizungsbeihilfe“ für Studenten. Ich parkte vor dem Amt im absoluten Halteverbot und begab mich hinein, füllte den DIN A 4- Bogen aus und zeigte meinen Studentenausweis. Das genügte für 170 DM auf die Hand. Mit diesem Manna konnte ich einmal volltanken (100 Liter Tank!) und gut Abend essen gehen.

Irgendwann hatte unsere Taxifirma ein schönes Büro mit vier Räumen und einer Sekretärin, 10 feste Fahrer und etwa 30 Aushilfen. Die Wagen liefen rund um die Uhr im Schichtbetrieb. Die Abrechnung war mehr „Wissenschaft“, als mein Studium.

Es war allgemein üblich, nur 40% des Umsatzes beim Finanzamt anzugeben. Daher musste alles passend „umfrisirt“ werden. Doppelte Abrechnungszettel, die Tachostände passend herunter stellen lassen, viele Rechnungen der TAXI-Firma zuordnen, auch Ersatzteile und Material für Kundenfahrzeuge der Werkstatt, eine Heidenarbeit, die Präzision verlangte.

Hinterziehung von Lohnsteuer, Sozialabgaben und „Einsparungen“ durch Schwarzarbeit waren das Geringste.

Gefahren wurde genau so, Verkehrsregeln hatten Empfehlungscharakter. Rote Ampeln und Einbahnstraßen wurden nachts meistens ignoriert. Durch den freien Funkverkehr konnte jeder alles sagen, z. B. GLATTEIS, auch im Sommer, das war das Synonym für Warnungen vor Radarkontrollen.

Heute leuchtet in der Zentrale sofort eine Lampe mit der Taxinummer auf, es herrscht totale Funkdisziplin.

Am meisten wurde aber durch die Unfälle verdient. Die wurden auf Gutachten abgerechnet und nur billig repariert.

Heckschäden brachten richtig Geld, wir zahlten für jeden von unserer Seite schuldlosen Unfall an den Fahrer 500 DM bar auf die Hand als „Schussprämie“. Geschickte konnten da einiges zusätzlich generieren.

Unser „Rekord“ lag bei einem Gutachten von ca. 11.000 DM bei Kosten von unter 1.000 DM für die Reparatur.

Das Hinterteil wurde mit drei Hydraulik-Wagenhebern und zwei passenden Balken langsam herausgedrückt und seitlich und unten flach gedengelt, dann verspachtelt und billig lackiert, dazu vom Schrottplatz eine Kofferraumhaube, eine Stoßstange und neue Rücklichter.

Das Heck war damit wie Knäckebrot und wenn der nächste Tourist hinein rauschte, stand er sofort fast am Rücksitz.

Unser „bestes“ TAXI hatte in 4 Jahren 17 abgerechnete Unfälle, davon 11 wirtschaftliche Totalschäden, meistens durch Heckaufprall.

Diesen MERCEDES 200 D der Modellserie 123 hatten wir Mitte 1979 neu angeschafft und selbst in Sindelfingen abgeholt. Gerade hatte es einen Modelllift gegeben und die Leistung war von 55 auf 60 PS angehoben worden, was den Klee aber nicht fett machte. Im Vergleich zu heute waren Diesel lahme, stinkende Ungetüme.

Die Uhr zeigte 380.000 km, in Wirklichkeit hatte es aber über 800.000 km, aber noch das 1. Getriebe und erst den 2. Motor.

Vor lauter Spachtel wog die Karre bestimmt 100 kg mehr, als in den Papieren stand.

Entsprechend fuhr er und „ächzte sich vorwärts“, der Kühler war zugekalkt und man musste ständig die Heizung auf Stufe drei laufen lassen, damit der Motor nicht kochte. Zum Schluss schaffte er mit Passagieren auch leichtere Steigungen nur, wenn man nicht anhalten musste. Es blieb nichts übrig, als ihn abzustoßen.

Er wurde Ende 1982 von zwei grünen Jungs aus Italien gekauft, als wir ihn eigentlich gerade verschrotten wollten.

Damals waren Ausländer wie verrückt auf deutsche Diesel-BENZ.

Als ich auf dem Schrottplatz ankam, stürzten sich die zwei regelrecht auf mich, bevor ich ausgestiegen war, und wollten unbedingt das Auto haben, dessen Motor noch lief.

Aus reinem Jux sagte ich zu den zwei Buben, die offensichtlich blutige Anfänger waren, bar 4.000 DM und ihr könnt gleich weiterfahren, der Schrottplatztyp feixte.

Sofort zogen sie Bargeld heraus und gaben mir den Betrag, vier Tausender. Ich ließ mir nichts anmerken und gab ihnen die restlichen Schlüssel und die Papiere, sie stiegen ein und fuhren weg.

Nie wieder habe ich sie gesehen. Sie werden sich gewundert haben. So Sachen gibt es. Jeden Morgen stehen viele Dumme auf.

Dieser Schrottplatz hatte seine Besonderheiten.

Neben den Massen an aufgestapelten Schrottautos gab es zur Vervollständigung der Fassade noch ein ärmliches Polski-FIAT-Autohaus, welches vor sich hin dämmerte. Im Verkaufsraum stand ein einziger sehr eingestaubter Neuwagen.

Das vordergründige Hauptgeschäft war der Verkauf von Schrottteilen, die die normalen Kunden auf dem großen Areal selbst suchen und sich ausbauen mussten, beim Gehen wurde dann bezahlt.

Aber es gab viele besondere Kunden, die meistens dienstliche Bezüge zu Autos und zum Straßenverkehr hatten, und es bestanden entsprechende Beziehungen. Deren Teile wurden oft vorbereitet zur Abholung gestellt.

Der „Geschäftsführer“ war der Ehemann der Chefin und es gab Gerüchte, er sei mehrfach juristisch aufgefallen wegen „betrieblicher Unregelmäßigkeiten“.

Das Geschäft war daher auf die Ehefrau angemeldet, sie hatte eine Stimme wie ein Schwert und konnte fürchterlich blicken.

Weil es bei ihm, wie man erzählte, Taschenpfändungen durch Gläubiger gab, musste er immer eine Bescheinigung mitführen, dass es nicht sein Geld war, wenn er viel Bargeld dabei hatte, um ein Auto zu kaufen.

Er war ein legitimer Nachfolger der früheren Pferdehändler und richtig gewieft. Alle Mitglieder der Familie fuhren jeweils MERCEDES SL Coupés oder Cabriolets.

Er hatte anscheinend einen „Sonder-Vertrag“ für die Technische Hauptuntersuchung.

Jedes Kraftfahrzeug konnte bei ihm für 300 DM eine neue Plakette erhalten. Man musste es nur dort abgeben und abends war es „fertig“.

Einmal wollte ich mit ihm über Autoteile reden, aber er musste mit einem 7,5 to LKW einer Malerfirma zur Technischen Hauptuntersuchung, ich sollte einfach mitkommen.

Der Wagen war eine Rostlaube und völlig verdreckt. Er vibrierte stark und mühsam kam er ans Rollen. Zuerst zog er die Handbremse, die ließ sich aber bis fast in die Rückenlehne ziehen, bremsen tat sie nicht mehr. Die Fußbremse quietschte erbärmlich und es tat sich auch wenig. Grienend schüttelt er den Kopf. Beim Prüfzentrum angekommen fuhren wir ganz hinten durch die gesamte Halle, an allen Prüfständen vorbei und hielten kurz vor dem Ausgangstor. Er ging ins Büro. Nach 15 Minuten kam er mit dem Prüfer heraus, der ohne den LKW eines Blickes zu würdigen die neue Plakette aufklebte, ihm die Papiere und die Hand gab und mit den Worten, „also Tschüss bis Samstag, mach’s gut“, wieder zurückging.

Das war aber noch nicht das wahre Hauptgeschäft, das lag unterirdisch, unter dem Wohn- und Bürohaus.

Da gab es ein technisch vollständig ausgebautes, großzügiges, neonlichtdurchflutetes Untergeschoss von einiger Größe, quasi die „künstlerische Abteilung“, die von außen sehr unauffällig wie die Einfahrt einer Untergeschoss-Doppelgarage aussah und tagsüber immer sorgfältig verschlossen war.

Es war alles sauber weiß gefliest und hatte eine moderne Richtbank und drei moderne Arbeitsplätze mit Hebebühnen, jeder technische Schnickschnack war da.

Dort lief das „Aus-Zwei-mach-Eins-Spiel“. Internationale „Künstler“, meist osteuropäischer oder italienischer Zunge, machten aus je einem totalen Front- und Heckschaden eines Typs ab Porsche aufwärts wieder ein ganzes „neues“ Fahrzeug.

Die Unfall-Fahrzeuge wurden meist an der A-Säule (Höhe Windschutzscheibe) „chirurgisch“ getrennt und die zwei unbeschädigten Teile dann intelligent schutzgasgeschweißt neu zusammengesetzt.

Diese Karosserie-Rastellis waren Wandervögel, die natürlich voll „schwarz“ arbeiteten, oder höchstens geringfügig angemeldet waren als Aushilfen.

Aus „Sicherheitsgründen“, auch falls eine Razzia gekommen wäre, wurden die Arbeiter regelmäßig ausgetauscht, das Zusammenfügen aus zwei Unfallwagen ist nämlich streng verboten.

Woanders gab es offensichtlich auch solche „Spezialabteilungen“, es war sicherlich ein internationales Netzwerk.

Es gab Taxifahrer, die arbeiteten parallel als Verkäufer unverzollter Waren oder als Hehler. Die Ami-Artikel kamen aus der PX, dem Einkaufszentrum der US-Besatzungsarmee. Bis zur teuren Pioneer-Musikanlage gab es alles, man konnte praktisch nach Katalog bestellen. Whisky, z. B. Jim Beam als Half Gallon und Zigaretten waren ein Nebengeschäft. Whisky oder Zigaretten kosteten damals im „Weiterverkauf“ die Hälfte des deutschen Preises, im „Einkauf“ ein Viertel. Hehlerware lag, je nachdem, wie „heiß“ sie war, manchmal 80% unter Preis. Es gab mehrere „Berufsdiebe“, die auf Bestellung „arbeiteten“, meistens unter Beihilfe von Freundinnen mit „Schwangerschaftsbäuchen“, auch hier konnte bestellt werden.

Es gibt aber noch mehr schillernde Gewerbe. Ein Bekannter von mir war Koch und fand nach längerer Krankheit wieder eine Stelle als Küchenchef.

Es war ein historisches Haus im Zentrum mit großer, glorreicher Vergangenheit, aber schon länger zum Abfütterungsladen für Touristen degeneriert.

An seinem ersten Arbeitstag waren 2 Busse voll mit Chinesen zum Mittagessen angesagt. Es sollte etwas Einfaches, aber „Deutsches“, geben, nämlich für jeden eine Bratwurst mit Pommes und Salat.

Die Bratwürste im Kühlschrank waren so alt, dass sie blau angelaufen und schmierig waren. Mein Kumpel sah sie als nicht mehr verkehrsfähig an.

„Sie entscheiden, ob Ihr erster auch letzter Arbeitstag hier sein wird“, sagte der ausländische Besitzer, „die Chinesen kommen doch nur einmal hierher.“

Was blieb ihm übrig? Er wusch die alten Würste ab mit heißem Wasser, verbrutzelte sie total und machte eine scharfe Tomaten-Paprika-Soße mit Currypulver darüber.

„Gelman food vely, vely good“, sagten alle.

Manchmal fuhren auch wir Firmeninhaber noch Schichten, wenn jemand kurzfristig ausfiel und auch, weil wir Spaß daran hatten. Daraus ergab sich zusätzlich ein gewisser Kontrolleffekt auf unsere Fahrer.

Taxler sind eine verschworene Gemeinde und es ist wichtig, dass man immer weiß, was gerade läuft und über alles im Bilde ist. Viele haben intern auch Spitznamen, ich war aus Gründen meiner äußeren Erscheinung der „Samson“.

Zu Anfang meiner Taxizeit stieg einmal spät nachts am besten Hotel ein vornehmer Herr in einem Anzug mit Weste ein, der sich hinter mich setzte (später ließ ich das nachts nie mehr zu). Er lallte und roch nach Alkohol, gab als Fahrziel eine Kleinstadt in der Nähe an. Beim schweigenden Fahren hatte ich das Gefühl, dass es in seinem Bauch laut kollerte, regelrecht hin- und herschwappte und er so rülperte, als ob er danach immer wieder Brühe und Brocken runterschlucken musste. Das Problem war uns Taxlern geläufig.

Ich fragte ihn höflich, ob ich wohl kurz anhalten solle, da er sich vielleicht übergeben wollte. Aber er forderte mich arrogant auf, mich ums Fahren zu kümmern.

In dem Zielort angekommen, fiel ihm die Adresse nicht ein und er dirigierte mich wild durch die Gegend. Dann „entlud“ er sich ohne Vorwarnung in Sekundenschnelle. Ein Bier-Wurstsalat-Gemisch flog rechts und links an meinen Ohren vorbei bis zur Windschutzscheibe.

Daraufhin musste ich ihn disziplinarisch am Kragen packen, hinausschmeißen und stehen lassen, nicht ohne ihm vorher noch, trotz seiner Proteste und der lächerlichen Drohung, er sei Rechtsanwalt, für Reinigung und Fahrtkosten 200 DM aus seiner Brieftasche zu zwicken.

Später an der Tankstelle wischte ich mühsam das „Malheur“ heraus, als ein älterer Kollege sich lustig machte: „Übertreib es nicht, nach 5 Fahrten merkt man den Gestank nicht mehr.“

Einmal wurde ich nachts gegen 3 Uhr zu einem Auftrag in einem peripheren Nobel-Stadtteil gerufen.

Zwei flotte Pärchen kamen aus der ansehnlichen Villa heraus, offensichtlich von einer Party und beschwipst. Einer legte sorgfältig ein Metallköfferchen in den Kofferraum.

„Haben Sie gerade ein Leberwurstbrötchen gegessen?“, sagte der Besitzer des Fotokoffers, als er sich flott auf den Beifahrersitz schwang.

Es roch in der Tat plötzlich sehr stark nach Pfälzer Leberwurst, die besonders viel Majoran enthält und deswegen schmackhaft duftet. Es roch richtig lecker und man bekam wirklich Lust, jetzt so eine Semmel, am besten mit eingelegten Gurkenscheiben, zu verzehren.

Die Lust verging aber sehr schnell, besonders bei meinem Nachbarn, er hatte nämlich vorne Leberwurst-Schmiere an der Kleidung hängen. Entsetzt schaute er an sich herunter und nach einer kurzen Schocksperre schrie er: „Anhalten, anhalten!“

Als Jux hatte ihm jemand seine Fotoapparate und Objektive komplett mit Leberwurst eingeschmiert und etwas davon hing außen am Koffer.

Als Student wohnte ich mitten im Zentrum der Altstadt in der Haupt-Vergnügungsmeile neben dem Lokal „Weinfass“. Dort konnte man nicht umfallen, da es spätestens ab 20 Uhr immer so voll war, dass man sich nur durch die Menge quetschend bewegen konnte. Es war das berühmteste Lokal der Altstadt und ewig voller betrunkenen Leute, eine Legende. Zu essen gab es nur zwei Sorten belegte Butter-Brote, Camembert oder Ei. Die Alkoholpalette war dafür besonders reichlich und von hoher Qualität. Besonders der Wein war herrlich und niemals bekam man einen Kater davon.

Es war die Zeit zwischen der Einführung der „Pille“ und AIDS war noch nicht ausgebrochen. Entsprechend war „der Bär los“ bzw. „jeder stand seinen Mann“. Jeden Abend sprühte in der Altstadt der Reigen und „One Night Stands“ waren ein wichtiges Thema.

Damals waren die Antibabypillen noch viel stärker, als heute, und das machte sich besonders beim Busenwachstum sehr bemerkbar.

Heute, auch durch den Vegetarier- und Veganerfimmel, ist ja BMW (Brett mit Warze) die Regel.

Es gab dabei jede Menge „Sexual-Spezialisten“, sowohl weiblicher, als auch männlicher Provenienz. Es gab auch eine kleine Schar Schwuler, die langsam anfangen, sich gesellschaftlich zu positionieren, von Lesben hörte man damals allerdings nur in seltenen Fällen.

Viele junge Männer hatten den „Don Juanismus“, d.h. sie waren bemüht, mit möglichst vielen Frauen im Bett zu landen, natürlich nicht zum Halma spielen. Dabei war das Anstreben der Zahl 500 schon die mindeste Pflicht, die „Könige des Wettbewerbs“, sofern sie es denn körperlich und seelisch überhaupt so lange überlebten, schafften die Zahl Tausend.

Es gab eine Subspezies, die darauf abzielte, besonders Jungfrauen umzulegen. Ein mir bekannter Medizinstudent nannte das „operieren“.

Andere lebten ihre künstlerische Ader aus, indem sie mit dem Anbaggern das Anfertigen pornografischer Bilder verbanden, auch manchmal eher dilettantisch. Ich verstand nie, was daran schön oder interessant sein soll, wenn man eine junge Dame fotografiert mit einer brennenden Kerze in der Vagina.

Unter unseren Altstadt-Schwulen waren einige Taxifahrer und -Unternehmer und bildeten eine eigene „Gemeinde“. Es war bekannt, das meist früh morgens an einem bestimmten abgelegenen Halteplatz im Taxi „Gruppenrunden“ liefen und man sich dort deswegen traf. Die Fenster waren dann immer voll angelaufen und nur ab und zu sah man einen nackten Hintern vorbeihuschen.

Dumm war nur, wenn unerwartet morgens um 5 Uhr doch ein Fahrgast erschien und versehentlich eine Tür öffnete, die man vergessen hatte, zu verriegeln.

Es gab dort eine „Hardcore-Sektion“, die sich die „Fistfuckers“ nannten.

Für mich war das immer ziemlich rätselhaft, wie das aus mechanischen Gründen auszuhalten war.

Eine Fraktion hatte sich dahin entwickelt, sich in freier Natur und in der Öffentlichkeit der Sexualität hinzugeben. Früh morgens ging ich einmal zur Toilette, als plötzlich vor dem Haus „eindeutige“ Geräusche begannen. Ich öffnete mein Klofenster im ersten Stock und unter mir fing gerade Einer an, Eine auf der Haube eines VW Käfers zu „nageln“. Beide waren „heiß“, sie rief immer laut: „Schatzi, ich bin so geil!“, während er beim Stoßen laute Grunzgeräusche von sich gab. Alles spielte sich ab in unserer Seitengasse etwa 10 m weg von der Hauptvergnügungsmeile. Trotz der frühen Morgenstunde hatten sich schnell mindestens 30 Zuschauer eingestellt, die schließlich applaudierten, als sie laut: „Ich komme“ schrie und beide kurz darauf, noch vor erscheinen von etwaiger Polizei, weghuschten.

Unsere Polizei war eher überfordert. Schon allein mit der erheblichen Anzahl der Wohnsitzlosen oder denen, die sich so aufführten (manche hatten durchaus irgendwo eine Bleibe). In der Altstadt-Mensa gab es extra einen großen Tisch, dass sie mittags etwas Warmes in den Bauch bekamen, vor der „Arbeit“. Damals wurde so etwas großzügig und unbürokratisch toleriert.

Einige waren im Sommer echte Touristenattraktionen, weil sie mit einer 2-Liter-Flasche Billigwein „bewaffnet“ regelrecht „predigten“ an Zuschauer, die sich schnell ansammelten, wenn gewaltig deklamiert und mit den Händen gefuchelt wurde. Mit überraschend geöffneten Mündern standen z. B. die Japaner da, die wahrscheinlich gar nichts verstanden, aber das Schauspiel genossen.

Dies geschah meistens an einer markanten Altstadtkreuzung der Fußgängerzone, deren 4 Eckhäuser alle an der Ecke durch einen „Hundsbrunzer“ geschützt waren, das sind größere Sandsteine, die an den Ecken eingelassen sind. Auf denen konnte man bequem und zentral sitzen und sich sogar anlehnen.

Einige waren ehemalige Studenten, die manchmal sogar richtige philosophische Leistungen zeigten, meistens gegen die Obrigkeit pöbelten oder Anekdoten erzählten. Wenn die Straße zu verstopft wurde deswegen, kam die Polizei und es war eine zeitlang üblich, die Penner dann fest zu nehmen und sie an die Stadtgrenze zu verbringen.

Einmal hatte sich ein „Clochard“ absichtlich quer über die Straße gelegt, als die Polizei von hinten eingefahren war, um zu patrouillieren. Nachdem „Herbert“, einer der besonders schlimmen Finger, der sogar im „Wein Fass“ Hausverbot hatte, weil er immer anfing, alles voll zu kotzen, wenn er zu viel hatte, sich wiegerte, sich selbst zu erheben und die Polizei durch zu lassen, wurde er „verhaftet“ und an die Stadtgrenze verbracht. Das war mitten im Wald und mindestens 10 km weg von der Altstadt.

Just als er dort stand und die Polizei gerade weg war, kam ein Porschefahrer vorbei, der ihn kannte. „Ja Werner, was machst Du denn hier mitten im Wald?“

Jedenfalls nahm er ihn mit und ließ ihn heraus an derselben Stelle, wo er vorher gelegen hatte, früh genug, dass er sich flugs wieder hinlegen konnte, weil die Polizei auch gerade wieder zurück war und nochmals einfuhr. Verdutzt stoppte der grün-weiße Wagen, denn es hatten sich sofort Zaungäste versammelt, die den ersten Abtransport mitbekommen hatten und begierig darauf warteten, wie es weiterging, aber die Sache verlief im Sande.

Die Wachtmeister hatten im Kurs aufgepasst und griffen zur Deeskalation, die Ordnungsmacht entfernte sich im Zeitlupentempo im Rückwärtsgang.

Damals wurde auch noch viel gekifft und in allen dunklen Gassen tummelten sich Kleindealer. Härtere Sachen gab es auch, vor allem Heroin und LSD, aber der Alkohol und das Cannabis waren die Hauptdrogen damals. Koks (Kokain) war noch sehr selten und Meth Crystals noch nicht erfunden. Es war so verbreitet, dass die seltenen Razzien eher Alibiveranstaltungen waren.

Nachts konnte man im „PF“ bis 3 Uhr morgens billig einen Teller dampfende Spaghetti Bolognese bekommen mit italienischem Rotwein. Viele stärkten sich dort noch vor dem Schlafen.

Einmal gingen wir als Gruppe von da zurück und fingen an, in der Hauptstraße die neu installierten Laternen „schettern“ zu lassen. Wenn man rhythmisch mit Gefühl an ihnen wackelte, kamen sie irgendwann so in Schwung, dass sie sich unter Abgabe eines lustigen Schepperns „auszitterten“. Es war wie ein Konzert. Plötzlich brach aber leider eine ab und haute voll in das Schaufenster eines Tabakladens, es war ein lautes Krachen und dann der gewaltige Hauptschlag zu hören.

Beim „Schettern“ musste man immer schnell abhauen, da die Anwohner sofort die Polizei alarmierten. Wir gaben Fersengeld, als auch schon die Polizei auf fuhr. Einer, der eine lange Bohnenstange war, rannte leider mit seinen edelsten Teilen voll an eine schwere Mülltonne, die für die Abfuhr bereit gestellt war. Er fiel schreiend um und hielt sich sein Gemächt. Sofort rannten eilfertige Passanten hinzu und hielten ihn fest, obwohl er ohnehin nicht mehr laufen konnte, und übergaben ihn der Polizei. Das war sehr unglücklich für ihn, denn er war verheiratet, hatte schon zwei Kinder, und stand kurz vor dem Abschluss-Examen seines Medizinstudiums. Bei der Sachlage war die Approbation gefährdet, wenn er verurteilt worden wäre dafür. Der, dem die Laterne wirklich abgebrochen war (es war der spätere „verhinderte Kinderarzt“), nahm sich ein Herz, mischte sich unter die Menge und meldete sich als Zeuge. Laut rief er: „Der ist der Falsche, es war ein kleiner Dicker, der die Laterne abgebrochen hat!“

Er war selbst der kleine Dicke, aber das fiel niemand auf, Frechheit siegte.

Bei der Gerichtsverhandlung entstand dann so ein Durcheinander sich widersprechender Aussagen, dass das Verfahren in dubio pro reo (im Zweifelsfall für den Angeklagten) eingestellt wurde und niemand dafür bestraft werden konnte.

Ich selbst wurde einmal beim Verlassen einer großen Party aufgeschrieben von zwei Polizisten und aufgefordert, den die Ruhe störenden Radau, der aus dem Verbindungshaus, wo richtig die Post abging, zu beenden. Ich aber zog es vor, einfach zu gehen. Da bekam ich vom Gericht einen Strafbefehl wegen nächtlicher Ruhestörung über 100 DM, ich hätte als Veranstalter nicht eingeschritten. Das war völliger Humbug und die „Freunde und Helfer“ hatten das frei erfunden. Der Ort war der Polizei wohl bekannt, die Woche zuvor hatten sie dort nacheinander drei komplette Musikanlagen beschlagnahmt im Lauf einer Nacht. Nachdem die Nachbarschaft zur Ruhe gekommen war, hatte jemand eine komplette Bandausrüstung besorgt mit großen Verstärkern auf einem Kleinlastwagen und für etwa 3 Minuten wurde damit im Freien morgens um 5 Uhr nochmals alles voll Stoff beschallt und aufgeweckt und dann erfolgreich geflüchtet. Daher wurde dann mit mir in der üblen Form verfahren. Nach Rücksprache nahm ich die Strafe auf mich, denn dadurch wurden die tatsächlichen Veranstalter oder das Gebäude selbst nicht juristisch ins Feuer genommen. Da ich ein Bittschreiben an die Richterin schrieb, wurde es auf 70 DM reduziert, da ich behauptete, ein armer Student zu sein.

Ein der bemerkenswertesten „Altstadt-Könige“ war ein abgebrochener Student der Philosophie, jetzt Taxi-Unternehmer. Er hatte es bereits als Abiturient zu Vaterfreuden (sogar Zwillinge) gebracht und eine Mitschülerin deswegen mit 19 Jahren geheiratet, die einzige Tochter einer reichen Familie war. Das förderte ihn und seinen opulenten Lebensstil sehr, da sie Investitionskraft besaß.

Seine Sex-Verbindungen waren förderlich für den Geschäftsbetrieb, da er auch parallele Dauer-Freundinnen hatte, die entweder Töchter anderer Taxler waren oder sonst wie verwoben mit dem öffentlichen Leben. Er war immer gut drauf, außer wenn er zu viel gesoffen hatte.

Bei ihm bestätigte sich der Spruch: „Intelligenz säuft“ total, er war zwar fast schon genial und hochintelligent, aber sein Schicksal war, nach eigenen Worten: „Die Rockschoße und der Alkohol haben mein Leben im Griff!“

Jedenfalls zog seine Art die Frauen magnetisch an, er war schlank und groß mit prägnantem Gesicht, oft halb rasiert und er konnte sich äußerst charmant geben.

Die sich gerade wieder in ihn verliebt hatten, erschienen schon zur Mittagspause in den Geschäftsräumen. Oft Studentinnen, die kamen meistens mit dem Fahrrad angeradelt, um sich dann erstmal nackt vor ihm auf dem Schreibtisch zu räkeln, um seinen Appetit zu wecken, während noch die letzten Telefonate liefen.

Reifere Damen, die oft sehr gepflegt waren und teuer gewandet, oft mit sich tot arbeitenden Ehemännern oder reiche Erbinnen mit bekannten Namen, kamen eher abends. Ältere Semester nahm er aber nur an, wenn Sie bereit waren, ihm alle Wünsche zu erfüllen, denn er hatte eine brutale Ader. Er „meldete“ das grundsätzlich vorher an und thematisierte die grobe Richtung. Grob ist hier durchaus auch wörtlich gemeint. Dadurch war dann richtig Feuer in den Damen oder nichts lief. Er war ein cleverer Bursche.

Über die Jahre brachte er es zu 4 Ehen und 7 offiziellen eigenen Kindern, er war sehr stolz darüber. Seine enorme Kreativität brachte ihm aber längerfristig dann auch Ärger ein, er baute einigen Mist und landete sogar im Gefängnis. Heute lebt er in einer Art Vorruhestand zusammen mit einer seiner ganz alten Freundinnen. Als ich ihn einmal kürzlich traf, hatte ich den Eindruck, es lägen durch den vielen Alkohol und das Kiffen vielleicht hirnerkrankende Schäden vor.

Unter den Taxikundinnen gab es auch Interessentinnen an jungen, knackigen Taxifahrer-Studenten und manche waren bekannt dafür, dass regelmäßig die linke Hand hinüber rutschte während der Fahrt für eine eindeutige Einladung. Eine stand darauf, spontan auf einen Parkplatz zu fahren. Je nachdem, wie die Hormone gerade standen, nahm sie jeden und fing immer mit gekonnter Fellatio an. Allerdings gab es grundsätzlich nur eine Beglückung, wenn sie das zweite Mal mit jemand fuhr, gewährte sie nie eine Wiederholung. Sie legte auch Wert darauf, die Fahrt grundsätzlich noch mit Geld zu bezahlen.

Eine Krankenschwester litt an Nymphomanie, sie empfand es allerdings als angenehm. Ich lernte sie kennen, als ich mit einem Kommilitonen essen gehen wollte und sie mit erschien. Sie hatte das eingefädelt, sie wollte mal mit einem ganz Dicken. Beim Essen fuhr es mir heiß und kalt den Rücken herunter, als sie anfang, mit dem Fuß meine Schienbeine zu streicheln und mich anzustrahlen. Er wurde dann sauer und haute ab, wir fuhren nach Hause und landeten im Bett. Es ging ein paar Monate mit uns, bis es mir zu stressig wurde.

Ihre Entjungferung geschah, als sie mit 17 im ersten Ausbildungsjahr unterwegs vom Pflegedienstleiter defloriert wurde, der sie netterweise nach Hause gefahren hatte: „Es ging ganz schnell, er hatte einen ganz Kleinen, ich merkte es gar nicht richtig“.

Sie hatte einen sehr schönen strammen Busen, an dem sie aber, nach eigenen Worten, gar nichts empfinden konnte. „Lass die Brüste, ich brauche es unten!“ Sie liebte es auch anal stimuliert zu werden und den Cunnilingus, danach wollte sie immer hart gestoßen werden. Ohne das könne sie nicht leben. Sie hatte einen fantastischen muskulösen Körper und war, auch unten, rotblond. Vom Gesicht her war sie auch hübsch, nur war die Nase geringfügig zu lang und das Kinn auch, sie hatte nichtsagende wasserblaue Augen und es fiel ihr nicht schwer, doof zu schauen, obwohl sie überaus durchtrieben und raffiniert war. Ein älterer Professor hatte einen Narren an ihr gefressen, den sie seit langer Zeit regelmäßig besuchte. Es fing an, als er einmal während einer endoskopischen Untersuchung heimlich unter ihren Rock gegriffen hatte und an ihr zu spielen begann, noch als sie Krankenpflegeschülerin war, kurz vor dem Examen, was sie dann als Beste bestand. Dieses „endoskopische Sex-Ritual“ fand in den ehrwürdigen Räumen der Universitätsklinik dann jahrelang regelmäßig statt, auch als sie Stationsleiterin war. Als ich sie kennen lernte, war der Ordinarius schon

emeritiert, es lief aber bei ihm zu Hause so weiter, die verstorben Ehefrau störte nicht mehr. Da er darauf stand, besuchte sie ihn meist in Schwesterntracht.

Schon als Jungschwester hatte sie sich ein anderes schönes Spiel ausgedacht. Sie bestellte im Abstand einer Stunde drei „Stecker“ in das Schwesternwohnheim. Es war ein Hochhaus und sie hatte ihr Zimmer passend im sechsten Stock. Jedem sagte sie, dass er nur maximal eine Stunde dürfe, da sie dann einen wichtigen Termin habe. Das stimmte ja auch. Oft begegneten sich die Jungs im Treppenhaus oder im Aufzug, ohne sich zu kennen oder zu wissen, was ablief, sie beobachtete Weggehen und Ankünfte vergnügt von oben.

Die Letzten, die sie immer extra dafür rausgesucht hatte und entsprechend empfänglich einschätzte, wurden manchmal mitten im Geschehen eingeweiht, dass sie der Dritte dieses Tages waren, was besonders versaut war. Sie waren dann entweder total bedient oder wurden besonders geil.

Diese Beschreibung meines Studentenlebens ist sicherlich unvollständig, das Wichtigste ist mir aber bestimmt eingefallen.

## **18 Vorklinik, „Praktisches Jahr“, Approbation und Promotion**

Wenn ich gelegentlich in der Mensa aß, wenn ich wieder einmal selten in der Universität war, wurde ich immer von den Ausgabe-Damen gefragt: „Sind Sie Student?“

Mein Auftreten und mein riesiger Bund außen an meinem Gürtel mit über 20 Schlüsseln, die ich ja alle beruflich brauchte, erregten Argwohn und ich wurde damit primär nicht als Student eingeschätzt, musste anfänglich immer den Studentenausweis zeigen.

Ich konnte selbst lesen und besuchte nur die besseren Vorlesungen, wenn bekannt war, dass der Dozent kein Langweiler war und die so ansprechend präsentiert wurden, dass sie nicht zum Einschlafen führten – die akademische Didaktik war schlecht und ließ generell sehr zu Wünschen übrig. Wenn die Professoren verspätet kamen, fing der Pedell oft selber an, uns schon ein paar Dias zu zeigen. Man sagte, er wäre auch in der Lage gewesen, die ganze Vorlesung zu halten, da er ja seit Jahren immer dabei war. Er war ein Original.

Über den Physiker Einstein gibt es eine ähnliche Anekdote. Als er in Amerika Vorträge hielt, hatte er einen Chauffeur, der auch ein gebildeter Emigrant war und ähnlich aussah. Dieser war immer anwesend und konnte den Text bald auch. Aus Jux sollen sie einmal getauscht haben und der Fahrer hielt für ihn den Vortrag. Bei der Diskussion kam dann allerdings eine sehr schwierige Frage und es wurde brenzlich. Aber sein Driver blieb cool und sagte: „Diese Frage ist so einfach, die wird Ihnen mein Chauffeur beantworten!“

Damals gab es in den Kursen noch kaum Teilnehmerlisten mit Unterschriften und Kontrollen, wir waren ziemlich frei, jeder konnte es sich so einteilen, wie er es wollte, die Bürokraten hatten diesen Bereich noch nicht in ihren Krallen. Falls doch unterschrieben werden musste, konnte das locker ein Kommilitone übernehmen.

Bis zum Physikum, in der vorklinischen Studienphase der ersten zwei Jahre, musste ich schon lernen, besonders in den Naturwissenschaften. Nach über fünf Jahren aus der Schule waren die ohnehin sehr dürftigen Physik- und Chemiekenntnisse längst vergessen.

In Physik trainierte ich mit einem Physikstudenten mit Vordiplom bis zum Erbrechen u. a. das Integrieren und Differenzieren, das musste man im Schlaf können. Die Durchfallquoten beim Physiktestat lagen bei 75%. Nach vier Wochen jeden Nachmittag 3 Stunden Physik bimsen, bestand ich auf Anhieb.

Mittlerweile hatte ich andere Wartezeitler kennen gelernt, die mir wesensverwandt waren.

In Chemie und Biochemie gründeten wir zu viert eine Arbeitsgruppe. Wir besorgten uns die besten Bücher. Auf Seite eins fingen wir an, beim Periodensystem der Elemente. Jede Seite „fraßen“ wir förmlich auf und allmählich begriffen wir es.

Die smarten Einser-Schüler aus den Abitur-Leistungskursen fingen an, uns zu fragen, wenn sie etwas nicht wussten.

Wir hatten förmlich einen Sport daraus gemacht und stellten uns gegenseitig ununterbrochen alle verzwickten Fragen. So wurden wir kleine Päpste, auch im Fach Pathophysiologie.

In Nebenfächern wie Medizinethik, Medizingeschichte oder Psychologie glänzten wir von der Wartezeit-Fraktion ohnehin, da wir davon profitierten, alle schon über Lebenserfahrung zu verfügen.

Im Physikum (Ärztliche Vorprüfung) beantworteten wir einige Fragen nur deswegen falsch, weil wir zu viel wussten und die Fragen veraltetes Wissen enthielten. Aber wir bestanden alle im ersten Anlauf.

In Anatomie war ich einer der Besten, das Fach saugte ich regelrecht auf, weil es mich sehr faszinierte.

In unserer Metzgerei hatte ich ja oft gesehen, wie ein Organismus innen aussah und kannte bereits alle Organe. Schweine sind anatomisch sehr ähnlich.

Vor-Präparanden sind Studenten der Vorsemester, die später beim Sezieren als Tischaufsicht fungieren. Bei uns sezieren immer 10 Studenten gemeinsam an einem Tisch eine Leiche über einen Zeitraum von zwei Semestern. Bis zum Ausbruch meines Asthmas leitete ich nach Abschluss des Anatomiescheins einen Tisch.

Auch in der Anatomie konnte ich meine Späße nicht lassen.

Es gab sechs Testate mit jeweils maximal 40 Punkten, es reichte ein Schnitt von 20, um zu bestehen, das war sehr human, 120 Gesamtpunkte reichten.

Im ersten Testat hatte tatsächlich einer die vollen 40 erreicht, ich lag immer so bei 35.

Morgens kaufte ich im Supermarkt eine Flasche Billigschampus von FABER für 2,99 DM.

Den Dozenten bat ich, mir zu Beginn kurz das Mikrofon zu überlassen für eine wichtige Ansage. Der machte mit und ich hielt meinen kleinen Vortrag.

Wie toll ich es fände, solche Geistesgrößen unter uns zu haben mit 100% und bat den Streber, doch bitte hervorzutreten.

Er kam voller Stolz angedüst und machte einen Diener, als ich ihm die Hand gab und den Sekt mit den Worten: „Dass Du nicht vergisst, dass es auch noch etwas Anderes gibt, als Lernen!“ Er sah aus, wie ein Konfirmand, glücklich stratzte er ab und die Kommilitonen kringelten sich vor Lachen.

Alle Strapazen waren beim Anatomie-Fest am Ende des Semesters vergessen. Es wurde im Seziersaal, der die Größe einer Turnhalle hatte, gefeiert, natürlich erst nach einer äußerst gründlichen Komplettreinigung.

Dieses Fest galt als legendär, nicht nur an der Medizinischen Fakultät, sondern für die gesamte Universität. Es gab immer Life-Bands und Show-Einlagen.

Als wir gerade anfangen zu feiern, wollte sich ein Student an unseren Tisch drücken, der keine Freunde hatte, weil er verhaltensgestört war.

Er wollte sich anschmusetzen. Überall hatte er ständig verbreitet, dass seine Eltern in Berlin die größte Zahnarztpraxis Deutschlands hätten, was nicht zu seiner Beliebtheit beitrug, und er stank vor Geld.

Übermütig sagte ich, Herrmann, hol mal etwas Champagner, dann darfst Du hier bleiben.

Er rannte sofort und immer wieder, nach der fünfzehnten Flasche Moët & Chandon hörte ich auf zu zählen.

Schon bald muss ich absolut „voll“ gewesen sein.

„Aufgewacht“ bin ich einen Tag später, vormittags, im Taxi eines Kollegen auf dem Rücksitz.

Er fragte: „Willst du jetzt endlich heim?“ Er musste mir erklären, was geschehen war. Ich erfuhr, dass ich noch eine Riesensause in Wirtschaften und anderen Feten durchgezogen hatte, alle waren schon von ihm nach Hause gefahren worden, ich war der Letzte.

Kommilitonen gaben mir weitere Auskunft.

Durch den vielen Champagner war ich dermaßen in Fahrt gekommen, dass ich eine Wortgranate nach der anderen gezündet und die versautesten Witze und abenteuerlichsten Geschichten erzählt hätte, um uns herum habe sich eine Menschentraube gebildet. Da muss ich schon im Filmriss gestanden haben.

Der Dekan habe sich hinzugesellt und sei irgendwann auf meinem Oberschenkel gesessen, auch vollkommen besoffen, und wir hätten als Finale der Veranstaltung angeblich innige Zungenküsse ausgetauscht.

Sicherlich gibt es wenig Studenten, die, wenn das nicht gelogen war, von sich behaupten können, den Dekan geküsst zu haben. Für die Richtigkeit der Geschichte sprach, dass er mich duzte, als ich ihn wieder einmal traf, und mir einen dreieckigen Witz erzählte.

Nach dem Physikum, im klinischen Abschnitt, fiel es mir dann sehr leicht, denn durch meine früheren Jahre im Krankenhaus hatte ich enorm viel Wissen angehäuft.

In nur drei Semestern hatte ich alle Scheine für das zweite Staatsexamen und damit drei Semester universitären Leerlauf für meine Geschäfte. Eine Verkürzung des Studiums als Folge zu schnell akquirierten Wissens war akademisch nicht vorgesehen, ich musste wieder Wartezeit erdulden.

Nur noch wegen der Doktorarbeit ging ich jeden Dienstag in die Universität. Jedenfalls wurden das Physikum und alle Staatsexamen sofort bestanden und mein Studium dauerte nur die Mindestzeit von 6 Jahren.

Meine Bundeswehrzeit kam mir hier sehr zustatten, dort hatte ich einmal für eine Woche ein Lern-Seminar besucht, und die damals gelernten Prinzipien ermöglichten es mir, sehr gezielt und schnell zu lernen.

Im „Praktischen Jahr“ (PJ), am Ende des Studiums, war ich an einem kleineren Haus, wir waren nur 15 Studenten.

Wieder hatte ich Glück, der Leitende Oberarzt der Orthopädie war auch mit AFS in USA gewesen. Alle AFSer duzen sich und er protegierte mich daher. Ich durfte sogar kleine Operationen selbst machen, wie Platten entfernen, und auch andere schwerere Prozeduren, z.B. einmal eine Knochenmarksbiopsie.

Da das Krankenhaus, an dem ich Krankenpflegehelfer war, auch eine chirurgische Shunt-Klinik (operatives Herstellen von Dialyse-Gefäß-Anschlussmöglichkeiten) hatte, war ich nicht nur internistisch, sondern auch auf diesem Feld bewandert, hatte reichliches Wissen aus dem OP und konnte Wunden versorgen.

Wie ein Fisch schwamm ich im Wasser. Die Chefin des Operationstrakts, Schwester Nelli, mit einem klangvollen italienischen Nachnamen und rässigen, haarigen Beinen, „verspeiste“ jeden Morgen einen PJ'ler, wie die Abkürzung für uns Studenten im Praktischen Jahr hieß.

Sie belauerte regelrecht die Studenten im OP und wartete nur darauf, dass sie jemand anfahren konnte, wenn Undiszipliniertheiten oder Fehler begangen wurden.

Dabei war sie eine Güte von Mensch und fachlich super, sie hasste nur Allüren und affiges Verhalten bei Studenten.

An meinem ersten Tag im OP war mir dieser Umstand bekannt.

Gerade, als ich ankam, mühten sich zwei zierliche Schwestern einen kolossalen Patienten durch die Schleuse zu bugsieren.

Dadurch schafft man Patienten schonend aus ihrem Bett in den OP.

Es ist ein „Klapparatismus“, der sich wie ein breites Förderband seitlich bewegt und damit den Patienten ohne große Belastungen transportiert von seinem Bett im Gang aus in den Operationstrakt (und nach der OP wieder hinaus). Nach der Schleuse muss der Patient nur noch in den OP-Saal geschoben und auf dem OP-Tisch gelagert werden; manchmal wurde er aus der Schleuse direkt auf den OP-Tisch gelegt, der dann in den Saal geschoben wurde.

Das Problem ist, dass sich nichts einklemmen darf, es muss präzise, gleichmäßig und in einem Rutsch laufen. Darin war ich Experte.

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Nelli mich ins Visier genommen hatte. Es ging alles glatt, Nelli begann mich zu lieben.

Fast immer wurde ich danach am Tisch des Chefs eingesetzt, wo in der Regel Nelli die Instrumenten-Schwester war.

Öfter fiel dem Chef fast das Skalpell aus der Hand, denn Nelli konnte sehr spontan sein.

Einmal musste bei einem wichtigen Privatpatienten eine Platte entfernt werden nach einem verheilten Oberarmbruch.

Die war relativ stark von Knochen umwachsen. Der Chef befand sich sehr ungünstig dazu und mühte sich damit ab, rutschte ständig weg, auch der 1. Assistent stand unpassend. Ich stand aber sehr günstig und Nelli merkte, dass mir die „Finger juckten“. „Lassen Sie ihn mal ran, der kann das!“, sagte sie und gab mir den Inbus-Schraubendreher.

Der Chef ließ mich verblüfft gewähren und erkannte, dass hier jemand mit mechanischen Vorkenntnissen geschickt arbeitete. „Sie wissen, dass Sie den Radialis-Nerv nicht verletzen dürfen“, war als Zustimmung zu werten.

Nachdem ich die Platte dann heraus hatte, ich musste dafür noch etwas Knochen am Plattenrand wegmeiseln, sagte ich beiläufig: „Soll ich auch gleich ganz fertig machen?“

Da „erwachte“ der Chef und sagte: „Das lassen Sie mal lieber unseren Kollegen machen.“

Der 1. Assistent war nämlich auch schon ganz verwirrt, dass er mich hatte gewähren lassen und war erleichtert, als die Hierarchie wieder hergestellt wurde.

Ein andermal sagte sie mitten in einer OP plötzlich: „Wollen wir nicht heiraten, Herr Saueressig?“

Es war natürlich ein Scherz, sie war etwa 55 Jahre alt und ich 31. Damals waren junge Männer und ältere Frauen noch nicht in Mode, nur umgekehrt.

Als wir das dritte und letzte Staatsexamen bestanden hatten, dessen zweiter Teil damals eine abschließende mündliche Prüfung war, luden wir die drei Prüfer im Anschluss daran ein, gemeinsam ein Glas Sekt zu trinken.

Es wurden immer drei Studenten zusammen geprüft, wir hatten alle eine Zwei bekommen.

Dafür hatten wir gesorgt, denn wir hatten alle potentiellen Prüfungspatienten vorher ausgeguckt und auswendig gelernt. Es hatte voll funktioniert, jeder Testpatient war einer der vorher ins Auge gefassten.

Meiner war ein alter Sizilianer, der mal eine Gelbsucht gehabt hatte, eine Leberzirrhose und einen Herzklappenfehler.

Man musste dann nur so tun, als wenn man alles durch die Befragung und die Untersuchung heraus bekommen hätte, es „verkaufen“, da war ich stark.

Keine Antwort blieb ich schuldig.

Dem Internisten kam aber alles zu glatt vor, er sagte:

„Sie wissen zwar alles, aber eine Eins gibt es nicht, dafür sind Sie mir zu frech.“ Das war für mich ok, es war mir auch lieber, dass wir alle drei Kandidaten mit derselben Note dastanden.

Einer aus unserer Prüfgruppe hatte vor Nervosität bei den Zusatzfragen, bei einem Röntgenbild, ein Schultergelenk mit dem Kniegelenk verwechselt und suchte verzweifelt die Kniescheibe.

Es war eine häufige Verletzung zu sehen, eine Schulterreckgelenkssprengung vom Typ Tossy III, die besonders bei jungen Menschen meistens operiert werden muss.

Zu allem Unglück sagte er nach langem Grübeln, die Kniescheibe müsse wohl amputiert worden sein.

Er wurde so konfus, dass er zum Schluss nicht mal mehr seinen Namen hätte sagen können.

Da er immer hart gearbeitet hatte und sich sogar nachts aus dem Wohnheim holen ließ, wenn bei einer OP ein Hakenhalter gebraucht wurde, erging Gnade vor Recht und er bekam auch die Zwei.

In der Kantine öffnete ich dann die 3-Liter Flasche Fürst Metternich.

Erstaunt fragte der internistische Oberarzt, ein extremer Perfektionist, er hätte gar nicht gewusst, dass unsere Kantine solche Flaschen führen würde.

Das war auch nicht der Fall, ich hatte sie vorher bei METRO gekauft und nur morgens dort in die Kühlung gegeben.

„Sie wussten da ja noch gar nicht, dass Sie bestehen würden“. „Ich habe es halt gehofft“.

Bei meiner Doktorarbeit hatte ich auch viel Glück. Ein alter Bekannter aus dem Sportverein war schon länger Arzt und fragte mich, als wir uns im Sommer in einer Gartenwirtschaft zufällig trafen, ob ich schon eine Doktorarbeit hätte.

Ein Freund von ihm sei Oberarzt und da könnte ich dafür antreten. Er avisierte mich.

Als ich ankam, um mich vorzustellen, lief gerade eine wilde Party mit Rotwein.

Es war ein altes historisches Jugendstil-Außengebäude mit einer großen Wohnküche vorne, aus der man genau sehen konnte, ob jemand Ungebetenes durch den Park angelaufen kam.

Hier waren die Lungen- und Nierenabteilung nebst Dialyse untergebracht. Ich wurde gleich integriert und hatte sofort ein Glas Rotwein in der Hand.

Da ich ja quasi als Dialyse-Pfleger vom Fach war, lief die Doktorarbeit problemlos, war fast gleichzeitig mit der Approbation fertig und ich erhielt sogar ein hohes Prädikat dafür.

Die Doktorarbeit war etwas Experimentelles und von daher sehr interessant. Es war sehr viel und harte Arbeit, aber ich wollte es unbedingt durchziehen.

Durch meinen Doktorvater, mit dem ich mich sehr gut verstand, lernte ich enorm viel und erlangte auch einen Einblick in die Welt der Wissenschaft, wo es nicht nur Sonnenschein, sondern auch einige Abgründe gibt.

Er war einerseits eine Seele von Mensch, fachlich hervorragend und trotzdem zu den Patienten äußerst zuvorkommend und menschlich, einer der Gründe, warum wir uns so gut verstanden.

Andererseits war er überzeugt davon, dass die Welt ein korrupter Sauhaufen sei und von Schweinen kontrolliert würde.

Seine Lösung war, gegen Ende seines Studiums damit aufzuhören, dagegen anzukämpfen und er „wechselte die Seiten“.

Er verließ den KBW (Kommunistischer Bund Westdeutschlands), wo er vorher sein Heil gesucht hatte, und fing an, erfolgreich in der akademischen Welt mitzumischen.

Er kannte sich genau aus in der Wissenschaft und erzählte mir viele interessante Details, wie die „Chose“ weltweit läuft und man sich erfolgreich im Studienmarkt bewegt, wie überall die Ergebnisse „hingedeichselt“ werden.

Mit den Pharmareferenten sprang er um, wie mit Leibeigenen. Oft forderte er mich auf, mitzugehen zu deren Autos, um den Kofferraum um seine Werbegeschenke zu plündern. Dort war alles reichlich vollgepackt, die Industrie war dafür regelrecht vorbereitet.

Essenseinladungen wurden nur angenommen, wenn sie in teuren Super-Luxustempeln stattfanden.

Den Rekord, den ich selbst kurz nach meiner Niederlassung erlebte, war ein Essen für vier Ärzte im teuersten Restaurant weit und breit. Das 10-Gänge-Menü war in der Tat nur vom Feinsten. Mit reichlich Wein kostete der Spaß einschließlich des Pharmareferenten, also für 5 Personen, unglaubliche 3.700 DM.

Da ich wegen meiner kommunikativen Fähigkeiten nachträglich eingeladen worden war, wusste ich vorher nicht, was mich erwartete.

Der Pharmareferent repräsentierte eine Weltfirma und mühte sich redlich, seinen Etat von im Jahr 20.000 DM für Ärzteeinladungen auch auszugeben.

Später waren wir mit ihm mit der gesamten Praxis im Elsass zum Flammkuchenessen, was trotz Ausland viel billiger war als das 3-Michelin-Sterne-Essen. Er war richtig dankbar, wenn er Sponsor sein durfte und sein Werbegeld unter die Leute bringen konnte.

*Diese Zeiten sind allerdings längst vorbei, Sponsoring durch Pharmafirmen ist stark zurück gegangen, besonders im Hausarztbereich praktisch verschwunden.*

*Dafür ist Ärzte-Bashing (Ärzte verkloppen) ein beliebter Volkssport geworden.*

*Im Gesundheitswesen jagen sich angebliche Betrugs-, Bestechungs- und Korruptionsaffären gegenseitig, das Meiste erweist sich dann später als „heiße Luft“. Es wird regelmäßig viel Schaum geschlagen und viel Papier verschmiert, auch wenn nur winzige Bruchteile der angeblichen Verstöße wirklich vor Richtern landen.*

*Meistens sind es nur bürokratische Verstrickungen und daraus konstruierte Fehler oder durch die Fehlorganisation und die Grauzonen des Gesundheitswesens hervorgerufene Irrtümer.*

*Längst blickt kein normaler Mensch mehr durch, ähnlich läuft es in unserem Steuer- und Sozialwesen.*

*Bürokratische Monsterbehörden und Gesetzesorgien des Staates und die halbstaatlichen K. d. ö. R. (Körperschaften des öffentlichen Rechts) schaffen einen ständig anwachsenden bürokratischen Wirrwarr (offiziell: Reformen, Verbesserungen). Ihr eigentlicher Hauptzweck ist aber längst nur noch narzisstische Selbstbefriedigung eitler Minister, Selbsterhaltung und weitere Ausdehnung.*

*Auch hier ist der einzelne Mensch eine Art Kegel der Verwaltungen geworden, der nach Mutwillen herumgeschoben wird. Gutachter der Sorte „wes Brot ich ess‘, des Lied ich sing“, sorgen überall für abgesicherte Entscheidungen zum Erhalt des Systems.*

*Bei den staatlichen Verwaltungs-Wasserköpfen wird Umdenken und die Ich-Revolution auch für größte Änderungen sorgen, niemand wird es sich weiter gefallen lassen, für sein teures Steuergeld so krass gegängelt und verarscht zu werden.*

Mit 31 Jahren approbierte ich als Arzt und promovierte zum Doktor der Medizin.

## **Kapitel IV: „Molo, kunjani wena?“**

### **19 Afrika, Hotel Esplanade, Kingstown**

„Molo, kunjani wena? Ndi Uqricha umshlungu ukhakul eGermani!“ heißt in der afrikanischen Sprache, die dort gesprochen wurde, wenn ich mich richtig erinnere: „Hallo, wie geht es? Ich bin der weiße, große Doktor aus Deutschland!“.

Als frischgebackener deutscher Doktor der Humanmedizin war ich bis oben vollgestopft mit Theorie und das nervte mich gewaltig.

Obwohl ich ja lange als Krankenpflegehelfer im Krankenhaus war und im Praktischen viel mehr wusste, als die meisten anderen Studenten, fühlte ich hier trotzdem Defizite.

Unbedingt wollte ich viel mehr praktisch arbeiten und deswegen ins Ausland gehen.

Daher hatte ich bereits zu Ende des Studiums begonnen, mich im englischsprachigen Ausland zu bewerben, in den USA, Kanada, Australien und Neuseeland.

Alle Bewerbungen waren in verschiedenen Stadien der Bearbeitung. Das deutsche Arzt-Examen gilt dort wenig und es sind Zusatzprüfungen notwendig.

Das VQE („Visa Qualifying Exam“ – Prüfung für die Visumqualifikation) für die USA wollte ich gerade machen, als es abgeschafft und die Anforderungen massiv verschärft wurden. Das ECFMG („Educational Commission for Foreign Medical Graduates“ – Erziehungs-Kommission für auswärtige Medizingraduierte) wollte jetzt praktisch das Absolvieren des vollen US-Examens.

In Südafrika erfuhr ich später, dass die Kanadier deutsche Ärzte ohne Prüfung arbeiten lassen für 2 Jahre, wenn sie bereit sind, an einem entlegenen Ort zu arbeiten, z. B. in Nova Scotia, Labrador, Neufundland oder im nördlichen Manitoba.

Sie verlangen aber vorher ein Psychiatrie-Praktikum von mindestens 3 Monaten, da es dort in der Abgeschiedenheit viele psychische Probleme (Depression, Alkoholismus, Psychosen) geben soll.

Nach den zwei Jahren, wenn man sich bewährt hat, kann man dann die Arzt-Zulassung für Kanada ohne Prüfung erhalten.

Aber das Schicksal hatte es dann anders gefügt. Es ging nach Südafrika in ein „Homeland“ (Heimatland).

„Homelands“ waren während der Apartheid-Zeit (Rassentrennungs-Zeit) diese pseudo-selbständigen Operetten-Staaten, quasi Reservate, wodurch die Weißen-Regierung versuchte, durch diesen Betrug die Schwarzen im eigenen Land zu Ausländern zu machen.

Der Bruder eines meiner Kollegen im Praktischen Jahr war in Südafrika tätig und über ihn erfuhr ich Details, vor allem, dass dort zum Teil eine sehr hochstehende medizinische Versorgung von Weltstandard existierte, auch in manchen „Homelands“.

Zufällig suchte eines der schon medizinisch besser versorgten „Homelands“ gerade nach deutschen Fachkräften, um die Medizinlandschaft dort noch mehr zu verbessern, und hatte eine Delegation zu uns entsendet, die unter Unterstützung der Friedrich-Thieding-Stiftung des Hartmannbundes agierte und Informationsveranstaltungen abhielt. Damals war ich dort noch Mitglied.

*Der Leipziger Arzt Hermann Hartmann gründete im Jahre 1900 den „Schutzverband der deutschen Ärzte“ als Interessenvertretung. Später wurde der Name Leipziger Ärztenbund üblich. Nach seinem Tod im Jahr 1923 wurde er zu seinen Ehren in Hartmannbund umbenannt, heute hat er 70.000 Mitglieder.*

Man hatte in diesem „Homeland“ geradezu eine Art Fimmel entwickelt, dasjenige mit der besten medizinischen Versorgung zu sein.

Die vorherigen medizinischen Zustände dort waren bereits überdurchschnittlich gut, weil es schon lange ein Zentral-Krankenhaus, das Cecilia-Makiwane-Hospital, mit Fachabteilungen und internationalen Spezialisten gab und drei kleine Krankenhäuser auf dem Land.

Cecilia Makiwane war die erste qualifizierte schwarze Hebamme Südafrikas.

Bei dem Treffen für die Ärzte waren etwa 40 Interessenten. Ehemalige Medizinaldirektoren beiderlei Geschlechts aus der Verwaltung mit schrecklichem Schul-Englisch überwogen, dann noch verschiedene Ausländer, die in allen Zungen sprachen außer Englisch. Der weit überwiegende Teil der Anwesenden war im Rentenalter.

Ich war der jüngste und einzige Arzt, der fließend Englisch sprach.

Daher bekam ich sofort einen Vorvertrag für eine Anstellung über 3 Jahre als „Junior Medical Officer“ (junger Assistenzarzt).

Nach dem Examen sollte ich die Papiere hinschicken und würde dann den Vertrag und das Flugticket bekommen.

Nach der Approbation schickte ich meine Papiere. Aber zwei Monate geschah dummerweise gar nichts, vollkommen tote Hose. Ich hatte da noch nicht realisiert, dass in Afrika die Uhren anders ticken.

Auf dem Treffen hatte einer der südafrikanischen „Homeland“-Delegation, ein älterer Weißer mit einer distinguierten Lord-artigen Erscheinung, laut Visitenkarte mit dem Titel „Adviser to the President“ (Berater des Präsidenten), seine hübsche junge deutsche Freundin dabei.

Sie war eine Studentin aus Hannover, die vorher auch in dem „Homeland“ war bei einem landwirtschaftlichen Projekt.

Dabei ging es um den Anbau einer asiatischen Erbsensorte, um die Mangelversorgung mit B-Vitaminen zu verbessern, denn die einzige Nahrungsgrundlage dort ist Mais. Deswegen entstehen oft B-Vitamin-Mangelkrankungen, da Mais davon zu wenig enthält.

Das Programm funktionierte aber nur so lange, wie die Deutschen anwesend waren, danach verdorrte alles wieder, da anscheinend die richtige Bewässerung zu kompliziert war.

Durch diese Aktion der Landwirtschaftsschule Hannover war der Plan geboren worden, auch deutsche Medizinfachleute zu holen.

Die Adresse der Freundin hatte ich, weil ich mich mit ihr angefreundet hatte, notiert.

Dort rief ich an und sie sagte, dass ich Glück hätte, weil er, der „Lord“, gerade wieder da sei und gab ihn mir. Er versprach, er werde sich kümmern.

Kurz darauf kam ein Telegramm. „Please come soon, we need you, Dept. of Health“ (Bitte sofort kommen, wir brauchen Sie, Abteilung für Gesundheit). Ich sprang vor Freude in die Luft.

Aber wo war der Vertrag, wo war mein Flugticket?

Da entdeckte ich, dass das Telegramm in Frankfurt/Main abgeschickt worden war.

Es wurde klar, dass er es einfach beim Abflug am Flughafen schnell so abgeschickt hatte.

Enttäuscht rief ich nochmals in Hannover an. Seine Freundin teilte meinen Ärger und sagte, sie werde die Angelegenheit weiter klären und ihn zwingen, etwas für mich zu tun.

Es stellte sich dann heraus, dass das gesamte Anwerbe-Programm für Ärzte und MTA aufgelöst worden war, da Pretoria es als zu teuer gestoppt hatte.

Viele saßen mit Vorverträgen in Deutschland auf gepackten Koffern mit gekündigten Jobs und Wohnungen und bekamen weder Verträge noch Tickets, sondern Absagen, es war schlimm.

Juristisch gab es keine Möglichkeiten dagegen etwas zu unternehmen.

Der „Adviser to the President“ war auch im hohen Bogen hinaus geflogen. Aber er hatte noch ein paar Verbindungen in das Department of Health und der Erhalt der Beziehung zur Freundin veranlasste ihn wahrscheinlich, doch noch etwas für mich zu tun.

Daher kam meine Erlösung wenige Tage später in Gestalt eines Anrufs:

„Hier ist das örtliche Lufthansa-Büro, für Sie liegt eine Ticketanweisung vor vom Department of Health, kommen Sie bitte vorbei“.

Es war ein Einwege-Business-Ticket, das damals fast 6.000 DM kostete.

Da mündlich versprochen worden war, dass man seine Frau oder Freundin auch mitbringen konnte, forderte ich die Lufthansa auf, deswegen nachzuhaken. Telegrafisch (es gab noch kein Fax oder Internet) wurde dann eine Stunde später noch ein Ticket angewiesen.

Als die Dame der Fluggesellschaft erklärte, wenn sie jetzt sofort buchen, kann es nicht mehr storniert werden, legten meine Freundin und ich uns sofort fest auf den spätesten möglichen Termin in sechs Wochen. Vertrag hin, Vertrag her, in sechs Wochen würden wir auf jeden Fall fliegen.

Danach versuchte ich, völlig unafrikanisch, doch noch vorher den Vertrag zu erlangen. Den erhielt ich auch wirklich irgendwann, allerdings hatte ich dann schon fast ein Jahr in Afrika gearbeitet. Dort ticken die Uhren anders.

Für 170 DM schickte ich ein umfangreiches Telegramm ans Department of Health.

Wieder geschah fünf Wochen nichts, in denen wir das Wichtigste in zwei große Kisten für den Seetransport reisefertig machten. Die kleine Wohnung konnten wir behalten, da wir mietfrei im Haus meiner Eltern wohnten.

Mittlerweile hatte ich eine Telefonnummer des Department of Health herausgefunden.

Mit dieser Möglichkeit hoffte ich auf den letzten Drücker noch telefonisch etwas zu erreichen.

Es meldete sich ein Mister Makalima. Er hörte mich geduldig an, dann sagt er: „This has to be solved through diplomatic Channels“ (Dies muss über diplomatische Kanäle gelöst werden) und legte mit einem unvermittelten „Goodbye“ (Auf Wiedersehen) auf.

Das wiederholte sich ähnlich an drei aufeinander folgenden Tagen, mit dem Mann kam ich einfach nicht zu Potte, dann mussten wir fliegen.

Später lernte ich ihn persönlich kennen und wir unterhielten uns prächtig.

Zwischenzeitlich hatte ich nach der Approbation (Arztregistrierung) als Arzt auch noch den Dokortitel (Promotion) erreicht, in Deutschland wird das ein Teil des Namens und steht sogar im Pass.

Mit einer BOEING 747 Jumbo der LUFTHANSA ging es mit Zwischenlandung in Nairobi, Kenia, nach Johannesburg. Danach mit einer BOEING 737 der SAL (Suid Afrikaanse Lugdiens) weiter an den Zielort.

Wir suchten ein Hotel an der Strandpromenade. Das „Esplanade“ gefiel uns, es war ein Samstag.

Nachdem wir uns von der 20 Stunden Reise ausgeschlafen hatten, saßen wir am Sonntag auf einer Bank in der Sonne und betrachteten die Wellen des Indischen Ozeans.

Im Hotel standen fast überall schwarze Bedienstete beiderlei Geschlechts in Bereitschaft, die uns verstohlen ansahen, kicherten und leise in Klick- bzw. Zischlauten miteinander sprachen, alles kam uns total exotisch vor.

*Xhosa ist eine Bantu-Sprache mit 9 Klick- bzw. Zischlauten. Die Bantu-Völker Südafrikas zogen im 14. und 15. Jahrhundert aus dem Gebiet der großen Seen (Uganda, Kenia), wegen des Drucks der sich nach Süden ausbreitenden arabischen Stämme in den südlichen Teil Afrikas. Der war seit Jahrtausenden von den Khoi-San („Menschen“) bevölkert, die früher als nomadisierende Jäger und Sammler, also steinzeitlich lebten.*

*Allgemein bekannt wurden diese durch den Film „Die Götter müssen verrückt sein“, der sehr lustig ist. Eine aus einem Kleinflugzeug abgeworfene leere Coca-Cola-Flasche löst unter den Buschmännern einen religiösen Tumult aus.*

*Die letzten steinzeitlich lebenden Khoi-San (Bush Men) gab es in der Kalahari bis etwa 1955, dann wurden sie gezwungen, in Siedlungen zu leben.*

*Es gibt einen hervorragenden Dokumentationsfilm (eine 4 Std. - und eine 24 Std.-Version) über die letzten Steinzeitmenschen Afrikas von Laurens van der Post, sehr sehenswert.*

*Von den Neuankömmlingen, Bantu aus dem Norden und Buren aus dem Süden (Gründung Kapstadts 1652) wurden sie als Hottentotten bezeichnet und weitgehend ausgerottet, wobei die Frauen oft geheiratet wurden.*

*Dadurch kamen die Klick/Zischlaute in die Bantusprachen.*

*Es sind sogenannte agglutinierende Sprachen mit Prä- und Suffixen und grammatikalisch extrem kompliziert, sehr schwer zu erlernen. Die Klick- bzw. Zischlaute sind dabei nicht das Problem, die kann man halbwegs nach einem halben Jahr.*

*Grammatikalische Basis ist ein 15-Fälle-System, der 15. Fall enthält die Fremdwörter, z.B. isikepe (von skip bzw. ship) für Schiff.*

*Zum 1. Fall gehört alles Wichtige in der Einzahl, alles fängt hier mit „U“ an, der 2. Fall ist der Plural davon und fängt mit „Ba“ an.*

*Beispiele: „Umntu“ der Mann, der Mensch, „Umfazi“ die Frau, daher 2. Fall: „Bantu“ die Männer bzw. die Menschen, „Bafazi“ die Frauen. Bantu heißt also wie Khoi-San „Menschen“.*

*Der Fall des Hauptwortes, sein Präfix, „kodiert“ den Satz, die Verben und die Adjektive.*

*Ukuhamba ist ein Infinitiv und heißt „Gehen“.*

*Folglich heißt „die Frau geht“: „Umfazi uhamba“, im Plural „Bafazi bahamba“. Wenn es jetzt schöne Frauen sind (hle = schön – gesprochen „schleh“ mit leichtem Zischen) heißt es: „Bafazi bahle bahamba“. Wenn sie „gingen“ kommt das Präfix „Ba“ beim Verb dazu, also: „Bafazi bahle baba-hamba“.*

Wenn man nicht alle Fälle im Schlaf kennt und die gängigen Prä- und Suffixe, spricht man wie ein Gestörter, die Schwarzen lachen sich halbtot. Es ist nicht wie im Englischen, wo man mit sehr wenigen Wörtern sofort sehr viel reden kann.

Sie verbessern einen auch nicht, ohne sie darum zu bitten, da dies ein Verstoß gegen die Etikette wäre, bei den Bantu gilt ein striktes Senioritäts-Prinzip.

Höher Stehende sind tiefer Stehenden weisungsberechtigt und dürfen nicht kritisiert oder hinterfragt werden.

Das bedeutet, dass die Unteren auf den Boden oder in die Ecke schauen, wenn man mit ihnen spricht, ins Gesicht schauen gilt als unhöflich, außer bei Gleichrangigen.

Dienstlich gab das oft Probleme, wenn ein europäischer Arzt eine Anweisung gab, die falsch verstanden und dann ausgeführt wurden. Man musste alles kontrollieren. Es kam sogar zu Todesfällen deswegen.

Einmal sagte ein neuer Arzt einer Schwester nachts telefonisch, einem Asthma-Patienten eine Infusion zu geben mit 1 Liter physiologischer Kochsalzlösung mit 0,5 Gramm („0 point 5 grams“) Theophyllin, das sind zwei Ampullen à 250 mg. Die lief normal drei Stunden.

Das war eine Standard-Behandlung, die allseits bekannt war, der Anruf war eigentlich unnötig gewesen. Senior Sisters (Ältere Krankenschwestern) machten das dort von selbst. Die Schwestern trugen übrigens alle eine militärisch angehauchte Dienstuniform.

Leider verstand die junge, unerfahrene Schwester, die auch sehr traditionell geprägt war, 5 statt 0,5 Gramm, fragte nicht nach, er kontrollierte nicht, und das Schicksal nahm seinen Lauf. Die 10-fache Dosis in die Infusion führt zum Herzrasen und dann zum Kollaps. Das Herz des Patienten blieb dann unbemerkt stehen, auch in Afrika eine Katastrophe.

Als ich zum ersten Mal bei unserem schwarzen Verwaltungs-Direktor des Krankenhauses war, ihn „deutsch korrekt“ mit den Augen fixierte und ihm die Hand entgegen streckte, war das ein schwerer Fauxpas. Damals wusste ich noch nicht, was sich hier schickte.

Er gab sich deutlich indigniert, gab mir sehr zögerlich die Hand, denn er fühlte sich über mir stehend, ich hätte mich devot zeigen sollen. Es war schwer, sich darauf einzustellen.

*Es wird auch nicht unterschieden zwischen Brüdern und Cousins oder Schwestern und Cousinen. Alle Männer einer Sippe sind Brüder und alle Frauen Schwestern.*

*Im Sprachgebrauch werden ältere „Brüder“ oder „Schwestern“ als Onkel und Tanten bezeichnet.*

*Das geht so weit, dass, wenn zwei fast gleichaltrige jugendliche „Brüder“ in der Ambulanz erscheinen und der jüngere krank ist, der ältere „Onkel“ das Wort führt und erklärt, was der jüngere hat.*

*Bei besonders traditionellen Schwarzen, besonders, wenn auch die übersetzende Krankenschwester so geprägt war, war es sehr schwierig, das zu ändern und den Jüngeren zu veranlassen, selbst detaillierte Angaben zu machen.*

*Vielweiberei ist normal, hat aber den Charakter eines sozialen Versorgungssystems.*

*Der Kopfputz signalisiert den Status, ob Haupt- oder Nebenfrau, ob Partner suchend oder, ohne Kopfbedeckung, noch Mädchen.*

*Ein Oberhäuptling kann locker 25 Ehefrauen haben.*

*Der König von Swasiland, zwischen Mozambique und Südafrika gelegen, hat etwa 400 Ehefrauen.*

*Dabei gab es noch eine spezielle Kopfbedeckung, die die „Wegesfreude“ ermöglichte, mit der junge Frauen vorbeikommenden Kriegern sexuelle Bereitschaft signalisierten.*

*Dabei war der sogenannte Rückzieher (lat. „Ejaculatio ante portas“) üblich, um nach Möglichkeit Schwangerschaften zu verhindern.*

*In Europa gab es früher Ähnliches, z. B. das Fensterln. In den Niederlanden waren die Gesindezimmer auf den Rückseiten der Häuser mit ganz niederen Fenstern.*

*Natürlich gibt es viele dieser Regeln und Bräuche bei verstäderten Schwarzen kaum noch und soziales Elend und Alkoholismus sind weit verbreitet.*

*Die Kolonisierung Afrikas hat Hand in Hand mit den Missionaren des Christentums nach meiner Beobachtung Afrika mehr Schäden als Nutzen gebracht, die dortige Kultur mit Füßen getreten und an vielen Orten zerstört.*

Man musste beim Erlernen der Bantusprache anfangen mit mühsam einstudierten kleinen Einzelsätzen, nach 3 Jahren konnte man sich dann ein bisschen unterhalten.

Für die Arbeit als Arzt war es ein großer Vorteil, nicht nur wegen der Heiterkeit, die man damit regelmäßig auslösen konnte.

Es verbesserte und erleichterte die Arbeit enorm. Wenn der Arzt unbedarft war, kam es vor, dass manche Schwestern einfach falsch übersetzten, um Erleichterungen zu erzielen.

Da z. B. Tuberkulose sehr häufig war, musste jeder, der länger hustete, geröntgt werden.

Die Schwestern mussten dann ein Formular ausfüllen, ihn zum Röntgen bringen und wieder zurück zur Ambulanz.

Wenn sie falsch übersetzten und sagten, er hustet nur kurz, und es keiner merkte, war es für sie ohne Zusatzmühen.

Das war natürlich fatal, wenn so etwas übersehen wurde, viele hatten schon offene TBC.

Das ganze Hotel Esplanade war voller lustiger Bezeichnungen in AFRIKAANS und total altmodisch, erinnerte noch stark an die Kolonialzeit, wir lachten uns kaputt.

Unten in der Hotel-Halle stand über einer Doppeltür „ETEKAMER“, bald wurde uns klar, dass das in AFRIKAANS Speisesaal heißt. Das Essen, wir hatten Vollpension, war deftig, reichlich und es gab eine große Auswahl. Es war kein Buffet, alles wurde serviert, aber man konnte jedes Gericht so oft bekommen, wie man wollte.

Wir aßen das erste Mal in unserem Leben Avocado, Papaya, Passionsfrucht und Guave.

*AFRIKAANS sprechen vor allem die Buren, weiße Südafrikaner holländischer Herkunft.*

*Es ist ein südniederländischer Dialekt aus Seeland aus dem 17. Jahrhundert. Grammatikalisch ist es kinderleicht, wir konnten problemlos sofort Zeitungen lesen, aber gesprochen brauchte ich zwei Jahre, bis ich anfing, etwas zu verstehen, weil sie alles ziehen wie Kaugummi. Beim Selbstsprechen erweckten wir ungewollt immer wieder Heiterkeit bei den Zuhörern. Es ist dem Flämischen ähnlich, modernes Holländisch ist wesentlich komplizierter.*

*In der „Eastern Cape Province“ (Östliche Kap-Provinz), wo wir waren, wird aber von den Weißen überwiegend ENGLISH gesprochen. Nur eine Minderheit dort spricht AFRIKAANS, neben den Buren auch die „Cape Coloured“.*  
*„Cape Coloured“ sind vor 200 Jahren entstanden aus Verbindungen der Weißen mit den „Hottentotten“-Frauen, als es einen Mangel an weißen Frauen gab, sie stellen bis heute eine eigene Volksgruppe dar.*

Einmal fuhren wir in Etappen mit dem Auto nach Kapstadt und wollten an einem Häuschen den weißen Mann und seine Frau, die im Garten arbeiteten, nach dem Weg zu einem Hotel fragen. „Good day, Sir, could you please ....“ Sie wendeten sich ab, ignorierten uns und er sagte etwas Abwertendes in AFRIKAANS zu seiner Frau.

Viele AFRIKAANER hassen auch heute noch die Engländer.

Wir kamen nicht umhin, auch noch AFRIKAANS zu lernen im „Tegniese Kolleg“ (Technische Hochschule).

*Im „Burenkrieg“ 1902 wurden von den Engländern die Burenfrauen und -kinder im Transvaal in Lagern interniert, da sie nur so den „Burenkrieg“ gewinnen konnten, etwa 40.000 starben. Die marodierenden Kämpfer der Buren wurden so vom nächtlichen Proviantieren auf den Farmen abgeschnitten und zum Aufgeben gezwungen.*

*Zu Zeiten der Apartheid gab es eine politische Dreiteilung der Bevölkerung, die ersten zwei mit eigenem Parlament:*

*1 Weiße und „Ehrenweiße“, z. B. Japaner*

*2 Coloured (Farbige), z. B. Cape Coloured, Inder, Kap-Malaien, Chinesen*

*3 Natives (Eingeborene), z.B. Bantu wie Zulu, Xhosa, Swana, Nord- und Süd-Sotho, Venda (Blacks = Schwarze), und die Khoi-San, die keine Bantu sind und eine gelbe Hautfarbe und Schlitzaugen haben.*

*Es gibt in Südafrika neben ENGLISH und AFRIKAANS noch sieben Eingeborenen-Sprachen.*

Am Montagmorgen rief ich „meinen alten Freund“ Mister Makalima an.  
Der stellte wieder die bekannte Platte an:

„This has to be solved through Diplomatic Channels“, als er jäh verstummte, als ich sagte, wir seien angekommen und auf der Strandpromenade im Hotel Esplanade.

Nach einer Denkpause: „Really, no joke (Wirklich, kein Witz?)?“ „No Sir, no joke, we are here and waiting for orders (Nein, werter Herr, kein Witz, wir sind hier und warten auf Anordnungen)!“

Dann rief später ein Mister Van der Merwe an, der sehr freundlich war und sich die ganze Geschichte ruhig anhörte. Es war eine Art Aufpasser von der Regierung aus Pretoria.

„I will look you up tomorrow morning“ (Ich werde Sie mir morgen früh ansehen).

Van der Merwe, der eine stattliche Erscheinung war und überrascht, dass ich noch größer und dicker war, kam am nächsten Tag, studierte meine Papiere und schien zufrieden, er sagte:

„You are alright a fine German doctor and we will find a job, you will hear from me soon“ (Sie sind wirklich ein feiner deutscher Doktor und wir werden eine Arbeit finden, sie werden bald von mir hören).

Das war Dienstag.

Am Donnerstag rief er an und teilte mit, dass uns am Freitag ein gewisser Dr. Conradie abholen würde.

Am Freitag packten wir zeitig unsere Koffer und brannten auf das Erscheinen des Abholers. Den ganzen Tag hingen wir in der Lobby herum, jeder der herein kam, wurde gefragt, ob er der Erwartete sei. Abends gegen 22 h waren wir ziemlich frustriert.

Da fuhr ein kleines DATSUN Lieferwägelchen vor mit offener Ladefläche, sie heißen in Südafrika „Bakkie“.

Dem entstieg ein kleiner, langhaariger, stämmiger Wurzelsepp mit Vollbart, Schlapphut, kurzen Hosen und Bergstiefeln.

Es war Dr. Hofmeyr Conradie, zu dem wir bald Hoffie sagen würden.

Sein winziges Autochen bot absolut keine Möglichkeit für uns drei mit Gepäck. Wir hatten aber wieder Glück.

Das Hotel bewirkte, dass uns AVIS vom Flughafen noch einen VW GOLF brachte.

Hoffie murmelte so etwas wie: „Follow me, it's 20 kilometres.“

Dann raste er mit uns durch die Nacht. Zunächst war es eine ganz normale vierspurige Autobahn, es war leicht zu folgen, er fuhr etwa 120 km/h schnell.

Dann fuhren wir ab und durch eine kleine Stadt.

Danach folgten wir einer holprigen, kurvigen Landstraße mit vielen Schlaglöchern, aber noch geteert, am Wegesrand tauchten Schwarze und Vieh auf, plötzlich erwischte ich beinahe eine Kuh, die gerade die Straße betreten wollte.

Es wurde immer gebirgiger und die Straße stieg in Serpentinaen steil hinauf, nur mit Vollgas im dritten Gang konnte ich folgen.

Es dämmerte uns, dass wir jetzt im „Homeland“ sein mussten.

Der Mond stand riesengroß am glasklaren Himmel und Abermillionen glitzernde Sterne blinkten, wir staunten nur so. Das Firmament sieht dort viel größer aus. Leider konnten wir es nicht voll genießen, denn wir waren emsig beschäftigt, nicht abgehängt zu werden. Die avisierten 20 km waren längst vorüber.

Nach etwa 130 km kam eine kleine Ortschaft und Hoffie hielt an einer winzigen Tankstelle an, um seinen Bakkie aufzutanken. Alles war stockdunkel und der Tankwart musste erst geweckt werden. Das Benzin wurde mit einem Hebel von Hand gepumpt.

Der Ort hieß Stutterheim und war Mitte des 19. Jahrhunderts von Deutschen Einwanderern gegründet worden.

„Did you not say 20 km?“ „No, it is 220 km.“ Afrika ist riesig, nur etwa maximal alle 50-60 km befindet sich eine Ortschaft.

Hinter Stutterheim war es dann eine breite, neue Bundesstraße, wir hatten das „Homeland“ durchquert und waren wieder in RSA, die Holperpisten des „Homelands“ lagen hinter uns.

Nach Mitternacht kamen wir an in Kingstown, einer Art Kreisstadt.

Hoffie bewohnte ein großzügiges Anwesen und seine 5 Kinder schliefen vor dem Fernseher, der noch vor sich hin flimmerte, auf einem Matratzenlager, in einem großen Wohnzimmer.

Seine Frau empfing uns im Nachthemd und sagte: „Your house has been burgled out, you must sleep here“, also das uns zugedachte Haus war ausgeraubt worden und unbenutzbar.

Wir bezogen daher die ehelichen Gefilde meines neuen Superintendents und fielen in einen tiefen gerechten Schlaf. Das große Doppelbett war extrem weich und wir versanken darin.

Morgens wurden wir durch „Babyschreie“ geweckt, es waren aber die „HADI-DAS“, das sind Ibissee, die jeden Morgen ein Heiden-Spektakel machten. Es klang so, als liefen kleine Kinder jammernd und schreiend ums Haus.

Hoffie, eine Seele von Mensch, der uns später mit allen Kindern in Deutschland besucht hat, zeigte uns den überschaubaren Ort, der auf 1.200 m Meereshöhe

liegt, den angrenzenden Staudamm, das Post-Office, das Hotel und mehrere Restaurants und Supermärkte.

Mein zukünftiger Einsatzort war das angrenzende „Homeland“, einer der ärmsten Distrikte Südafrikas, eine steinige Gebirgswüste mit Gipfeln bis über 2.500 m.

Viele Schwarze waren dorthin zwangsumgesiedelt worden in Fertighäuschen-Siedlungen, aber das Leben dort war total öd, außer den Schnaps-Läden war kaum nennenswerte Infrastruktur entstanden.

Es fanden sich nicht einmal ordentliche Straßen, nur „Gravel Roads“ (Geröllstraßen), jedes Auto zog riesige Staubfahnen hinter sich her.

Landwirtschaft war für die Umgesiedelten sehr schwierig bis unmöglich, wenn überhaupt, suchte das Vieh mühsam in der steinigen Landschaft die Dürre nach Pflanzen ab und es gab nur ärmlichen Gemüse- und Getreideanbau.

In fruchtbareren Tälern lebten ursprünglich dort Beheimatete in traditionellen Krals mit Rondavels (selbstgebaute runde Lehmhütten) und normaleren Lebensverhältnissen.

Manche Eingeborenen hatten aus modischen Gründen begonnen, rechteckige oder quadratische Lehmhütten zu bauen, aber es fiel mir auf, dass viele davon offensichtlich instabiler waren, als die traditionellen runden Hütten und zum Einstürzen neigten.

Die Stimmung der Schwarzen war gereizt, erschöpft und resigniert. Alkoholismus und Infektionskrankheiten, besonders Tuberkulose, waren weit verbreitet, es gab ständig viele Streitereien. Die Folgen der gewalttätigen Auseinandersetzungen innerhalb der Bevölkerung sahen wir regelmäßig in unserer Sprechstunde.

Gelegentlich ging es auch gegen die Obrigkeit, es gab Demonstrationen gegen die weiße Regierung in Pretoria, seltener gegen die „Homeland-Regierung“. „Riots“ (Aufstände) wider z. B. die Polizei waren häufig.

Einmal hatten Steine bei einer Beerdigung das zur Beobachtung aufgefahrne Polizei-Auto getroffen und die zwei schwarzen Polizisten drehten durch. Sie jagten mit Karabinern die Angreifer durch die Siedlung.

Wir standen an den Fenstern unserer Gesundheitsstation und beobachteten die Vorgänge.

Unsere Krankenschwestern jubelten darüber und tanzten. Als ich eine fragte, ob sie nicht Angst habe, dass Angehörige angeschossen oder sogar getötet werden könnten, antwortete sie: „Es wird schon nichts passieren!“

Wir bekamen anschließend 14 Personen mit Schusswunden herein, glücklicherweise waren keine tödlichen Verletzungen dabei.

Viele hatten nur Gelegenheitsjobs oder lebten von den Geldanweisungen von Angehörigen, die als Wanderarbeiter in den Minen des „Witwatersrand“ (Minnengürtel bei Johannesburg) arbeiteten.

Obwohl die Grundnahrungsmittel (vor allem Mais) sackweise günstig zu haben waren, gab es Leute, die so arm waren, dass sie verhungerten.

Ein Problem bei der Ernährung war, dass der Gebrauch oder das Vorhandensein von Öfen und Herden unbekannt war, es wurde mit Kesseln auf offenen Feuerstellen gekocht.

Das Holz dafür wurde einfach irgendwo in der Umgebung abgehackt, entsprechend hoch sind die Schäden. Die Bodenerosion zerstörte die Landschaft, es wuchs zu wenig nach.

Es war zwar Winter (August), aber tagsüber bis 40 Grad heiß. Wegen der hohen Lufttrockenheit merkte man die Hitze kaum. Beim Aufhängen nasser Wäsche kann man nach 10 Minuten wieder Abhängen, dann ist alles trocken.

Die Versorgung mit fließendem Trinkwasser war auch für die Schwarzen gut. Es gab in jeder Siedlung Leitungen mit kostenlosen Zapfstellen, trotzdem war es nicht zu verhindern, dass weiterhin auch verunreinigtes Wasser aus Bächen und Tümpeln geholt wurde.

*Die Südafrikaner hatten in Jahrzehnten ein ausgeklügeltes System von Dämmen, Reservoirs und Wasserleitungen organisiert, in „Water Purification“ (Wasser-aufbereitung) waren sie Weltmeister.*

*Die Kapazität war berechnet für 12 Jahre Wasserbedarf.*

*Da es ungefähr im Schnitt alle acht Jahre ordentlich regnet (es schüttet dann für Wochen wie aus Eimern), reicht es, um immer wieder aufzufüllen und genügend zu haben.*

Die medizinische Versorgung stellte das Thornhill Mini Hospital mit 27 Betten dar, mit Geburtshilfe-Station, ferner gab es mehrere Gesundheits-Posten, die turnusmäßig angefahren wurden.

Das waren vorher leer stehende alte Farmhäuser von Weißen, die aus dem „Homeland“ umgesiedelt worden waren, bestückt mit Krankenschwestern, die das Nötigste selbst machten und das Schwierigere für die Ärzte vorbereiteten.

Neben Hoffie gab es noch einen Arzt und eine Ärztin aus Israel. Die Ärztin war ursprünglich aus der Sowjetunion und sprach ein sehr hartes, kaum verständliches Englisch.

Jeden Tag sahen und behandelten wir gemeinsam etwa 500 Patienten.

Schwere Fälle wurden in Ambulanz-Sammeltransporten ins große Krankenhaus gefahren, es gab keinerlei Technik jenseits des Stethoskops und Blutdruckgeräts.

Als deutscher Theorie-Doktor stand ich anfangs schwer auf dem Schlauch.

Wir hatten unser nur notdürftig repariertes Haus am Rand der Stadt bezogen. Überall tummelte sich eine Menge Ungeziefer, besonders bierdeckelgroße Wolfsspinnen mit haarigen Beinen. Wir stopften die Tür- und Fensterspalten mit Zeitungspapier aus, damit sie nachts nicht über die Bettdecke spazierte. Den AVIS-GOLF mieteten wir weiter, obwohl ich einen Dienstwagen bekommen hatte, einen verdreckten ausgelutschten FORD ESCORT.

Nach wenigen Tagen Arbeit bekam ich hohes Fieber und wurde total matt. Wegen „Afrikanischer Grippe“, die Neuankömmlinge aus Europa regelmäßig erwischt, lag ich zwei Wochen flach und hatte starkes Kopfweh und reißende Gliederschmerzen. Immer, wenn das Fieber über 40 Grad stieg, nahm ich ASPIRIN. Das war ein schlechter Start.

Einmal erwachten wir an einem Samstagmorgen, weil es plötzlich laut knackte, spratzelte und Brandgeruch in der Luft lag. Unser Haus lag am Stadtrand und das angrenzende vertrocknete Gras, Büsche und Bäume dort standen in hellen Flammen auf einer Front von mindestens 500 Metern, manche Brandherde lagen höchstens noch 50 m von uns entfernt. Uns stockte der Atem, ich schaltete unseren Gartenschlauch an und wir dachten schon daran, das Nötigste in die Autos zu werfen und zu flüchten.

Wir riefen aufgeregt die Feuerwehr an. Binnen 10 Minuten kam dann mit einem Bakkie ein einziger Schwarzer, der mit einem großen Gummibatscher seelenruhig anfing, das Feuer nach und nach und Stück für Stück niederzuschlagen, das war alles. In Afrika ist so etwas Alltag. Nach ungefähr drei Stunden war dann alles verbrannt oder „gelöscht“ und er fuhr wieder weg.

Als ich mich sechs Wochen sehr bemüht hatte, mein Bestes zu geben, bewirkte Hoffie, der mir zu einer besseren Ausbildung verhelfen wollte, dass ich zum Training für ein halbes Jahr an das große Zentral-Krankenhaus versetzt wurde.

## 20 Hospital

Wo ich dann landete, bestand eine hochstehende Versorgung mit international anerkannten Chefärzten.

Das zentrale Krankenhaus hatte über 1.000 Betten (allein 400 in der Chirurgie mit 14 Operationssälen) mit ungefähr 140 Ärzten, die aus 28 verschiedenen Ländern kamen.

Es wurde ein Gebiet versorgt mit geschätzten 3 Millionen Menschen. Die ungefähre Ausdehnung war von der Küste etwa 300km ins Landesinnere mit etwa 100 km Breite, fast alles rein ländliche Gebiete. Zu uns kamen sogar Patienten aus dem Königreich Lesotho.

Über 95% waren eingeborene Bantus, die nur ihre eigenen Sprachen konnten, selten etwas ENGLISH oder AFRIKAANS. Fast ausnahmslos waren es Analphabeten.

Es gab 40 Stationen, aus roten Backsteinen gemauert und unverputzt, alle ebenerdig. Jede Station hatte neben dem Eingang ein eigenes rundes Häuschen mit Toiletten, wo immer heimlich „Dagga“ (Marihuana) geraucht wurde.

Das Krankenhaus war angelegt, wie ein Kamm mit 8 Zähnen, alles ebenerdig. Die „Zähne“ waren jeweils mit 5 hintereinander gereihten Stationen, dazwischen waren Rasenstreifen. Im „Griff“ waren die Ambulanzen, Blutbank, Kantine, Wäscherei, Werkstätten, OPs und andere Funktionsräume.

Getrennt vom „Kamm“ gab es zwei lange dreistöckige Gebäude, ebenfalls errichtet aus roten Backsteinen, ein Verwaltungsgebäude und ein Schwesternheim, zusätzlich noch ebenerdig seitlich einen Büro- und Schlafkomplex für die Dienst-Ärzte, der war als einziges verputzt und gelb angestrichen.

Die Hauptabteilung war die Chirurgie, darin integriert waren Orthopädie, Urologie und sogar Neurochirurgie, da es durch Unfälle und Gewalt häufig zu Blutergüssen im Kopf kam, die auf das Gehirn drückten und schnell operativ versorgt werden mussten. Allein die Chirurgie hatte 10 Stationen mit jeweils etwa 40 Betten.

Alle weiteren Fachabteilungen waren ebenfalls vorhanden: Innere, Augen, HNO, Pädiatrie mit Baby-Intensivstation und Gynäkologie mit Geburtshilfe.

Es gab sogar ein teures Sonoline-Ultraschallgerät von Siemens, für alle Abteilungen, mit einem Neupreis von 200.000 Rand, damals etwa 400.000 DM.

Zwei ehemalige Jugoslawen aus Montenegro standen der Röntgen-Abteilung vor, die sogar ein Computertomogramm hatte.

Pavlovic und Vukovic waren beide echte alte Originale, ewig lustig und voller Anekdoten.

Sie hatten jeder eine große schwarze Dogge.

Sie liebten es, gemeinsam zu musizieren, einer spielte Klarinette und der andere dirigierte mit einem Strohhalm und sang dazu, die Hunde heulten im Takt und wiegten die Köpfe. Es war ein Bild für die Götter. Wir wohnten anfangs in Reihenhäusern nebeneinander.

Wenn sie zu viel Brandy und Wein hatten, fingen sie an, über den Kommunismus zu fluchen und über die hirnrissigen Parteisitzungen, die sie in der alten Heimat erlitten hatten.

Natürlich war auch eine Zahnärztliche Abteilung vorhanden und sogar eine Psychiatrisch-Neurologische Abteilung. Eine Hautabteilung gab es nicht, das machten die Internisten mit.

Es gab Ergotherapie und Krankengymnastik. Dort und im Labor arbeiteten überwiegend ebenfalls „importierte“ Deutsche.

Die neue Chefin des Labors war aus Berlin und hatte durchgesetzt, dass aus Deutschland eine automatische Blutbildmaschine importiert wurde. Die mikroskopische Einzelauswertung ist mühsam und lief oft afrikanisch fehlerhaft.

In der Vollversammlung des Krankenhauses, die einmal im Quartal statt fand, wurde stolz erklärt, dass die Maschine da sei und man im Sommer mit deren Einsatz rechnen könne. Es war da Oktober.

Wir Europäer wunderten uns über diese Planung der Verwaltung, wo massenhaft Schwarze sich in Büros langweilten.

Es kam dann heraus, dass die Verzögerung daher kam, dass an der Maschine ein deutscher Stecker war. Ich erbot mich, in 10 Minuten einen südafrikanischen daran zu schrauben, aber das schaffte dann doch noch einer der schwarzen Elektriker, - sogar noch vor Weihnachten.

Direkt am Haupteingang war eine Notfallambulanz (Casualty Ward) eingerichtet und dahinter für jedes Fach große Ambulanzen, da wir jährlich stationär und ambulant über 200.000 Patienten hatten. Es waren im „Homeland“ keine niedergelassenen Ärzte vorhanden.

An Wochenenden kamen so viele Unfälle und Verletzungen, dass besonders samstags nachts etwa alle zwei Stunden in der Notambulanz eine Generalreinigung des Bodens erfolgen musste, weil man vor lauter Blutstropfen nicht mehr gehen konnte.

Mein Rekord als „Casualty Officer“ (Ambulanz-Dienstarzt - wir hatten dort wechselseitig Dienst) waren 86 Patienten in 5 Stunden, nach Beginn um 16 h, bis ich um 23 h die erste Pause machen konnte.

Dem „Casualty Officer“ standen zur Seite je zwei Chirurgen, Internisten, Gynäkologen und Kinderärzte, je ein Orthopäde und Urologe, die alle ebenfalls

Dienst hatten und anwesend waren, und es bestanden zusätzlich noch Rufdienste, auch für die anderen Fachgruppen und für die Oberärzte. Natürlich waren zusätzlich immer zwei Anästhesisten im Dienst.

Dabei waren es keine Lappalien, wie oft bei uns im Ärztlichen Bereitschaftsdienst, da kam alles, Herzstiche, Durchschüsse, eingeschlagene Schädel, abgehackte Gliedmaßen, hohes Fieber, Meningitis, Abszesse, akute Psychosen, Schlangenbisse, Brüche und nicht zuletzt Mädchen mit „Bauchweh“, die manchmal noch in der Ambulanz kurz darauf ein Kind bekamen, oder bereits verstorbene Unfall- oder Gewaltopfer (DOA – Dead on Arrival).

Es wurde also niemals langweilig und meine anfänglichen praktischen Defizite waren schnell behoben.

Es gab regelmäßig Stromausfälle des Netzes und die Krankenhaus-Notstrom-Aggregate fielen auch zusätzlich oft aus. Deswegen hatten wir kleinere, Akkubetriebene, fahrbare Not-OP-Lampen in den Operationssälen.

Einmal musste ich beim Licht einer Taschenlampe, die die Oberschwester hielt, eine Kaiserschnitt-Operation beenden, weil alles ausgefallen war, jemand hatte auch vergessen, den Akku der Notlampe zu laden.

Die Dieselaggregate fielen aus, weil diese regelmäßig automatisch anliefen und nachts Schlangen gerne über die warmen Diesel krochen. Sie verursachten Kurzschlüsse, wenn sie an stromführende Teile kamen und verschmorten oder gerieten in die Treibriemen oder Kühlventilatoren.

Der Notambulanz-Hauptraum war etwa 150 qm groß mit ca. 6 m Raumhöhe, rundum waren gekippte Oberlichter.

Seitlich waren über beide Wände einzelne Boxen mit von der Decke in Schienenlaufenden Vorhängen mit Liegen.

In zwei dieser Boxen standen alte OP-Tische. Dort nähten Schwestern an Wochenenden im Dauereinsatz Schnittwunden von Besoffenen, die manchmal bis zu 50 Wunden hatten, wenn mit stumpfen Messern gekämpft wurde; mit großen gebogenen Nadeln mit Nähfäden, mit behandschuhten Händen, außer Scheren ohne Instrumente, weil das schneller ging - wie man Kleider näht.

Es gab Fälle, wo Leute überfallen wurden und ihnen wegen zwei Rand mit der Machete ein Arm abgehackt worden war.

Einmal saß ich in der Ambulanz, als es plötzlich wieder Stromausfall gab. Plötzlich flatterte es im Halbdunkel überall, ich konnte es mir aber nicht erklären.

Das Licht ging wieder an und alles war grün, dicht gepackt mit grasgrünen Heuschrecken, die uns anglotzten und mit den Fühlern jonglierten.

Als Europäer wollte ich einen Schrubber nehmen und sie verjagen, die Schwestern lachten aber nur und tatsächlich flogen sie nach wenigen Minuten wieder alle durch die Oberlichter weiter.

Nicht zu vergessen, gab es hinter dem Krankenhaus eine Wiese mit gelbem vertrocknetem Gras für Aufmärsche (ich erlebte dort die groteske 5-Jahres-Gründungs-Feier des „Homelands“), an deren Rand ein KIOSK lag.

Dort aß ich mittags oft ein „Umlenze wenkuku“ (Hühnerschlegel). Die Hähnchen wurden von einer alten Frau mit einer Machete in einer alten, abgeplätzten Email-Schüssel zerlegt.

Der Fraß in der Krankenhaus-Kantine bestand meistens aus „Mealie Pap“, das ist Maisbrei, dazu Squash (Kürbis) und Mutton Chops (kleingehackter Hammel, immer mit vielen Knochensplittern) – das sprach nur wirklich Hunger an.

Hinten am Imbissstand gab es schattige Bänke unter großen Bäumen, wo man bequem und etwas kühler sitzen konnte, weil da immer eine Brise wehte, und 1,5 l Flaschen Coca-Cola, Fanta und TAB, das war das kalorienfreie Cola, eiskalt gekühlt.

Afrika ist heiß, in über drei Jahren war die niedrigste Temperatur 7+ Celcius an einem Wintermorgen im Juni, tagsüber ist es aber auch im Winter oft über 30 Grad.

Man trug nur Slipper oder Sandalen, nach Rückkehr in Deutschland hatten meine Frau und ich zwei Schuhgrößen größer, die Füße hatten sich geweitet.

An Weihnachten ist Hochsommer und extrem heiß und feucht, alle grillen dann im Garten. Manchmal wird es so diesig vor Luftfeuchtigkeit, dass man vor Nebel kaum sehen kann.

Damals war ich im Hochsommer regelmäßig zum Schwimmen im Indischen Ozean, der dort aus der Antarktis strömt und nie über 20 Grad warm wird.

Wir wohnten nach Kingstown direkt an der Küste und nur 300 m vom Meer weg.

Die Patienten, fast alle bettelarm, zahlten 50 c für eine ambulante Behandlung und 1 Rand für eine stationäre.

Das konnte aber bei zu großer Armut auch erlassen werden, wenn von unserer stattlichen Bürokratschar genügend Formulare ausgefüllt wurden.

Niemand wurde deswegen weggeschickt (der Rand war, bei meinem Dienstantritt, 2,20 DM wert, 3 Jahren später noch 70 Pfennig).

Dafür gab es volle gesundheitliche Versorgung, sogar bis zum Operieren und Einsetzen von neuen Herzklappen.

Beschädigte Herzklappen sind dort häufig, weil es im Gefolge von Scharlach oft dazu kam, weil früher seltener antibiotische Behandlungen erfolgten.

Es gab relativ viele junge Erwachsene, die wegen durch Infektionen zerstörter Herzklappen schwere Herzschwäche bekamen und nicht ohne Operation überlebt hätten.

Nach der Diagnostik bei uns wurden diese Patienten für die Herzoperation mit dem Flugzeug nach Kapstadt ins universitäre Groote-Schuur-Krankenhaus verlegt, das lag 1.200 km entfernt, und danach wieder zurück geflogen, alles für einen Rand oder ganz umsonst.

*Im Groote-Schuur erfolgte 1967 bekanntlich die erste Herztransplantation der Welt durch Professor Dr. Christiaan Barnard.*

Wir waren Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Kapstadt und von dort kamen regelmäßig Professoren zu uns.

Auf der Pädiatrie fing ich an und der Chefarzt gab mir am ersten Tag morgens die Aufgabe, einen kleinen Jungen genau zu untersuchen, der aussah wie die Reklame mit dem „Sarotti-Mohr“, nämlich mit Kulleraugen und blitzenden Zähnen.

Er war etwa 8 Jahre alt, wohlgenährt und lachte mich an. Ich gab alles, untersuchte und untersuchte und fand – nichts.

Es war mir klar, dass er nicht aus Jux und Tollerei da war, der Herr deutsche Theoretiker stand wieder einmal auf dem Schlauch.

Dann sollte ich das Ergebnis präsentieren. Ohne Umschweife gestand ich, dass ich nichts Ungewöhnliches gefunden hätte.

Der Chefarzt sagte nur: „Look!“ und machte den Augenmotilitätstest, den hatte ich vergessen.

Der Junge hatte rechts eine sogenannte Abduzens-Parese, der Augenmuskel, der den Augenapfel zu Seite zieht, wenn man nach rechts schauen will, war gelähmt.

Er hatte einen Hirntumor und stand kurz vor dem Abflug nach Kapstadt.

Seitdem habe ich diesen Test nie mehr vergessen, aber in jetzt fast 30 Jahren fand ich keinen solchen Fall mehr.

Dann sagte er zum Stations-Arzt: „Throw him in the depth of the Pool“.

„Schmeiß ihn in die tiefste Stelle des Schwimmbades“, das war nicht übertrieben.

Der Stationsarzt war deutschen Namens (Dr. Alfred Dorn) und lebte preußische Disziplin, er war „Registrar“ (Funktions-Oberarzt in Facharzt-Ausbildung) und

ein harter Arbeiter, was er von den drei Assistenzärzten seiner Station gleichermaßen verlangte.

Als besondere Tugend schätze er es, wenn man auf die Mittagspause verzichtete und durcharbeitete. Dem konnte und wollte ich aber nicht folgen, obwohl er es indirekt forderte – er arbeitete fast immer durch.

Es gab unendlich viel zu tun und zu lernen.

Jeder konnte dort z. B. Liquor-Punktionen machen, Abziehen von Hirn-Rückenmarks-Flüssigkeit, wegen häufiger Meningitis (Hirnhautentzündung) dort essenziell. Wenn Eile geboten war, um die Diagnose schnell zu sichern und die richtige Behandlung zu beginnen, geschah das manchmal in der Ambulanz ohne Narkose oder örtliche Betäubung auf einem einfachen Holzbänkchen. Manchmal sogar mit einfachen gelben Blutentnahmenadeln Nr.1, wenn Liquor-Nadeln gerade ausgegangen waren. Da alle sehr routiniert waren lief das problemlos und war genau richtig so.

Auf der Kinder-Intensivstation von untergewichtigen Neugeborenen am Handgelenk arterielles Blut zu nehmen für Blutgas-Analysen, ist ein absolutes Highlight.

Es gab viele Brandwunden, da es dort auf dem Land nur offene Feuerstellen und keine Herde gibt. Dort lernte ich, wie man so etwas richtig versorgt, nämlich ohne Öffnen der Blasen, bei uns hatte ich theoretisch das Gegenteil gelernt.

Nur bei großen Verbrennungen muss man chirurgisch intervenieren und Haut transplantieren mit speziellen Techniken (z. B. Mesh Graft – gegitterte Haut-Transplantationen).

Ich sah viele Infektions-Krankheiten, die es in Europa selten gibt, Typhus, Ruhr, Cholera, Tetanus, Gas- und Milzbrand, Bilharziose (Pärchen-Egel-Infektion). Ich sah auch Kinder an Masern sterben, das ist in Afrika als eingeschleppte Krankheit viel gefährlicher, als bei uns.

Hinzu kommen viele Unfälle und Menschen-, Tier- und Schlangenbisse, wobei nur ein geringer Anteil der Schlangen giftig ist.

Oft wurden wir im Krankenhaus mit Schlangen konfrontiert.

Häufig wurden Schlangen abgelegt in einer Art Beschwörungsritual, oft am Eingang der Intensivstation. Manche waren klar tot geschlagen, manchmal konnte man aber nicht sicher sein. Manche lagen offen da oder in einer Plastiktüte („iCheckers“).

„iCheckers“ ist in der Bantusprache ein Fremdwort und heißt Plastiktüte.

Die Tüten sind knallgelb mit schwarzer Checkers-Aufschrift, „Checkers“ ist dort eine der größten Supermarktketten.

Es kann gefährlich werden, es gibt nämlich Schlangen, die sich absichtlich tot stellen.

Besonders eine Kobra-Art, die deswegen in AFRIKAANS „Rinkhals“ (Halsverdreher) heißt, weil sie beim Sich-tot-stellen total den Kopf verdreht, verursacht einige Bisse.

Dazu kommt, dass diese Art bekannt dafür ist, gerne in Hütten zu kriechen und sich dort an warme Stellen „hinzukuscheln“, z. B. zu schlafenden Kleinkindern.

Bei Kobras und Mambas ist man bei Bissen meistens in einer halben Stunde tot, weil das Herz wegen des enthaltenden Nervengiftes stehen bleibt.

Bei der „Boomslang“ und den meisten Baumschlangen hebt das Gift die Gerinnungsfähigkeit auf, es ist hämatotoxisch, ohne Antiserum verblutet man nach wenigen Tagen.

Bei der „Puff Adder“ (Puffotter) oder anderen Vipern ist das Gift zytotoxisch, hier zerfällt das Gewebe, man kann zusehen, wie man verfault.

Eine andere Art, wie Schlangen zu uns kamen, war, wenn sie zur Identifizierung für einen gebissenen Patienten mitgebracht wurden. Oft waren sie aber so platt geklopft, dass sie fast Brei waren und man die Art nicht sicher feststellen konnte.

*Die Mehrzahl der Schlangen ist nicht giftig. Viele nicht giftige Schlangen sind aber groß und kräftig, fressen oft andere Schlangen. Wenn sie nicht flüchten können, was alle Schlangen normalerweise grundsätzlich tun, sind sie oft aggressiv und bissig und daher trotzdem gefährlich.*

*Eine Riesenschlange (z. B. Python) kann ab einer Länge von 3 m Menschen töten und verschlingen. Tigerpythons haben knapp 40 Zähne.*

*Schwarze Mambas leben in Gruppen und flüchten nicht, wenn man sie reizt, sie verteidigen ihr Nest, greifen sogar an.*

*Etwa 90% der Schlangenbisse in Südafrika bei Giftschlangen geschehen durch Puffottern, da die nicht flüchten, wenn jemand sich nähert, sondern ruhig verharren. Bei Berührung oder, wenn man versehentlich darauf tritt, beißen sie sofort zu. Sie haben große Giftzähne, nur die Gabunvipere hat noch größere.*

Unsere Staff Nurse Majola, ein vierkantiges, muskulöses Kraftpaket, die die Patienten der Chirurgie-Ambulanz immer lautstark dirigierte, erlaubte sich damit einen Scherz.

Einmal war in der Ambulanz eine sehr schöne (sie haben eine sehr auffallende Maserung), fast unversehrte Puffotter angekommen, etwa 2m lang und in der Mitte mindestens 20 cm dick, der man den Kopf abgehackt hatte.

Es war ein Gang, zu dessen beiden Seiten Bänke am Boden und an der Wand fest angeschraubt waren, auf denen dicht gepackt Patienten mit Krücken, Gipsen, Verbänden und Armen in der Schlinge und Rollstuhlfahrer mit ihren Begleitpersonen saßen.

Der Gang war etwa 3m breit und 15 m lang, auf jeder Seite waren etwa alle 4 Meter Türen, die in die rechts und links liegenden Ambulanzzimmer führten.

Majola nahm die kopflose Schlange am Schwanz und schleuderte sie im Kreis am Arm herum, um sie dann den Gang entlang sausen zu lassen.

Die meisten Schwarzen haben panische Angst vor Schlangen.

Mit einem gigantischen kollektiven Brüllen war in drei Sekunden der Gang leer, alle hechteten in die Behandlungszimmer.

Die Schlange, die ordentlich Dampf hatte, wickelte sich am Ende des Ganges um die Füße eines Oberarztes, der gerade ums Eck kam und beinahe ohnmächtig wurde.

Majola fand es saulustig, ich auch, da ich es von seitlich gesehen hatte, aber sie erhielt dafür eine schwere Disziplinarstrafe, eine Woche Lohnabzug.

Einmal, als ich als Casual Officer Dienst hatte, war nachts ein Riesengeschrei aus dem Matron's Office, dem Büro der diensthabenden Oberschwwestern. Wir eilten hin und die 2 Schwestern, jede über zwei Zentner, standen auf ihren Schreibtischen und schrien: „Inyoka, inyoka.“ (Schlange, Schlange)

In einer Ecke hatte sich tatsächlich eine winzige braune Schlange hingerollt, die vergeblich zu flüchten versuchte.

Mir schien es eine Brown House Snake zu sein, völlig harmlos, gibt es auf vielen Farmen massenhaft, weil sie die Ratten kontrollieren.

Unser Sicherungsdienst haute die Inyoka dann mit dem Knüppel so zu Mus, dass hinterher nicht mehr viel von ihr übrig war.

Die Matrons waren völlig hysterisch und wollten nicht heruntersteigen, als ich ihnen helfen wollte: „Where is his father and mother (Wo ist sein Vater oder Mutter)?“

Da hatte sich jemand wieder einen Scherz erlaubt; er wurde aber nie festgestellt.

Nach 6 Monaten wechselte ich turnusmäßig in die Gynäkologie, schon längst wollte man mich nicht mehr zurück schicken zu Hoffie.

Als dicker Doktor war ich schnell sehr beliebt. Alle Häuptlinge sind dick oder sehr dick, ebenso wie alle Oberschwwestern in der Nähe von 2 Zentnern waren. In Afrika ist das ein Privileg.

Anfänger werden in den Kreis-Saal geschickt. Es war ein Montag um 8 Uhr, als mein Kollege sagte: „We have a Ceasar.“ Schnell kombinierte ich, ein Kaiserschnitt stand an.

Das Ausbildungs-Schema hier war: „See one, assist one, do one (Sieh einmal zu, assistiere einmal, operiere dann)!“

Ich fing gleich an mit „assist one“, das dafür dreimal an aufeinander folgenden Tagen.

Am Donnerstagmorgen sagte ich zu ihm scherzhaft: „Again another Ceasar?“ (Wieder ein Kaiserschnitt?) „Yes, but today you do it!“ (Ja, aber heute operierst Du!).

Yes, Sir (Ja, werter Herr), so war das, am 4. Tag in der Gynäkologie operierte ich meinen ersten Kaiserschnitt, in Deutschland muss man dafür erst einmal zwei Jahre Haken halten.

Nach 2 Stunden hatte ich mich fertig durchgezittert, aber nur so lernt man etwas. Am Ende meines halben Jahres hatte ich 47 eigene Kaiserschnitte operiert, davon drei Zweit- und ein Dritt-Kaiserschnitt.

In Deutschland reichten damals 15 für die Erlangung des Facharztes für Frauenheilkunde, nur ein Zweit-Kaiserschnitt war gefordert.

Der Standard bei uns war sehr hoch. Bei etwa 7.500 Geburten/Jahr an unserem Krankenhaus und etwa 22% Kaiserschnitten hatten wir in der Geburtshilfe weniger als 5 Todesfälle jährlich, i. d. R. wegen schwerer Gestosen und Infektionen. Und wir versorgten die Risikofälle, die uns zugewiesen wurden.

Normale Geburten geschehen in Afrika in der Hütte oder hinter einem Gebüsch.

*In traditionellen Gemeinschaften, also intakten Krals, gibt es „Geburtshütten“. Die Hochschwangeren begeben sich dort hin, um zu gebären und sich zu erholen. In dieser Zeit müssen sie nichts arbeiten und werden von den anderen Frauen versorgt. Nach der Geburt sind die Kinder rund um die Uhr bei der Mutter und werden durchgehend gestillt für Wochen.*

Mein eigener Rekord zusammen mit einer, ebenfalls deutschen, Kollegin, waren in einer 24-Stunden Sonntags-Schicht 37 Geburten, davon sechs Kaiserschnitte, die alle ich zusammen mit einer Schwester operierte, weil sich die Kollegin um die normalen Geburten kümmern musste, unter denen auch reichlich Zangen- und Saugglockengeburten waren.

Morgens vor Beginn des Tagdienstes waren wir so groggy, dass wir uns hintereinander an die Wand des Ganges zum Kreissaal auf den blanken Kunststoff-

boden hinlegten und für die letzte halbe Stunde Dienst sofort einschließen. Die Schwestern wussten, was wir geleistet hatten und deckten uns fürsorglich zu.

Es war im September. Da im Hochsommer von Dezember bis Januar die Bergwerke Pause machen und alle Wanderarbeiter nach Hause kommen, wölbt sich die Geburtenkurve im September steil nach oben.

Einmal hatten wir einen besonderen Fall.

Eine Frau war wegen einer Plazenta-Retention eingeliefert worden, angeblich war die Nachgeburt also nicht von selbst gekommen.

Manchmal hing noch die Nabelschnur heraus, manchmal war sie abgerissen, jedenfalls wurde unter Vollnarkose dann der Uterus manuell ausgeräumt.

In diesem Fall fand sich keine Retention, der Uterus war leer, es gab nur eine unklare seitliche Verdickung, die als unmaßgeblich betrachtet wurde.

Dieselbe Frau kam etwa 6 Wochen später, diesmal mit Bauchweh und eindeutig verdicktem Bauch.

Der dann angefertigte Ultraschall ergab eine extrauterine vitale Schwangerschaft. Das Kind wurde dann per atypischem Kaiserschnitt geholt.

Beide Kinder waren Mädchen von etwa 3 kg und völlig gesund. Die Zwillinge wurden also im Abstand von nahezu zwei Monaten geboren.

Das ist eine Rarität, normalerweise sterben befruchtete Eier ab, die nicht über die Eileiter in die Gebärmutter gelangen, sondern irgendwo hin in die Bauchhöhle fallen.

Nach der Gynäkologie kam ich auf die Innere Abteilung. Unser älterer Chef war ein echter Brite, ein sehr eloquenter und sehr menschlicher Arzt. Er arbeitete aus Überzeugung am Krankenhaus für die Schwarzen.

In einer Privatpraxis in der Stadt hätte er ein Vielfaches verdienen können.

Sogar Xhosa konnte er leidlich, obwohl er nicht auf einer Farm aufgewachsen war und es dort von einer schwarzen Nanny gelernt hatte.

Es gab einige Weiße, die deshalb fließend eine Bantusprache beherrschten.

Von ihm habe ich das Wichtigste gelernt, was ein Mediziner können sollte, nämlich wie man es anstellt, den Patienten wirklich zu verstehen.

Er sagte immer, das Wichtigste ist die Vorgeschichte.

Es war schon Engelsgeduld und höchste Kunst, mit welcher Akribie und Präzision er im Dialog Vertrauen aufbaute und wie umfangreich und fruchtbar die Erkenntnisse dadurch wurden. „Mit unserer Untersuchung bestätigen wir nur, was wir schon zu 90% wissen“.

Mein Fast-nur-Theorie-Studium hatte mich schon zu sehr versaut, um das anfänglich zu begreifen und innerlich dachte ich anfangs, er sei schon ein rechter Spinner.

Mit der Zeit musste ich aber anerkennen, wie oft er vor der Untersuchung auch schwierigste Diagnosen erkannt hatte. Sicherlich hatte er eine hohe Routine und war medizinisch hoch bewandert, aber oft war es absolut verblüffend.

Nach und nach begriff ich, wie absolut recht er hatte und fing an, mich selbst so zu orientieren.

Mein ganzer Weg als Arzt hatte eine entscheidende Wendung erfahren und ich fing an, die Schulmedizin und den zu frühen und oft eigentlich unnötigen Geräteinsatz mit anderen Augen zu sehen und zu hinterfragen.

Letztendlich führten mich die Erkenntnisse, die ich dort gewinnen durfte, geradewegs zur Psychotherapie und darüber zur modernen tiefenpsychologischen psychotherapeutischen Autosystemhypnose. Mittlerweile wurden diese Vorstellungen auch durch die moderne Gehirnforschung bewiesen. Jede Funktionsstörung und/oder nachfolgende Krankheit hat immer einen psychosomatischen, tiefenpsychologischen Hintergrund.

Nach der Inneren Abteilung ging es für 1 Jahr in die Chirurgie/Orthopädie und Urologie, einschließlich 4 Wochen Training in der Anästhesie. Gut intubieren (Einsetzen von Tuben in die Luftröhre zur künstlichen Beatmung) zu können, war Standard.

Das galt auch für Thorax-Drainagen. Wir machten Wettbewerbe, wer der Schnellste war. Mein Rekord stand zuletzt bei 59 Sekunden vom Hautstich bis zur Naht. Insgesamt machte ich über 200 Thoraxdrainagen.

Jeder konnte das im Schlaf, da es in der Notambulanz oft lebensrettend war, vor allem bei beidseitigem Spannungspneumothorax, der deswegen manchmal überlebt werden konnte.

Sogar Herzstiche wurden von etwa 20% überlebt. Es waren meistens junge kräftige Männer, es wurde das schlagende Herz am offenen Brustkasten genäht.

Manchmal sogar sofort, ohne große Desinfektion oder Anästhesie nicht im Operationssaal, sondern direkt in der Ambulanz, wenn es „brannte“ und sich so ergab.

Es gab Operationen bei Polytraumata, meistens Überschlagen mit dem Auto, die während des Zusammenflickens über 40 Beutel ungekreuztes Universalblut der Gruppe Null negativ bekamen, bis das passende Blut endlich da war.

Meine längste Operation nach einem Autounfall mit Überschlag und Leberriß war in einem Sonntagsdienst und dauerte 12 Stunden.

Es war eine junge hübsche Frau. Sie war direkt aus der Ambulanz zum OP gebracht worden, als ich gerade als diensthabender Orthopäde mit einer anderen Operation fertig geworden war.

Die Beine und Füße waren beide mehrfach gebrochen, auch offene Frakturen an einem Oberschenkel und am anderen Unterschenkel, viel Arbeit.

Plötzlich verlor sie während der Operation zusehends den Blutdruck.

Wir mussten feststellen, dass der Bauch voller Blut war, das war vorher in der Ambulanz nicht aufgefallen.

Die Chirurgen wurden gerufen, der Oberarzt wurde gerufen, dann der Chefarzt, denn es fand sich, dass die Leber bei der Leberpforte fast durchgerissen war.

Ich musste mitmachen, weil einer der zwei diensthabenden Chirurgen, ein Bantu-Kollege, nicht auffindbar war.

Er hatte sich anscheinend mal wieder ins Schwesternheim zu einer Freundin „abgeseilt“.

Er stelzte immer wie ein Pfau herum, fuhr einen bayrischen Sportwagen und hatte fünf Kinder von fünf verschiedenen Frauen. Das wurde dort als etwas Positives angesehen.

Er war stinkfaul, konnte und wusste wenig, hatte aber Narrenfreiheit, denn: „His uncle is a minister of our homeland government.“ (Sein „Onkel“ ist ein Minister unserer Homeland-Regierung)

Am Ende der OP, mir „fielen langsam die Beine ab“, war er gefunden worden und hatte sich im OP eingestellt. Der Chefarzt instruierte ihn, die Patientin genau zu überwachen und Blut nachzubestellen.

Danach konnte ich in meinen Notdienstraum und 2 Stunden schlafen.

Morgens um acht Uhr ging ich zu dem Zimmer, welches notfallmäßig als Intensivzimmer eingerichtet worden war, weil die Intensivstation voll belegt war, und entdeckte, dass keine Transfusion lief, niemand da war, alle Drainagen bis zum Anschlag voll. Der Hb (Gehalt an Hämoglobin = Blutfarbstoff, normal 12-16%), der Träger des Sauerstoffs, war 0,5% und die 21-jährige Patientin, um deren Leben wir so lang und hart gekämpft hatten, starb gerade.

Am liebsten hätte ich den Typ erschlagen, der nur verlegen grinste, als er vom weißen Chefarzt zur Rede gestellt wurde.

Als ich dann auch in der Urologie arbeitete, musste ich feststellen, dass es noch größere elektive (geplante) Operationen gibt, als einen Kaiserschnitt, wo es oft extrem blutig zu gehen kann, nämlich die offene Prostataentfernung. Prostatakarzinome waren dort bei alten Männern sehr häufig.

In der Chirurgieabteilung hatten wir viele indische Kollegen. In Indien gibt es einen Studiengang zum „Master of Surgery“, das sind Ärzte, die nur darauf ausgebildet sind. Sie operieren so exzellent, weil sie sehr atraumatisch mit den Händen und ganz wenigen Instrumenten arbeiten. Es sieht wie Gefummel aus, ist aber schnell und effektiv.

Natürlich hatten wir auch südafrikanische Inder, die ein normales Studium hinter sich hatten.

Alle Inder waren ausnehmend umgängliche Menschen, hervorragende Ärzte und sehr kollegial.

Es gab einen muslimischen indischen Kollegen aus Durban, der 31 leibliche Geschwister hatte, alle von einem Elternpaar, dessen Familien-Foto er immer stolz herumzeigte.

Einer hieß mit Vornamen Girish und war aus Bombay, hatte aber in Schottland studiert und von dort eine Professur. Er war Leitender Oberarzt und sehr streng: „Do as I say.“ (Tu, was ich sage). Er wollte bei der Arbeit keinerlei Diskussionen, kam als kleiner Despot rüber.

Wenn wir aber Fortbildungen hatten oder „Journal Club“ (Besprechung medizinischer Publikationen) war es wunderbar, mit ihm zu diskutieren.

Seine wahre Größe zeigte er, als die Hinterradaufhängung meines TOYOTA Cressida zum Teil aus der Karosserie gerissen war.

Ich hatte auf dem Weg zur Arbeit zwei schwarze Pärchen mitgenommen, die den Daumen in den Wind gehalten hatten, und landete dummerweise mit dem rechten Hinterrad in einem großen Schlagloch. Es tat einen gewaltigen Schlag und die Hinterachse stand leicht schräg.

In Deutschland wäre es ein Totalschaden gewesen, tragende Teile dürfen nicht geschweißt werden.

Das Auto fuhr noch. In der 10 Uhr Tea Time erzählte ich mein Missgeschick.

Mittags sagte Girish: „Come with me“ (Komme mit mir). Er führte mich in eine Coloured Siedlung (es gab damals noch den „Group Areas Act“ – getrennte Wohngebiete der Bevölkerungsgruppen), wo es eine Werkstatt für Rennautos gab, das waren Bekannte von ihm.

„My friend has a problem, can you help him? (Mein Freund hat ein Problem, könnt ihr ihm helfen?)“

Vier Mechaniker bauten mein Auto hinten auseinander, Achse raus, Tank raus, Sitze raus, alles raus, richteten die Aufhängung und dann wurde alles schutzgasgeschweißt, absolut professionell.

Nach Grundierung, Anstrich und Rostschutzanstrich wurde alles wieder zusammengesetzt, das Auto war hinten wie neu, es dauerte nur 2 Stunden. Einen Freundschaftspreis von hundert Rand (damals etwa 200 DM) sollte ich zahlen, gab aber jedem Mechaniker 10 Rand Trinkgeld.

Dieser wundervolle Kollege mit einer schottischen Professur lebte, weil er Inder war, mit einer Sondergenehmigung am Rande eines weißen Wohngebiets mit seiner Familie in einer Wohnung. Weiße Ober- und Chefärzte lebten in Villen mit Pool und Tennisplatz.

Rami M. war aus Jerusalem und der Chef der HNO-Abteilung, der Oberarzt war aus Italien. Beide waren ebenfalls wundervolle Menschen. Gleich zu Beginn herrschte eine angenehme Arbeitsatmosphäre und ich war überrascht, wie vielfältig und interessant das Fach war.

Wir hatten eine HNO-Krankenstation und eine HNO-Ambulanz.

Es wurde nicht nur bei akuten infektiösen Erkrankungen oder Verletzungen operiert, sondern auch elektiv (das bedeutet nicht akut, sondern geplant), z. B. Trommelfell-Plastiken bei zerstörten Trommelfellen wegen chronischer Mittelohrentzündungen.

Durch das hohe Gewaltniveau mussten reichlich Traumata im Nasen-, Ohren- und Halsbereich versorgt werden, häufig hatten sich diese bereits zu Abszessen verschlimmert.

Nasentamponaden gegen Blutungen, auch hintere Nasentamponaden, waren an der Tagesordnung und erfolgten sogar gelegentlich direkt in der Ambulanz ohne Vollnarkose, nur unter Analgosedierung (intravenöse Gabe von Schmerz- und Betäubungsmitteln).

Bald durfte ich Mandeln selbst entfernen. Trommelfellplastiken habe ich nicht gemacht, daran habe ich mich nicht getraut.

In der Ambulanz standen vor allem Infekte und Abszesse, besonders häufig paratonsilläre Abszesse, im Vordergrund.

Das sind Eiterbeulen neben den Mandeln, die chirurgisch eröffnet wurden durch einen Stich mit dem Skalpell, meistens direkt in der Ambulanz am gegenüber sitzenden Patienten. Es ist so nur durchführbar, wenn der Operateur Sicherheit und Vertrauen ausstrahlt. Dabei ist es ratsam, an der richtigen Stelle zu stechen und nicht zu tief, denn dahinter befinden sich große Arterien, deren Verletzung zu einem tödlichen Ausgang führen würde. In meiner Zeit dort kam das nie vor. In Deutschland habe ich später festgestellt, dass eher „Tonnen“ Antibiotika gegeben werden, bevor so etwas geschnitten wird, da dies bei uns anscheinend nie-

mals in der Ambulanz, sondern unter Vollnarkose im Operationssaal geschieht und die Angst, dass ein Mensch dadurch verbluten könnte, zu groß ist.

Abszesse der Nasenscheidewand oder der Nasenflügel waren auch häufig und wurden ähnlich operiert.

Da immer derartige Patienten kamen, konnten reichliche praktische Erfahrungen gewonnen werden.

In der HNO-Ambulanz wurden täglich 150-200 Patienten versorgt, Langeweile kam nie auf.

Einmal hatte ich eine junge, hübsche Lehrerin, die leichte Schwierigkeiten hatte, zu sprechen und viel Kopfweg in letzter Zeit.

Es war ein diffuses Bild und ich konnte mir keinen rechten Reim drauf machen, denn es gab nur geringe pathologische Auffälligkeiten.

Daher bat ich Rami zu einem Konzil. Als ich anfang zu erklären, sagte er sofort. „Did you undress the patient?“ (Hast Du die Patientin sich ausziehen lassen?)

Da war ich leicht überrascht, in der Gynäkologie war das normal, aber in der HNO hatte ich das noch nicht erlebt.

Wir gingen in einem separaten Raum und in Begleitung einer Krankenschwester entblätterte sie die Patientin. Sofort sah und erkannte ich, was sie hatte, da erwachten Theoriereste aus dem deutschen Studium. Sie hatte „Café-au-lait-Flecken“, ganz groß und unübersehbar, Zeichen der Neurofibromatose Recklinghausen, die man auch bei Schwarzen einwandfrei erkennen kann. Hierbei bilden sich Neurofibrome, gutartige Tumoren, die an allen Stellen des Körpers, innen und außen, auftreten können.

Bei extremem Hautbefall und riesigen Tumoren ergibt sich das Bild des sogenannten „Elefantenmenschen“, die früher auf Jahrmärkten gezeigt wurden.

Die Spiegelung des Augenhintergrunds (das kann dort jeder Arzt) bei ihr ergab leider schon Hirndruckzeichen, die das Kopfweg erklärten.

Es stellte sich dann im CT heraus, dass sie Herde an der Pons (Brücke) im Gehirn hatte, die auf die Hirnnerven drückten – leider inoperabel. Sie wuchsen schnell. Es gab keine Hilfe und sie verstarb kurzfristig.

Es gab aber auch lustigere Episoden.

Zu der Zeit hatte ich beschlossen, an der enormen Fruchtbarkeit Afrikas zu partizipieren. Dort ist die Natur nicht mit der bei uns zu vergleichen, es ist ein Garten Eden.

Wir lebten im Zentrum des Ananas-Anbaus und auch andere Früchte und Gemüse wuchsen im Küstengürtel wie Unkraut, wenn gewässert wurde, es gab mehrere Ernten im Jahr.

An Ständen an der Straße konnte man frisch geerntete King-Pineapples für 1 Rand kaufen, die werden fast so groß wie Wassermelonen, da tropfte noch der Saft heraus.

So etwas Leckeres kann man sich kaum vorstellen.

Es gab überall frische Lychees, Mangos, Avocados, Birnen, Äpfel, Trauben, Grapefruits, Orangen, Mandarinen, Pfirsiche, Pflaumen und Melonen im Überfluss zu günstigen Preisen.

In meinem Garten, wir hatten mittlerweile selbst ein großes Haus mit Doppelgaragen, Pool (Schwimmbad) und einem ausgedehnten Grundstück gemietet, hatte ich bereits drei große Bäume.

Einen ausladenden, stattlichen Zitronenbaum mit sehr großen Früchten; Zitronen wachsen rund ums Jahr und schmecken fast süß, wenn sie voll ausgereift sind, äußerst schmackhaft. Es kommen ständig Neue nach (in Amerika sah ich einmal einen „Ponderosa-Lemons“-Baum - die werden so groß wie Honigmelonen).

Dann einen 7-8 Meter hohen Papaya-Baum, der sehr große grüne Früchte trug, die bis Wassermelonengröße erreichten. Sie wuchsen direkt aus dem Stamm heraus und schmeckten, wenn sie frisch gepflückt waren (mit Hilfe des Netzes an einer langen Stange des Pools), kein bisschen bitter.

Das Trio vervollständigte ein Maulbeerbaum, der der größte der Bäume war.

Maulbeeren sehen aus wie Brombeeren, haben aber Stiele wie Kirschen und wachsen auch so, überall an den Ästen, meine Sorte schmeckte mir aber irgendwie zu fad. Dieser Baum hing jedes Jahr übervoll und ich erlaubte dann immer gerade vorbeimarschierenden Schwarzen seine Früchte zu plündern. Für die war es ein Festmahl.

Mein sehnlichster Wunschtraum waren eigene Melonen und Tomaten.

Ich legte im Garten hinter dem Schwimmbad drei Länder an, je eins mit Honig- und Wassermelonen und eins für Tomaten. Von allen verschiedene Sorten.

Das Werk gedieh und alles wuchs rapide zu einem wahren Urwald heran. Die Tomaten hatte ich zu dicht gesetzt und es entstand ein mehrstöckiges Dickicht.

Auch gedieh und wuchs die Schneckenpopulation, leider noch schneller als die Pflanzen.

Es müssen Millionen gewesen sein. Da ihnen die Melonen reichten, ließen sie den Tomaten-Urwald in Ruhe.

Mit untauglichen Mitteln bekämpfte ich die Schnecken, regelmäßig, jede Nacht ging ich mit der Sturmlampe und dem Spaten mehrmals auf sie los und zermatschte alles. Aber es war vergebens, keine einzige Melone überlebte.

Später erfuhr ich von erfahrenen Gärtnern, denen ich diese Geschichte erzählte, welche umfangreichen Vorkehrungen erforderlich sind gegen Schnecken. Wäre ich clever gewesen, hätte ich nur ein paar geeignete Enten dazu setzen sollen, deren Lieblingsspeise Schnecken sind, und hätte hinterher noch Entenbraten gehabt.

Allerdings hätten die mir dann vielleicht den Pool versaut.

Einige größere Melonen standen doch kurz vor der Ernte und ich dachte, ich hätte sie durchgebracht, als dann bei der Ernte doch noch ein winziges Loch hineingefressen worden war und sie, trotz prächtiger äußerlicher Erscheinung, innen teilweise faul waren.

Erst als alles weggefressen war, verschwanden die Schnecken von selbst, so still und leise, wie sie gekommen waren.

Danach erzählte ich die Geschichte einmal im „Tea Room“.

Da platzte dem italienischen Oberarzt, der aus Padua war, der Kragen und er ärgerte sich, weil ich ihn nicht informiert hatte, er hätte mir die ganzen Schnecken abgelesen zu kulinarischen Zwecken.

Kurz darauf hatten wir in der HNO einen neuen deutschen Arzt.

Rami hörte immer sehr interessiert zu, wenn wir uns unterhielten. Da bemerkte er einmal, wie erstaunt er sei, dass man DEUTSCH so schnell und flüssig sprechen konnte, in den ganzen Kriegsfilmern oder Drittes-Reich-Filmern, die er gesehen hatte, hätte er gedacht, dass könne so schnell nicht gesprochen werden.

Wir hatten etwa 25 Ärzte, die aus Israel kamen, und auch Südafrikaner jüdischen Glaubens. Allerdings waren einige der „Israelis“ in Palästina nur als Durchgangs-Station und kamen eigentlich z. B. aus dem Ostblock.

Es gab auch jüdische Kollegen, die im Holocaust Angehörige verloren hatten.

Rami gehörte glücklicherweise nicht dazu.

Allerdings waren alle in diesem Punkt sehr fair und ich hatte nie irgendwelche Probleme deswegen.

Meine damalige mitgekommene Freundin hatte ich inzwischen geheiratet, als sich das erste Kind ankündigte. Zuständig war das örtliche Standesamt im Magistrat der Stadt.

Der Beamte trug einen deutschen Nachnamen (Mr Pohl), sprach aber kein Deutsch, und las uns das ganze rechtliche Kauderwelsch rasend schnell vor, zwei Sekretärinnen waren Trauzeugen. Wir verstanden nur Bahnhof.

Plötzlich hielt er inne, schaute uns erwartungsvoll an und sagte dann schließlich: „Please say yes now!“ (Sagen Sie jetzt Ja)

Wir taten, wie uns geheißen worden war, und waren kurz darauf Ehe-Mann und -Frau.

Danach wurden die Unterlagen vom Deutschen Konsulat in Kapstadt zusätzlich protokolliert und uns wurde ein Deutsches Familienbuch übersandt.

Da sich unser zweiter Sohn am Ende meines Drei-Jahres-Vertrags ankündigte, er wurde dann auch ausgerechnet genau am letzten Arbeitstag geboren, hatte ich schon länger vorher darum gebeten, noch ein Vierteljahr anhängen zu dürfen.

Das wurde auch genehmigt und ich konnte noch 3 Monate in die Psychiatrie-Abteilung, da ich für eine mögliche Bewerbung in Kanada gerüstet sein wollte. Dort gab es nur zwei Ärzte, nämlich einen Chefarzt, auch mit deutschem Nachnamen, Dr. Bentz, aber ohne Deutsch zu können oder noch zu wissen, woher der Name kam, und einen britischen Oberarzt.

Dort lernte ich in kurzer Zeit enorm viel, es war viel interessanter, als ich gedacht hatte und generell sehr segensreich, brachte mir für meine Zukunft sehr viel.

Insbesondere Psychosen (z. B. Schizophrenie) sind dort eher häufig, was sicherlich auch mit der politischen Situation zusammenhing.

Wir hatten u. a. regelmäßig Patienten, die sich wähten, „Jesus“ zu sein und z. T. nackt „predigten“, in meiner Zeit in der Psychiatrie drei Stück.

Zur Nacktheit ist zu sagen, dass die Schwarzen diesbezüglich sehr locker sind. Es war z.B. üblich, dass auch weibliche Personen, auch Bedienstete des Krankenhauses, sich an besonders heißen Tagen durch freie Oberkörper in Pausen Abkühlung verschafften.

Einmal „schoben“ Angehörige einen Katatonen herein. Das ist eine Form von Schizophrenie, bei dem die Patienten vollkommen steif sind und nichts sprechen, wirken wie ein Brett und überall steif gelähmt. Da der Boden ein bisschen sandig war, konnte er ganz gut geschoben werden. Bentz ordnete an, ihn in die Ecke zu schieben. Dort stand er dann wie ein Standbild, mindesten die nächsten zwei Stunden, während wir die Sprechstunde gemeinsam hielten. Der Chefarzt wollte mir einmal demonstrieren, was es alles gibt.

Kurz darauf hatte ich in der Notambulanz einen ähnlichen Fall, wieder wurde ein Patient „hereingeschoben“. Es war ein junger Student, der vollkommen verkrümmt und verdreht zur Seite gebogen dastand und mich voll grinsend so anschaute, als ob er meine Verblüffung genießen wollte. Intuitiv griff ich zu einer paradoxen Intervention, damals hatte ich dazu noch gar keine Ausbildung gemacht.

Paradoxe Interventionen sind extrem wertvoll und die Königsform der Psychotherapie, allerdings gefährlich, weil sie schief gehen können.

Einmal sagte ich zu einer Patientin, die mir gerade dramatisch ankündigte, dass sie sich aufhängen wolle, sie möge doch darauf achten, dass der Strick nicht zu lang sei, da sie sonst möglicherweise mit den Beinen aufschlagen könne und danach mit nur halb abgerissenem Hals und gebrochenen Beinen operiert werden müsse, nein, das solle Sie ja nicht falsch machen und es wäre vielleicht einfacher, eine andere Methode zu wählen.

Da blieb ihr zunächst die Spucke weg und sie war völlig perplex, dann prusteten wir beide vor Lachen und es war der Durchbruch der Therapie.

Zu dem verdrehten Artisten sagte ich: „Can you also twist the other way around?“ (Können Sie sich auch in die andere Richtung verdrehen?). Er drehte sich elegant und spontan. Danach mussten wir aber beide sehr lachen und er hörte mit dem Unsinn auf, setzte sich normal hin und es war kein Problem, ihm intravenös eine Haldol (ein Antipsychotikum) zu spritzen.

Einmal kam, auch im Notfalldienst, einer mit einer Schnittwunde am Hals, die sehr zerfetzt erschien und den Eindruck erweckte, dass mehrmals daran herumgeschnippelt worden war. Auch er gab an, Student zu sein und er hätte versucht, sich die Mandeln zu entfernen, da er Halsweh gehabt hätte. Es war eine akute Psychose.

Im psychiatrischen Stationsdienst hatten wir auch einige „Sorgenkinder“. Ich kam morgens zur Visite und da war ein Patient mit Handschellen an Händen und Füßen an den Metallrahmen des Bettes gefesselt. Die Stationsschwester erklärte mir, dass er randaliert hätte und deswegen eingeliefert worden wäre in der Nacht und er hätte sich gewehrt. Unsere einzige „Gummizelle“ war da noch mit einem anderen Patienten belegt, deswegen hätte ihn der Wachdienst angeschlossen auf Veranlassung des Dienstarztes.

Der Patient war etwa 50 Jahre alt, ein muskulöser untersetzter Mann, und sagte in gutem Englisch: „Please Doctor, let me go, I need to get my salary from my employer, he is moving today, he did not give me my money yesterday and I have a family to feed, I need to hurry to get the money!“ (Bitte Herr Doktor, lassen Sie mich gehen, ich brauche meinen Lohn von meinem Arbeitgeber, er zieht heute um und er hat mir gestern mein Geld nicht gegeben und ich muss meine Familie ernähren, ich muss mich beeilen, um das Geld zu bekommen)

Der heroische deutsche Doktor mit der übergroßen Psychiatrie-Erfahrung beschloss, ihm zu glauben und ließ die Schwester den Wachdienst holen.

Der Wachdienst kam dann auch, nahm ihm die vier Handschellen ab, er bedankte sich überschwänglich ob meiner Weisheit, schüttelte meine Hände und

umarmte mich und teilte mit, er werde unverzüglich aufbrechen, um den Arbeitgeber noch zu erwischen, derweil ich mich den nächsten Patienten zuwendete.

Plötzlich, er war gerade mit einem Bein in seiner Hose, fing er an, durch die Station zu hopsen und wie ein Löwe zu brüllen. Eine junge Schwester warf er wie einen Lumpen zur Seite. Sein Mund schäumte, seine Augen waren verdreht, als ich auf ihn hechtete. Er hatte Kraft wie ein Ochse und versuchte, mich zu beißen. Zum Glück kam der Wachdienst mit 4 Mann herein gerast, sie hatten vor der Station noch ein Schwätzchen gehalten.

Wir brauchten zu 5 mehrere Minuten, bis wir ihn richtig festhalten konnten. Erst 15 Minuten, nachdem ich ihm 2 Ampullen Valium in den Oberschenkel geklatscht hatte, wurde er lahmer.

Danach durfte er die „Gummizelle“ beziehen. In der Nacht sprang er dann stundenlang an die Tür, mit den Füßen zuerst, die dann richtig bluteten, und das Panzerglasfenster hatte irgendwann gegen Morgen tatsächlich einen Sprung. Dann war er aber so fertig, dass er weitertransportiert werden konnte in eine spezielle Einrichtung für schwere Fälle. Dr. Bentz sprach von einem epileptischen Gehirnsturm und forderte mich auf, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Heute würde man bei so einem Patienten schnell eine Kernspinuntersuchung machen, um einen Hirntumor auszuschließen. Das gab es damals noch nicht.

Viele psychotische Patienten waren aber nicht psychotisch oder gar „verhext“, sondern hatten nur eine schwere Avitaminose, die neben anderen Krankheiten auch Psychosen auslösen kann.

Meistens hatten sie einen Thiamin-Mangel (Vitamin B 1). Nach einer intravenösen Spritze waren sie oft binnen nur einer Stunde völlig normal und fragten z. B., warum sie keine Kleider anhätten und im Krankenhaus wären. Daher war dies bei Psychosen eine erste Standardbehandlung, die oft zum Erfolg führte.

Die Schwarzen haben neben dem Christentum auch noch Naturreligionen. Zudem ist der Aberglaube weit verbreitet. „Witch Doctors“ und Medizinmänner und -frauen („Sangomas“) spielen noch eine sehr wichtige Rolle.

*Nonquause war Mitte des 19. Jahrhunderts eine Bantu-Prophetin in Südafrika. Durch eine Halluzination erzählte sie, dass drei Geister aus dem Busch ihr geweissagt hätten, wenn die Vorräte und Rinderherden geopfert würden und ihr Volk sich rituelle Reinigungen unterzöge, würden die vordringenden Europäer alle im Ozean ertrinken. Am Tag der Abrechnung würden zwei Sonnen aufgehen und starke Winde die Weißen ins Meer fegen. Etwa 150.000 Rinder wurden über einen Zeitraum von zehn Monaten zwischen 1856 und 1857 getötet, danach verhungerten leider Zehntausende und es blieb bei einer Sonne.*

Es kam durchaus vor, dass Schwerkranke vom Krankenhaus abgeholt wurden von ihren Sippen, wenn es nicht schnell genug vorwärts ging. Dann erschienen manchmal bis zu hundert Personen und es wurde dabei auch gelegentlich mit Gewalt gedroht, es war sinnlos und gefährlich dagegen zu argumentieren.

Wenn es Krebskranke waren, spielte es keine große Rolle und es war in solchen Fällen oft sogar eher sinnvoll, wenn es aber z. B. eine junge Frau mit einem Unterleibsinfekt war, der gerade in eine Sepsis überging und sie auf dem Transport in die Intensivstation „abgefangen“ wurde, um kurz nach Erreichen des „Sangomas“ zu sterben, war das schwer zu ertragen. Zumal dann natürlich noch gesagt wurde, wenn wir sie nur früher abgeholt hätten.

Ähnliche Aktionen aus Aberglauben waren gang und gäbe. Einmal wurde ein Brottransport einer christlichen Mission, der seit 30 Jahren täglich Brot in einen Kral brachte, aus „heiterem Himmel“ mitsamt den weißen Nonnen abgefackelt, weil ein Spinner behauptete, das Brot sei jetzt vergiftet.

Aus politischen Gründen wollte ich nicht weiter in Südafrika bleiben, obwohl ich den Job an sich in jeder Hinsicht super fand. Eine Facharztausbildung in jedem gewünschten Fach wäre gefördert worden und ich hatte dafür Anfragen verschiedener Chefärzte.

In den über drei Jahren lernte ich jedoch an vielen Beispielen das wahre Wesen der Apartheid kennen und selbst hassen. Ich fand es mittlerweile für mich absolut unerträglich. Die Schwarzen waren mir sehr ans Herz gewachsen und ich hatte begonnen, mitzuleiden.

Offen teilte ich gegen Ende mit, ich wolle wegen der politischen Zustände gehen und ich käme nur vielleicht wieder, wenn Mandela frei wäre. Nelson Mandela ist ein Xhosa und stammte nicht weit von da weg, wo ich arbeitete.

Dieser bewundernswerte Mann war damals noch unter Hausarrest und musste in einem Haus auf einem Gefängnisgelände leben.

Wenn wir bei Hoffie zu Besuch waren, saßen oft ANC-Terroristen mit am Tisch, die er versteckte. Das waren alles sympathische, kluge und entschlossene Köpfe. Deren Verhalten, ihren Zorn und die Ungeduld konnte ich durchaus nachvollziehen.

Wenn ich dort aufgewachsen wäre, hätte ich sicherlich bei dem Kampf mitgemacht.

Als wir aus Kingstown herunter kamen an die Küste, bewohnten wir ein Reihenhäus. Wir waren Erstbezieher, es war nagelneu, das vierte in einer Reihe von neun. Es war komplett eingerichtet und hatte eine neue, moderne Kucheneinrichtung.

Die Regierung hatte es uns zur Verfügung gestellt. Pavlovic und Vukovic aus Montenegro, die Leiter der Röntgenabteilung, hatten keine Ehefrauen und lebten in Nr. 1 und Nr. 2.

Einmal tropfte plötzlich Wasser aus der Lampe unseres Esszimmers („Ete-kamer“) und wir riefen den „Plumber“ (Installateur). Der weiße Klempner hatte eine schwarze Hilfskraft, mit der er sehr ruppig umging, er behandelte ihn wie einen Sklaven.

Die Dusche im oberen Geschoss wurde als Verursacher festgestellt. Das Haus war relativ groß und hatte oben drei Schlafzimmer und ein großes Bad mit Badewanne und separater Dusche in der Ecke.

Die Duschwanne war von Hand gemauert und außen gefliest, innen mit einem Glatzstrich mit bunten Fliesen-Bruchstücken, wie ein Mosaik angelegt, zur Mitte hinunter gewölbt mit zentralem Abfluss.

Da sollte etwas nicht dicht sein.

Der schwarze Hiwi musste es heraus klopfen und dann wurde es wieder neu angelegt. Zum Trocknen sollten wir die Dusche eine Woche nicht benutzen.

Als wir wieder duschten, tropfte es trotzdem bald wieder. Der ganze Vorgang wiederholte sich.

Beim dritten Mal hatte der schwarze Hiwi gemerkt, dass wir Europäer sein mussten, da wir ihn nur freundlich behandelt hatten und ihm immer Essen und Trinken gegeben hatten.

Er stellte sich als gebildeter Schwarzer heraus und erzählte, er sei Student in Durban, müsse aber jobben, um das Studium weiter zu finanzieren.

Der Fehler an unserm Haus könne nicht die Duschwanne sein, da die viel zu weit weg läge, es müsse eine defekte Wasserleitung zur Dusche hin sein.

Nachdem ich mir das einmal genauer angesehen hatte, teilte ich seine Meinung, denn die Esszimmerlampe war über 5 Meter von der Dusche entfernt.

Meine Frage, warum er es seinem Chef nicht gesagt hätte, beantwortete er mit einem Lachen: „The guy would kill me for this, and I would loose my job!“ (Der Typ würde mich dafür umbringen, und mein Job wäre verloren)

Daher stoppte ich die Arbeiten und rief an, bevor er begonnen hatte, alles wieder raus zu klopfen, und äußerte meine Bedenken.

Der Chef kam angefahren, schaute sich sie Sache an, wiegte den Kopf und ließ dann die Wand aufstemmen.

Tatsächlich fand sich eine Wasserleitung mit einem Fabrikationsfehler, ein Luncker (eine Art Blase) in der Rohrwand war gerissen und daraus lief das Wasser.

*Schwarze werden oft als faul, dumm und langsam angesehen bzw. so diffamiert. Es kommt wohl daher, dass viele, besonders die Eingeborenen auf dem Land in Südafrika, vollkommen unbedarft sind bezüglich der modernen Welt und jeglicher Technik abhold. Noch nicht einmal „Rechts“ und „Links“ oder Uhren waren gebräuchlich, es wird dort aber auch nicht gebraucht. Die Ruhe weg zu haben, ist etwas anderes als Dummheit oder Langsamkeit.*

*Meine Assoziation war immer: So muss die Landbevölkerung bei uns gewesen sein, als in der beginnenden Industrialisierung die ersten Eisenbahnen entstanden und die zunehmende Verstädterung richtig begann.*

*Spirituell sind uns die Eingeborenen weit überlegen, ruhen in sich selbst, lachen aus ihrem tiefsten Inneren und freuen sich ständig. Sie mögen ungebildet sein und schlecht in unsere moderne, komplizierte Welt passen, aber sie sind selbstbewusst und selbstzufrieden.*

*Mittlerweile bin ich, verstärkt auch im Rahmen meiner umfangreichen tiefenpsychologischen Ausbildung, absolut überzeugt davon, dass dies eine biologisch vorgegebene Norm ist, eben unsere wahre Natur, die wir beachten sollten.*

*Man muss nur die wunderbare Symbiose zwischen schwarzen Müttern und ihren Babys und Kleinkindern erleben, die sie meist den ganzen Tag in eine Decke gewickelt auf dem Rücken tragen, ein unvergleichlich schönes und beruhigendes Bild.*

*Wenn man den Kontrast bei uns ansieht, nämlich z. B. an der Kasse herumzeternde Kinder, wenn sie nicht sofort alles kriegen oder wie viele Europäer ihre Babys auf dem Bauch in Gestellen vor sich her tragen (und sich dabei halb verrenken), sogar winzige Babys mit dem Gesicht nach vorne, voll in den Trubel und nicht zum Körper (wie die Kinder es viel lieber mögen). Einfach nur zum Kopfschütteln und grotesk widernatürlich.*

*Intellektuell gibt es m. E. keine Unterschiede zwischen den Rassen. Das gilt weltweit. Überall gibt es Dumme und Kluge – außer in der Antarktis war ich schon in jedem Erdteil.*

Wir hatten schwarze Schwestern und Ärzte, die jederzeit in Europa hätten arbeiten können, weil sie absolut fit waren und schon voll auf die Leistungsgesellschaft eingestellt.

Die Krankenschwestern liebten es, kleine Festchen auf den Stationen und in den Ambulanzen zu veranstalten und sangen dann wunderbare Lieder in bis zu vier Tonlagen, ich bekam oft davon Gänsehaut beim Zuhören und ich hatte das Gefühl, an etwas erinnert zu werden, dass ich als Europäer irgendwann verloren hatte.

Man war seitens der Krankenhausverwaltung leicht verärgert darüber, dass ich am Ende meines Aufenthalts das Angebot eines neuen 5-Jahres-Vertrages ausgeschlagen hatte, sie dachten, ich würde mich darüber freuen.

Zumal ich zusätzlich befördert worden wäre, auf einen Schlag drei Gehaltstufen hoch, und damit die niederste Stufe des Senior Medical Officers (älterer Assistenzarzt) erreicht hätte.

Aber viele Kollegen äußerten Verständnis und konnten meine Gründe nachvollziehen.

Der Chefarzt der Pädiatrie, der ein Weißer und gebürtig aus Ghana war, bekniete mich, doch zu bleiben. Seine Frau war Lehrerin und Vorsitzende des örtlichen Vereins „Black Sash“ (Schwarze Schärpe), eine Hilfsorganisation für Schwarze.

„Please stay with us and help build the new South Africa“. (Bitte bleiben Sie bei uns und helfen Sie, das neue Südafrika zu bauen)

Aber ich konnte nur sagen: „This is not my country, I am very sorry“. (Das ist nicht mein Land, es tut mir sehr leid)

*Fast zwanzig Jahre nach der „Befreiung“ steht es heute allerdings um Südafrika nicht gut.*

*Nach meinem Eindruck zerfällt die Infrastruktur, die früher hervorragend war, zusehends und gleichzeitig wird das Geld für Prestigeprojekte verplempert, wie Fußball-Weltmeisterschaften. Nur eines der für 2010 extra erbauten sechs Stadien wird noch benützt, das in Durban.*

*Politisch herrscht immer mehr Unruhe, die jungen Schwarzen werden ungeduldiger und es sind Stimmen zu hören, die dazu auffordern, die Weißen jetzt wirklich und eigenhändig ins Meer zu schmeißen. Das bedeutete den endgültigen wirtschaftlichen Abstieg und würde die Misere noch verschlimmern. Kein Wunder, besonders der schwarzen Bevölkerung geht es durchschnittlich wirtschaftlich erheblich schlechter, als noch vor 30 Jahren zu Zeiten der Apartheid, was schon tragisch genannt werden muss. Das begrüßenswerte Entstehen einer dünnen schwarzen Ober- und Mittelschicht ändert daran nichts.*

Wir selbst haben im Urlaub dort, dem deswegen letzten, einen brutalen Raubüberfall beobachtet und sind nur durch Zufall nicht betroffen gewesen.

Aus diesem Grund haben wir immer spärlichere Kontakte nach Südafrika.

Im Gesundheitswesen sollen, wie wir schon vorher verschiedentlich gehört hatten, zuerst die Wartungen der Großgeräte in den ländlichen Krankenhäusern eingestellt worden sein, dann zuletzt sogar in den Universitätsklinika. Insgesamt eine Abkehr von der westlichen Medizin.

Damit gibt es vermutlich für die Armen keine hochstehende medizinische Versorgung mehr und auch keine speziellen Operationen, wie z. B. neue Herzklappen.

Die Bonzen jeglicher Hautfarbe braucht das nicht zu stören, sie können ja bei Bedarf sicherlich in die USA oder nach Europa fliegen.

Auch andere Infrastrukturen sollen der Verrottung preisgegeben werden, z. B. Brücken.

Alle guten ehemaligen Kollegen haben das wunderschöne Land, wo ich über drei tolle Jahre verbrachte und das ich liebe, anscheinend auch verlassen. Einer meiner besten Kumpels, ein Unfallchirurg aus Deutschland, war sogar Südafrikaner geworden. Selbst er lebt heute in Norwegen, er konnte die Fehlentwicklungen dort nicht mehr ertragen.

Die weiße burische Freundin meiner Frau, die eine Zeit unsere Nachbarin war, und uns schon öfter besucht hat, berichtete, sie sei schon vier Mal unterwegs ausgeraubt worden. Die ebenfalls drei Söhne sind längst ausgewandert in die USA und nach Holland.

Sie leben in Durban in einer „Fenced-in-Community“, das ganze Viertel ist hoch eingezäunt mit Laufhunden und bewaffneten „Guards“ (Wächter), man kommt nur über eine Schranke hinein.

Sie besitzen eine ganz tolle, moderne Villa mit eigenem Park und jedem Komfort. Trotzdem fühlte ich mich dort nicht wohl.

Ihr Mann, Architekt mit eigener Baufirma, fährt schwerbewaffnet mit Leibwächtern hinaus, seitlich an den Autotüren sind Flammenwerfer angebracht, die auf Knopfdruck jedem, der unbefugt die Tür aufmachen will, den Unterleib versengen.

Sie wären vermutlich schon lange weg aus Südafrika, wenn sie nur ihr Geld mitnehmen könnten. Das wird natürlich mittlerweile vom Staat genau kontrolliert.

„Nkosi sikelel' iAfrika“ (Herr, segne Afrika), Beginn der ersten Strophe der neuen Südafrikanischen Hymne, kann man da nur sagen.

Obwohl das eigentlich falsch ist, denn das Göttliche ist in jedem einzelnen Menschen von Natur aus vorhanden und es liegt an uns selbst, die Dinge zu ändern und den richtigen Weg zu finden.

## **Kapitel V: Nach Afrika**

### **21 Wehrübungen, Praxisübernahme**

Noch aus Afrika hatte ich 220 Job-Bewerbungen an Krankenhäuser in Deutschland geschrieben. Dadurch hatte ich nach Rückkehr insgesamt 17 Vorstellungsgespräche und kam danach auf 10 Wartelisten.

Sofort eine Krankenhausstelle zu bekommen, gelang mir nicht, damals war alles überlaufen. Anders als heute, wo überall Ärzte fehlen.

An eine Stelle an einer Psychiatrie, die ich mir sehr gewünscht hätte, war ohne Beziehungen absolut nicht zu denken. Hausarzt zu werden, war für mich Plan B. Was ich mir damals noch nicht vorstellen konnte, ergab sich dann aber, ohne es groß vorzuplanen: Ich wurde zwar Allgemeinarzt, aber quasi mit psychosomatischem, psychiatrischem und psychotherapeutischem Schwerpunkt.

Meine kleine Familie lebte für fast 8 Monate von Wehrübungen, z. T. Musterungsarzt- und Standortarzt-Vertretungen, z. T. Manöverteilnahmen, bis ich wieder eine feste Anstellung hatte, als Weiterbildungsassistent in einer Praxis für 6 Monate.

Zusätzlich ermöglichte es mir mein Doktorvater, dass ich Notdienste machen konnte.

Für die Wehrübungen musste ich aber erst vom Fernmelde-Leutnant der Reserve zum Stabsarzt der Deutschen Bundeswehr „mutieren“.

Daher war die erste Wehrübung ein Lehrgang bei der Sanitätsakademie (SanAk) in München für vier Wochen. Auf dem Bescheid stand: „Mit Betreten des Dienstortes werden Sie zum Stabsarzt der Reserve befördert.“

Da ich vor Afrika meine Reservistenausstattung komplett zurück gegeben oder „verloren“ hatte, weil ich zumindest meine zwei Parka und den Dienstanzug behalten wollte, wurde ich neu eingekleidet auf der Standortkleiderkammer meines Wohnorts.

Da gab es noch Mitarbeiter, die mich kannten von meinen früheren Reserveübungen und es war kein Problem, auch die neuen Dienstgradabzeichen mit zu erhalten.

Ich trug auf der Fahrt zur SanAk bereits Uniform, einen Bundeswehr-Arbeitsanzug, denn Dienstreisen mussten in Uniform absolviert werden.

In München legte ich vor dem Hineingehen in die Kaserne im Auto die Leutnantsklappen ab und steckte die neuen Schulterklappen an. Sieht aus wie ein

Hauptmann, also jetzt drei statt ein „Pickel“, aber mit Äskulapnatter am Stab, ferner dunkelblaue Sanitätstruppen- statt gelber Fernmeldelitzen.

Einen neuen Ausgehanzug hatte ich nicht bekommen, nur zwei olivgrüne Arbeitsanzüge und eine „Filzlaus“, das ist ein dicker Winter-Arbeitsanzug.

Die Rangabzeichen sind hier nicht aus Metall, sondern nur aufgedruckt auf Schulterklappen, die man einfach aufziehen kann auf die blanken Schulterklappen des Arbeitsanzugs.

Bei der Meldestelle fuhr mich ein klein gebauter Feldwebel plötzlich seitlich an, der dienstgeil an mir hoch schaute.

„Entfernen Sie sofort die Schulterklappen“, geiferte er.

Er kannte anscheinend die Kleidervorschriften der Deutschen Bundeswehr nicht. Ich belehrte ihn, dass dies ein unzulässiger Befehl sei, da dadurch höhere Vorschriften verletzt würden, insofern hier kein Gehorsam zu leisten wäre.

Mein Vorgesetzter konnte er, trotz des Rangunterschieds, durchaus sein. Er war es auch theoretisch, aber für die Formalausbildung (Exerzieren), für die er zuständig war bei den Stabsarzt-Rekruten, also ein Vorgesetzter „auf besondere Anordnung“. Es war ein Grenzfall, ob dies bei der Anmeldung auch galt. Sein Befehl war aber auf jeden Fall unzulässig.

Er konnte ja nicht wissen, sondern aufgrund meines Auftretens höchstens vermuten, dass ich kein Rekrut war.

Es war in der SanAk üblich, die „Krummfinger“ (vom Koffer tragen noch krumme Finger), also Rekruten, die erstmals zur Deutschen Bundeswehr kamen, um den Wehrdienst abzuleisten, auch wenn sie in diesem Fall frisch approbierte Stabsärzte waren, anfangs ohne Schulterklappen zu lassen, entgegen der Kleidervorschriften, was in diesem Fall eigentlich sinnvoll war, da sie ja militärisch völlig ahnungs- und wehrlos waren.

Der Feldwebel stotterte verzweifelt herum, mit jemand meines Kalibers hatte er sicher nicht gerechnet, als ein imposanter Oberstabsarzt im Kleinen Dienstanzug (wie Major, ein „Pickel“ mit Eichenlaub in Silber, zusätzlich Äskulapnatter am Stab) ums Eck kam.

Ich schlug die Hacken zusammen, grüßte militärisch zackig und machte Meldung: „Stabsarzt Dr. Saueressig meldet sich zum Dienst.“

Das wirkte, er grüßte lässig zurück und beschied den Feldwebel, der sein Sprüchlein vom Weglassen der Schulterklappen noch mal herunterleierte, mich in Ruhe zu lassen.

Es ergab sich, dass unter den etwa 45 Teilnehmern des Stabsarzt-Rekruten-Lehrgangs 7 Teilnehmer waren, die bereits Offiziere waren, ein Oberleutnant und sechs Leutnants der Reserve.

Es war eine klare Fehlplanung. Ein Großteil des Unterrichts war für uns alt, da bereits wohlbekannt.

Und wir waren uns alle ohne Zögern einig, nicht hinzunehmen, von einem Feldwebel für die Formalausbildung über den Kasernenhof gescheucht zu werden.

Dem Hörsaalleiter (Ausbildungs-Züge heißen Hörsaal), einem Oberstabsarzt, war das auch sofort klar und gleich zu Beginn am Montag, schickte er uns zum Kommandeur, zu einem Generalarzt, der neben den Generalskragenspiegeln nicht einen silbernen, sondern einen goldenen „Pickel“ mit goldenem Eichenlaub und goldenem Äskulapnatterstab trug.

Es war ein älterer, weißhaariger Herr kurz vor der Pensionierung. Er ließ Kaffee auffahren und hörte uns kollegial an. Es bestand schnell kein Zweifel, dass wir uns gut auskannten in den Vorschriften und gehörigen Stunk machen könnten, wenn es keine gute Lösung gab.

Zum Glück lief gerade eine internationale „Wehrchirurgische Tagung“ für zwei Wochen, die am selben Montag angefangen hatte. Dort wurden wir dann, mit unserem Einverständnis, hinkommandiert.

An die Hundert Militärärzte, auch viele Reservisten, waren dabei, aus der NATO, aus Österreich und der Schweiz, die sich wahrscheinlich vor allem zwei schöne Wochen in München machen wollten.

Es ging äußerst freundschaftlich und angenehm zu, alles war vom Feinsten, es gab sogar eine historische Sanitätstruppen-Ausstellung und eine Demonstration der modernsten Sanitätspanzer zu bewundern, die Bundeswehr wollte sich nicht lumpen lassen.

Ein Vortrag handelte über die Triage und das Anlegen von Thoraxdrainagen im Felde.

Die Verletzten werden an der Front in sogenannten Verletztennestern gesammelt und dort wird vom Militärarzt entschieden, wer ohnehin bald abkratzt oder bei wem es sich noch lohnt, ihn nach hinten zu transportieren, gleichzeitig bei Bedarf vorher Thoraxdrainagen anzulegen.

Der Oberstarzt, drei silberne Pickel/Eichenlaub/Äskulapnatter, Leiter der Lungenabteilung eines großen Bundeswehrkrankenhauses, erklärte in gedrechselten Sätzen, wie vorzugehen sei, unter anderem, dass man sich mit einer Schere und einer Pinzette vorsichtig durch die Brustwand vorarbeiten müsse.

Das war purer Blödsinn, dieser Salonlöwe hatte keine Ahnung.

In Südafrika hatte ich über 200 Thoraxdrainagen gemacht, alle unter Notfallbedingungen bei teilweise halb Erfrorenen aus dem Gebirge. Bei perforierenden

Verletzungen des Brustkorbs fallen die Lungen (bei Glück nur auf einer Seite) zusammen und man kann schlecht oder nicht mehr richtig atmen, es ist ein lebensbedrohlicher Notfall.

Dort wurde daher mit einem großen breiten Skalpell direkt durch die seitliche Brustwand quer an einer Oberseite der Rippe (unten laufen Venen, Arterien und Nerven) eingestochen und beim Herausziehen parallel gleich der Trokar (großer Führungsdorn, wie eine dicke, lange Stricknadel, auf der schon der Schlauch montiert ist) in den Schlitz geschoben und mit einem kleinen Ruck, nicht zu tief, aber auch nicht zu wenig, durchgedrückt nach innen.

Danach muss mit dem Zurückziehen des Trokars der darüber montierte Plastikschlauch geschickt hinein geschoben werden, der dann sofort an die Bülau-Drainage angeschlossen werden muss, dass im Brustraum wieder Unterdruck entstehen und Überdruck und Blut in die Flasche abfließen kann, um wieder richtiges Atmen und die Beladung des Blutes mit Sauerstoff zu ermöglichen.

Nach dem Annähen an die Haut mit der sogenannten Tabaksbeutelnaht ist man fertig.

Das geht alles fließend in einem Rutsch, wenn man geübt ist, mein Rekord lag unter einer Minute mit kompletter Naht.

Muskulöse und große Männer können locker 5 Zentimeter Brustwanddicke haben, kleine Kinder andererseits weniger als ein Zentimeter, Frauen liegen dazwischen. Übung macht auch hier den Meister.

Ich streckte den Finger und fragte, ob es nicht sinnvoller wäre, es bei derartigen Umständen ohne Präparieren scharf mit dem Skalpell zu erledigen.

Alle Köpfe schwenkten erstaunt zu mir herum und der Vortragende sagte oberlehrerhaft:

„Lieber Herr Kollege, nur nicht so forsch, da könnten Sie ja Einiges verletzen (bei einem halb kaputt Geschossenen?), das muss behutsam geschehen, Sie können ja mal auf meiner Abteilung hospitieren und mal dabei zuschauen.“

In der Pause suchte ich dann das Gespräch mit ihm und informierte ihn über meine Erfahrungen aus Afrika.

Er staunte nicht schlecht darüber. Er war in Ordnung und unarrogant, gestand mir dann, dass er insgesamt selbst weniger als insgesamt 10 Thoraxdrainagen und die auch nur im OP gemacht hatte.

Nach der Tagung mussten wir nur noch an ein paar praktischen Übungen teilnehmen und wurden sogar als Gruppenleiter eingesetzt für die Stabsarzt-Rekruten, die mittlerweile auch ihre richtigen Schulterklappen trugen.

Der Kurs ging harmonisch zu Ende und ich konnte sofort die nächste Wehrübung machen.

Zu Hause am Kreiswehrrersatzamt unserer Stadt wurden Musterungsärzte gesucht.

Das Amt hatte chronischen Personalmangel auf der medizinischen Abteilung. Neben dem Leiter (Obermedizinaldirektor, Besoldungsgruppe A 16) versuchten nur noch drei Ärzte, alles Aushilfen, ein uralter Deutsch-Ungar, der hier eine Art Gnadenbrot bekam und zwei junge Ärztinnen, die wieder weg wollten, die anstehenden Musterungen zu bewältigen.

Alle drei ärztlichen Aushilfen hatten noch nie in einem Krankenhaus oder im ambulanten Bereich gearbeitet, die zwei Damen kamen direkt von der Universität und der Ungar war ein alter Ostblock-Behördenhengst.

Der Leiter hatte einmal eine Landarztpraxis. In seiner Wehrdienstzeit hatte er aber durch einen Unfall eine WDB (Wehrdienstbeschädigung) erlitten, weshalb er irgendwann nicht mehr die Praxis machen konnte. Er hinkte auch deutlich.

Die Bundeswehr versorgte ihn dann mit diesem Verwaltungsjob.

Als Chef oblag dem Obermedizinaldirektor die Überwachung der Abläufe und er stand der Abteilung vor.

Er selbst musste grundsätzlich nicht persönlich mustern, auch nicht, wenn 50 bestellte Rekruten da saßen und nach Hause geschickt werden mussten, wenn einer der Ärzte plötzlich krank geschrieben wurde.

Er brauchte auch viel Zeit, da er in seinem sehr großen, in einem unteren Halbstock mit einer kleinen Terrasse vor viel Gebüsch und Bäumen liegenden Zimmer, ich schätze es waren 60 qm, seine mindestens 30 Topfpflanzen hegen und regelmäßig gießen musste. Dazu gab es noch eine Kakteen-Kolonie, die sein Liebling war.

Er hatte zusätzlich ein eigenes Vorzimmer mit Sekretärin. Das war einfach dienstlich so festgelegt, obwohl die zwei wirklich den lieben langen Tag fast nichts zu tun hatten.

Überleben kann man in solchen Jobs wohl nur mit Tricks, irgendwie muss man die Zeit totschiagen.

Man nimmt z. B. einen großen alten Medizinatlas und schneidet innen eine Öffnung für ein kleineres Buch hinein. Da kann man dann wenigstens schöne Sachen lesen.

Man muss nur schnell eine der großen Seiten darüber blättern oder den Atlas ganz schließen und weg legen, wenn jemand kommt.

Als wehrübender Musterungsarzt hatte ich einen schlaun Job und konnte gehen, wenn alle für den Tag Bestellten gemustert waren, manchmal schon am frühen Nachmittag um 14 Uhr, und bekam über 4.000 DM im Monat frei raus.

Unten war eine Schranke zum Hineinfahren in den Hof, wo ich, da ich ja Uniform trug, von einem Soldaten militärisch begrüßt wurde und ich erhielt einen

festen Parkplatz mit einem Hinweisschild meines Namens unweit der Eingangstür.

Es ging sehr locker zu. Jeder Musterungsarzt hatte zwei Sekretärinnen. Meine waren beide überaus nett und fragten laufend, ob ich einen Kaffee wollte oder Tee oder andere Wünsche hätte. Alle Vorarbeiten des Musterns wie Wiegen, Größe messen, Blutdruck und Urintest wurden von ihnen erledigt.

Meine Hauptarbeit war es, die Hoden zu untersuchen. Wegen der Gemeinschaftsunterkünfte bei der Bundeswehr scheiden alle sofort aus, bei denen hier etwas Unregelmäßiges festzustellen ist oder etwas fehlt.

Morgens kam ein Kurier mit einer großen Umhängetasche und sammelte die Frühstücks-Bestellungen ein, denn es gab in der Nähe eine sehr schöne Metzgerei mit einer Imbissecke.

Ich bestellte immer zwei Steakbrötchen mit Zwiebeln und Käse. Für mittags gab es eine Kantine, die gar nicht schlecht war. Nur das penetrante allgemeine „Mahlzeit“-Geblöke hindert mich meistens daran, dort hin zu gehen, zumal ich als stattlicher Stabsarzt im olivgrünen Arbeitsanzug von dem ganzen Bürovolk recht blöd angeglotzt wurde.

Zusätzlich konnte ich reichlich Notdienste machen, die mir mein Doktorvater ja besorgt hatte.

Am ersten Silvester nach der Rückkehr hatte ich meinen ersten Einsatz.

Damals war ich jung, wollte arbeiten und Geld verdienen. Im ersten Jahr nach Afrika machte ich 68 Nacht- und Wochenenddienste neben dem Tagesjob.

Meine etwa 40.000 DM Schulden, mit denen ich aus Südafrika zurückgekehrt war, hatte ich binnen eines Jahres getilgt.

Sie waren entstanden, weil ich freiwillig im berufsständischen Versorgungswerk der Ärzte-Rentenversicherung geblieben war und dies aus einem Darlehen bedient hatte.

Davon hatte ich auch unser erstes eigenes Auto in Südafrika finanziert, ein drei Jahre alter schöner weißer TOYOTA Cressida eines Pharmareferenten mit 87.000 km auf der Uhr für 8.500 Rand, damals knapp 19.000 DM.

Nach den über drei Jahren konnte ich ihn mit 165.000 km für 6.000 Rand an einen schwarzen Händler verkaufen, das waren aber dann wegen der Randabwertung nur noch 4.500 DM.

Gebrauchtwagen sind in Südafrika viel teurer als hier, und der Werterhalt ist sehr gut.

Der südafrikanische Rand sank durch die Sanktionen international ständig und beim Abschied war er nur noch 70 Pfennig wert (zu Beginn meines Aufenthaltes 2,20 DM!).

In Südafrika selbst war das nur zu bemerken für Importiertes, ansonsten waren die Preise ziemlich stabil. Ein Kilo Rindsfilet kostete nur etwa ein Viertel des Preises in Deutschland.

Während meiner Wehrübung als Musterungsarzt bekam ich das großartige Angebot des Wehrdienstkommandos beim Kreiswehrrersatzamt fest einzusteigen.

Der Leiter des medizinischen Dienstes, der mich mochte, hatte mich vorgeschlagen, er war drei Jahre vor der Pension und bot mir an, sein Nachfolger zu werden.

Einstellung als Medizinaldirektor mit A 15, ich war 35 Jahre alt. Nach seiner Pensionierung wurde mir sogar A 16 zugesichert, das war märchenhaft und ich bewarb mich tatsächlich.

Nach Einreichung der Bewerbung bin ich aber allmählich kaputt gegangen, der Gedanke an „Z Grabstein“ machte mich binnen zwei Monaten regelrecht verrückt.

Mich zog es dazu, Menschen zu therapieren und ihnen zu helfen, nicht nur für den Rest meines Berufslebens belanglose Untersuchungen abzuspulen oder die Büroblumen zu gießen. Mein Blutdruck stieg täglich, ich saß immer steifer auf meinem Bürostühlchen und bekam langsam Rückenschmerzen. Die trockene Amtsluft, die ich vorher nicht bemerkt hatte, konnte ich nicht mehr riechen.

Obwohl es ein reiner Faulenzerjob geworden wäre, wurde mir täglich klarer und klarer, dass ich das einfach nicht ertragen konnte.

Als ich die Bewerbung schließlich zurück zog, sagte der Obermedizinaldirektor zu mir: „Sie werden noch oft an mich denken, wenn Sie nachts Hausbesuche machen müssen“. Und so war es auch, allerdings war ich jedes Mal froh, dass ich nicht dort hängen geblieben war.

Das Amt konnte ich dann schnell verlassen, weil ich ins Manöver ziehen konnte. Für die größte Fernmeldeübung, die nur alle zwei Jahre im Rahmen der NATO statt findet, bei der ich schon als Fernmelder mitgemacht hatte, wurde ein zusätzlicher Truppenarzt mit Erfahrung gesucht.

Täglich hielt ich zwei große Sprechstunden ab, eine in einer Kaserne und nachmittags in einem großen Bunker, der noch aus dem zweiten Weltkrieg übrig war.

Einmal kam in den Bunker, der die Zentrale der internationalen Übung war, ein kleiner, leicht kurzatmiger dicklicher Wehrpflichtiger, gebracht von zwei seiner Kameraden, der sich nach seinen Angaben erkältet hatte und ständig hustete.

Er war blass und fahrig, hatte einen niederen Blutdruck und hohen Puls und relativ viele Extraschläge des Herzens. Ein EKG-Gerät stand mir nicht zur Verfügung.

Beim Abhören erschien es mir so, dass die Lunge eher gestaut war und kein durch eine Infektion ausgelöstes verschleimtes Atemgeräusch aufwies oder die Rasselgeräusche einer Lungenentzündung.

Als einer der zwei Begleiter, denen mein besorgter Gesichtsausdruck nicht entgangen war, beiläufig bemerkte, er sei bei Geländeübungen in der gerade absolvierten Grundausbildung zweimal im Gelände kollabiert und kurz bewusstlos gewesen, ohne dass es den Ausbildern aufgefallen wäre, gingen meine Alarmlampen an.

Auf meinen Befehl hin wurde er unverzüglich mit Blaulicht durch Einsatz unseres Sanitäts-UNIMOGS in die nächste Klinik gefahren.

Beim Hineinschieben in die dortige Ambulanz erlitt er einen Herzstillstand, wurde aber sofort reanimiert, dann operiert und sein Leben gerettet.

Er hatte einen schweren Herzfehler, der bisher noch nicht aufgefallen war. Es war einer der Schäden, die man beim Abhören nicht hören kann. Sonographiegeräte, mit denen man so etwas sofort sehen kann, waren noch nicht in der Routinearbeit angekommen.

Später, am Ende des Manövers, wurde ich zum Oberfeldarzt zum Rapport gerufen, bekam eine Belobigung und die Beförderung zum Oberstabsarzt.

Im direkten Anschluss an das Manöver konnte ich dann die nächste Wehrübung absolvieren, in Vertretung des Standortarztes meiner Heimatstadt, da er gerade zum Abschluss seiner internistischen Facharztausbildung wieder zurück wollte an ein Bundeswehr-Krankenhaus.

Dort arbeitete ich in einer sehr überschaubaren und entspannenden Tätigkeit.

Allerdings hatte es sich herum gesprochen, dass ich über größere klinische Erfahrung aus dem Zivilbereich verfügte und es kamen immer mehr Patienten, besonders Offiziere der weiteren Umgebung, in die Sprechstunde.

Dort traf ich auch meinen ehemaligen Zugführer und Oberleutnant aus der Eifel wieder, der dort mittlerweile Hauptmann und Kompanie-Chef geworden war.

Die Sekretärin des Standortarztes war eine ältere, erfahrene Arzthelferin, die sich hier auch eine überschaubare Stelle gesucht hatte.

Wir harmonierten sehr gut bei der Arbeit, auch mit dem zuständigen Hauptfeldwebel hatte ich ein gutes Einvernehmen. Es kam mir natürlich sehr zu-statten, dass ich ein alter Hase der Bundeswehr war.

Für den Abschluss der Weiterbildung zum Facharzt für Allgemeinmedizin fehlte mir noch ein halbes Jahr Praxisassistenten. Die Sekretärin rief ihren alten Chef in seiner Landarztpraxis an und bat ihn, mich als nächsten Weiterbildungsassistenten einzuplanen.

Im zweiten Halbjahr war ich dann dort tätig. Die Praxisarbeit war mir von meinen zahlreichen Vertretungen absolut vertraut und ging mir leicht von der Hand. Es war sogar so, dass der Chef sagte, „es ist der erste Assistent, wo ich auch mal beruhigt abwesend sein kann“.

Danach fand ich nahtlos eine internistische Stelle am Krankenhaus, da ich mir nicht sicher war, wie es weiter gehen sollte und ich ja doch vielleicht wieder ins Ausland wollte.

Dort hörte ich dann nach einem halben Jahr wieder auf, da ich ja meine Praxis, die mir praktisch „zugelaufen“ war, gekauft hatte.

Von Afrika aus hatte ich mich um Stellen beworben in Labrador, Neufundland und Nova Scotia in Kanada.

Gleichzeitig erhielt ich aber auch das Angebot eines 5-Jahresvertrags für Neuseeland mit einer ähnlichen Tätigkeit wie in Südafrika, der medizinischen Basisversorgung verstärkter Maori in Auckland.

Neuseeland hätte mich gereizt, ich hatte viel Gutes gehört, da ich in Südafrika Kollegen hatte, die von dort kamen. Vor allem die tolle Natur wurde gerühmt.

Es gäbe dort etwa 60 Millionen Schafe, 55 Mio vierbeinige und 5 Mio zweibeinige, wurde mir erklärt.

Aber das Schicksal meinte es anders, ich fand in Deutschland die blühenden Felder.

Als ich nach über einem Jahr nach der Rückkehr aus Afrika endlich wieder an einem deutschen Krankenhaus arbeitete, und parallel auf Antworten aus Neuseeland oder Kanada wartete, rief mich nach knapp fünf Monaten dort überraschend mein Praxis-Vorgänger an.

Er hatte den Tipp von einem Pharmareferenten erhalten, der mich als einen geeigneten Praxis-Nachfolger empfohlen hatte.

Dieser Pharmareferent kannte mich schon seit vier Jahren, weil ich im Urlaub aus Afrika, des Geldes wegen, immer Praxisvertretungen gemacht und er mich da öfter besucht hatte.

Wir verstanden uns sehr gut, weil auch er sein Chemie-Studium selbst mit Jobs finanziert hatte, er war langjähriger Brauerei-Arbeiter gewesen.

Mein Praxis-Vorgänger konnte einfach nicht mehr, er war vollkommen kaputt geschafft.

Mit seinen über 70 Jahren war er seit 1949 über 40 Jahre niedergelassen auf dem Land.

Der Entschluss endlich aufzuhören, um nicht „in den Stiefeln zu sterben“, war entstanden, da er, wie kolportiert wurde, schon mehrmals kurz in sich zusammen gesackt war.

Er segnete das Zeitliche auch wenige Jahre später nach einer Bypass-Operation, angeblich, als er nicht mehr aus der Narkose aufgewacht war.

Mich in Deutschland in einer Praxis niederzulassen, war nur begrenzt auf meiner Agenda. Darüber gab es viele widersprüchliche Informationen und meine Praxisvertretungen hatten mich nur bedingt dafür motiviert.

Meistens fand ich schlecht organisierte, konfuse Betriebe vor und es wurde mehr oder weniger vor sich hin gewurstelt. Medizinisch lief auch meistens nicht das, was ich damals schon als richtig und adäquat angesehen habe.

Einmal musste ich meinen Urlaub um drei Wochen „verlängern“. Offiziell telegraphierte ich, dass ich wegen einer Knie-Distorsion den Rückflug nicht antreten könnte.

Der Praxisinhaber, den ich vertrat, hatte sich kurz vor der Abreise vom Urlaubsort durch einen Sturz auf einer Eisplatte das Handgelenk (des rechten Arbeitsarms) kompliziert gebrochen.

Er bat mich inständig, doch noch zu bleiben, bis er wieder selbst schreiben könnte.

Er hatte mich damals eingeführt in seine Praxis durch das Vorzeigen eines Kugelschreibers und eines Stethoskops mit den Worten: „Mehr brauchen Sie nicht!“

Er war eigentlich Kinderarzt, aber als Hausarzt niedergelassen.

Er hörte nach meinem Eindruck den Patienten kaum zu und wenn er eine Problematik nicht verstand, sagte er zu den Patienten: „Diese Krankheit gibt es nicht, machen Sie Gymnastik.“

Es wurden in einer Woche knapp 100 Hausbesuche gemacht, weil die damals noch gut und mit einem festen Betrag bezahlt wurden.

Die Struktur der Honorierung und Organisationsfehler des Systems zwangen die Hausärzte zu einem derartigen Verhalten, um wirtschaftlich zu bestehen.

Heute haben wir das Gegenmodell, die Patienten müssen um Hausbesuche „betteln“, weil diese ein enormes wirtschaftliches Risiko darstellen.

Die Hausbesuche erfolgten nach einem festen Turnus.

Die Patienten erwarteten ihn schon in Kaffeekränzchen, so dass auf einen Schlag gleich mehrere „Hausbesuche“ gemacht werden konnten.

Teilweise wurde durch das geöffnete Küchenfenster direkt von der Straße aus nur die Hand geschüttelt und nach Übergabe des Rezeptwunsches, den die Helferinnen später in der Praxis ausführten und die Apotheke auslieferte, war wieder eine Hausbesuchsgebühr (damals 27,50 DM, so weit ich mich erinnere) plus Fahrtkosten (die lächerlich gering waren) auf dem Umsatz.

Man musste allerdings sagen: „Machen Sie's gut“ oder „Nehmen Sie ja die Tabletten“, sonst wäre es ohne Beratung gewesen und hätte deswegen nicht als Hausbesuch gezählt.

Jeden Mittwoch um 14 Uhr, wenn kein Praxisbetrieb mehr war, gab es einen besonderen Hausbesuch, Kaffee und Kuchen bei zwei alten Arztwitwen, eine vom Vorgänger meines Praxisinhabers. Beide Männer waren kurz nach dem Aufhören halb totgearbeitet gestorben.

Die Damen waren extrem redselig.

Sie hatten in den goldenen Jahren des Wirtschaftswunders gewirkt.

„Herr Doktor, Sie wissen ja gar nicht, wie das früher war. Wir haben nicht verdient, wir haben gescheffelt. Jedes Jahr mussten wir wegen der Steuer ein neues Haus bauen.“

Obwohl oder weil mein Chef trotzdem keinesfalls dumm oder ungebildet war, zeigte sich seine Haltung, er war längst jenseits von Gut und Böse, auch an folgender Episode:

Wir saßen morgens im 1. Obergeschoss am Frühstückstisch (ich musste montags, dienstags und donnerstags dort übernachten, weil es dann keinen nächtlichen Notdienst gab), als er aufstand, weiter seinen eingegipsten Arm beübend, und ans Fenster trat, um die im Regen mit Schirmen zur Praxis kommenden Patienten zu beobachten und sagte unvermittelt:

„Da kommen sie wieder, diese Idioten.“

Ich war gerade Dienstagmorgen um etwa 08:30 Uhr beim Blutnehmen auf meiner Station, als mir meine Praxis quasi am Telefon verkauft wurde. Schon fünf Wochen später übernahm ich und war niedergelassener Arzt. Mein Vorgänger rief plötzlich an, ich war vorher nicht informiert worden, auch nicht von dem Pharmareferenten.

Er sagte nur seinen Nachnamen und den Ort und dann sofort: „Wollen Sie übernehmen?“

„Eine Praxisvertretung?“ „Nein, nein, ich gebe ab, wie wäre es mit morgen Nachmittag?“

Damals waren Praxen normalerweise mittwochs Nachmittag durchgehend geschlossen.

Es war die Zeit für Weiter- und Fortbildung, die betriebswirtschaftlichen Erfordernisse, die Ärztekammer, die Kassenärztliche Vereinigung und die Standes- und Berufspolitik oder ein Mittagsschläfchen, was auch heute noch weitgehend so üblich ist.

Als ich am nächsten Tag gegen 14 Uhr voller Erwartung an der Praxis ankam, führten 28 hohe Sandsteinstufen von der Straße aus durch ein Steintor zum Haus empor.

In der Mitte der Treppe ermöglichte eine kleine Plattform Erholungspausen, damit alle Herzkranken und Asthmatiker sich dort ans Geländer hängen und nach Luft schnappten konnten.

Oben befand sich eine weitere, längliche Plattform vor der Hauswand mit einem Vordach.

Rechts war eine geschlossene Haustür und links stand eine Türe sperrangelweit offen, auf der ein antiquiertes weißes Emaille-Schild mit den schwarzen Lettern „Praxis“ angebracht war. Da ging ich hinein.

Es war ein lauer, angenehmer Tag Ende Mai.

Das Anwesen lag wunderschön inmitten von Blumenwiesen und blühenden Obstbäumen zur Bergseite der Hauptstraße am Ortseingang.

Zu meiner nicht gelinden Überraschung saßen im fast saalartigen Wartezimmer über 20 Personen, offensichtlich wartende Patienten. Es gab knapp 40 Sitzplätze mit stabilen, ungepolsterten Holz-Wirtshausstühlen und zwei massive Holzbänke.

Später erfuhr ich, dass Wartezeiten von 3-6 Stunden „normal“ waren.

Es war üblich „Ersatz- Personen“, z. B. Behinderte, Kinder oder Rentner, einzusetzen, die Zeit „ersaßen“ und die eigentlichen Patienten kamen erst Stunden später.

Überall lagen Stapel von „Lesezirkel“ Journalen, manche in bereits sehr abgewetztem Zustand, zusätzlich alte Jägerzeitungen.

Ein paar angestaubte Bilder hingen wild verteilt an den Wänden herum, alle mit Jagd-Szenen, dazu gab es eine Informations-Wand, an der in wirrer Anordnung Plakate und Info-Zettel hingen.

Es hing dazu noch das Emaille-Schild: „Keine Behandlung ohne Krankenschein!“ mit schwarzer Schnörkelschrift auf weißem Grund mit schwarzem Rahmen neben der hinteren weiterführenden Tür.

Von einem Patienten-Café oder wenigstens einem Wasserspender, einem Broschüren-Ständer oder einer Kinder-Ecke, wie wir es heute in unserer Praxis für selbstverständlich halten, war weit und breit nichts zu sehen.

Der alte Doktor hatte seinen eigenen Arbeitsstil entwickelt und außer am Sonntag war die Praxis durchgehend von früh morgens bis spät in die Nacht geöffnet.

Während der täglichen Öffnungszeiten von durchschnittlich ungefähr 16 Stunden hielt er in kleineren Nachbardörfern feste Außensprechstunden ab, es gab sechs davon, zwei davon sogar zweimal die Woche.

Nach Lust und Laune war er an- oder abwesend, aus unterschiedlichen Gründen. Entweder bei Notfällen oder Hausbesuchen, manchmal aber ging er ins Feld, um Spatzen zu schießen oder stieg auf seinen Gaul und ritt ein Weilchen.

Die Zeit schien hier regelrecht still zu stehen, es war immer noch eine Praxis der 50er-Jahre.

Wie mir gesagt wurde, hatte er sein Grundstück 1949 nach der Währungsreform für 50 Pfennig je qm erworben.

Es waren sicherlich über 5.000 qm und 7 Bauplätze, 4 quadratisch angeordnet und drei seitlich auslaufend.

In der Mitte der vier stand das Anwesen mit angebauter Praxis, dahinter der Anbau des Hallen-Schwimmbads, der nur direkt durch die Praxis zu erreichen war, wenn man nicht ums Haus herum durch den Garten laufen wollte.

Drei Mädchen waren dort groß geworden, zwei wurden zwar schon Ärztinnen, wollten aber keine Nachfolgerinnen und Landdoktorinnen werden.

Auf den drei seitlichen Bauplätzen war der Pferdestall mit Koppel, unten an der Straße eine Doppelgarage und eine getrennte Einzel-Garagen in den Berg hinein gebaut.

Der alte Doktor hatte einen jagdgrünen MERCEDES 300 D, ein typisches Landarztfahrzeug. Meinen damaligen metallicblauen MERCEDES 500 SEL kanzelte er sofort ab: „Auf dem Land darf man keine S-Klasse fahren, das mögen die Leute nicht, kaufen Sie sich auch einen Diesel.“

Er hatte wirklich recht, viele Leute waren furchtbar neidisch, das ist bis heute so geblieben. Bald nach der Übernahme gab ich meinen S-Klasse W 126 in Zahlung und kaufte mir der Hierarchie folgend einen neuen silbernen MERCEDES 250 D der Serie W 124.

Erst 15 Jahre später, im Rahmen meiner Selbstentwicklung, dachte ich l. m. a. A. und stieg wieder auf S-Klasse um.

Dazwischen kaschierte ich die „Rennautos“, die ich fuhr. Auf meinem mit einem Kompressor getunten E-Klasse Mittelklasse MERCEDES der Serie W 210 mit V 8 –Motor stand hinten 220 E, obwohl er schneller war, als ein PORSCHE Carrera.

Wegen einer offensichtlichen Fehlplanung lag das Klo mitten im Zentrum des Praxisanbaus, ohne jedes Fenster, nur mit einem heulenden Abzugsventilator, der mit dem Lichtschalter gekoppelt war. Es gab einen Schacht bis hoch zum Dach mit einem kleinen Oberlicht und einer Klappe, die mit einer Stange geöffnet werden konnte, aber halb klemmte.

Wenn einer mal ein „großes Geschäft“ erledigen musste, war alles im Wartezimmer deutlich zu hören und immer eine Komplettlüftung fällig.

Eigene sanitäre Einrichtungen oder ein Sozialraum für die Mitarbeiter waren Fehlanzeige.

Als ich zu Anfang einmal am Sonntag in der Praxis war, um nachzusinnen, was noch verbessert werden konnte, öffnete sich plötzlich die Türe aus dem Wohnhaus und im Bademantel wieselte die Frau des Doktors zu ihrem Schwimmbad, völlig überrascht über meine Anwesenheit. Ohne Kommentar blieb mein Hinweis, sie könne nicht mehr einfach durchlaufen. Daher blieb mir keine Wahl, ich blockierte die Tür mit einem Steckschloss und änderte es auch nicht nach Protesten meines Vorgängers.

Kurzum, es war sofort klar, dass ich bei Übernahme der Praxis nicht an dieser Örtlichkeit weiter arbeiten würde. Eine baldige Verlegung war eindeutig unumgänglich.

Geduldig nahm ich im hinteren Teil nahe der Garderobe Platz, während die Dörfler nach und nach aus dem Dämmern erwachten und mich interessiert musterten.

Nach gut 20 Minuten öffnete sich eine der Türen und eine Arzthelferin rief: „Der Nächste“, sah aber glücklicherweise, dass da ein „Fremdkörper“ saß und fragte mich, wer ich sei und was ich wolle.

Sofort wurde der Chef eingeschaltet. Der sagte, den Kopf kurz aus der Tür steckend: „Sie sind hier falsch, kommen Sie zu der anderen Tür.“

Er empfing mich bereits an der Abschlusstür des Hauses auf der anderen Seite und geleitete mich in sein Jagdzimmer mit schweren, dunkelbraunen, mit Drechselarbeiten verzierten Möbeln, welches mit reichlich Geweihen und ausgestopften Tieren dekoriert war.

„Trinken Sie ein Viertel Wein mit?“, sagte er und holte zwei Pokale mit Goldornamenten und eine 1l-Flasche Müller-Thurgau. Er bat mich auf der barockartigen Couch Platz zu nehmen, er nahm den Barock-Sessel mit Dackelbeinen.

Dann erzählte er mir ohne Punkt und Komma blumenreich von seinen illustren Jagd- und Reiterlebnissen, recht anschaulich und durchaus interessant. Zum eigentlichen Thema der Praxisübernahme gelangten wir nicht.

Nachdem wir in einer knappen Stunde jeder zwei Viertel getrunken hatten und ich einen guten Einblick in sein Leben jenseits der Praxis erhalten hatte, erhob er sich, schüttelte meine Hand, sagte: „Es wird schon klar gehen, meine Frau macht das Geschäftliche, sie kommt gleich“. Danach entschwand er Richtung Sprechstunde.

Die Ehefrau war eine dürre Gewitter-Ziege mit Büscheln von Haaren auf den Zähnen, die Zigarette rauchend erschien und mir im Stehen unfreundlich und herablassend eine Visiten-Karte des wirtschaftlichen Beraters gab, an den ich mich wenden sollte.

Sie war offensichtlich der Auffassung, dass sie damit die anstehenden Verhandlungen positiv in ihrem Sinn beeinflussen konnte, als wenn ich dankbar dafür sein müsste, dass sie sich herablassen würden, ihren Laden vielleicht zu verkaufen.

Der Herr Berater, den ich in seinem Makler-Büro aufsuchen musste, war ein arroganter Widerling und teilte mir gleich mit, dass „unter einer Viertelmillion nichts gehen würde“. Über die Praxis wusste er nicht viel, er war ganz klar nur auf seine Provision aus, der Preis sei „sehr günstig“.

Wie ich dann heraus bekam, war das komplette Grundstück mit Gebäuden und Praxis über längere Zeit für überhöhte zwei Millionen DM auf dem Markt gewesen.

Es war nämlich geplant gewesen, alles komplett hinter sich zu lassen und als Ruhesitz das Wochenendhaus zu wählen.

Obwohl in über zwei Jahren schon einige Interessenten hineingeschnuppert hatten, wollte sich niemand das leicht vergammelte Riesenanwesen antun.

Jetzt probierte man es anders und wollte zunächst nur die Praxis verkaufen.

Meine Position war daher gar nicht schlecht, ich hatte Feuer gefangen, die wartenden Dörfler dauerten mich und waren mir sympathisch, ich hatte das schlummernde Potential erkannt.

Sofort beantragte ich für den Ort die Zulassung bei der Kassenärztlichen Vereinigung für das kommende Quartal, schickte zwei Strohmänner hin, die 70.000 DM und 90.000 DM boten und offerierte selbst 150.000 DM.

Es ist wie im Taxigeschäft. Eigentlich kostet die Lizenz oder Konzession („Niederlassung“) nur eine Verwaltungsgebühr, aber die Praxen werden „gehandelt“.

Damals gab es noch keine Niederlassungsbegrenzungen, das führte erst Horst Seehofer (Bundesgesundheitsminister 1992-98) im Jahre 1993 ein, man konnte überall eine Praxis eröffnen.

Kurzfristig hat das zu stark erhöhten Preisen geführt in zulassungsbegrenzten Bezirken. Heute aber haben Landarztpraxen kaum noch Wert und schon viele

haben ohne Nachfolger aufgehört, kaum jemand will sich diesen überbürokratisierten und unterbezahlten Job antun.

Bei der Begehung stellte sich Ungewöhnliches heraus:

Es gab außer einem alten Bestrahlungsgerät keine Großgeräte, nicht einmal ein EKG, alles war uralte und abgestoßen.

Manche Liegen, die der alte Chef „Diwan“ nannte, waren Nachkriegsware und sahen „antik“ aus, waren minimal gepolstert und die Oberteile ähnlich, wie bei einer Ottomane, nämlich hochgewölbt.

Die wenigen Bürostühle waren ausgeleiert und teilweise mit defekten Rollen, die Tische und Schränke alle überladen und vollgestopft mit allem möglichen Kram, hauptsächlich mit alten Arztjournalen, Werbung und Medikamenten-Probepackungen, alles Schrott und Müll.

Es gab keine Patientenkartei, er hatte nur bis Ende der 50er-Jahre sporadisch ein paar einzelne Karteikarten über Patienten geführt, dafür ein „Vier-Karton-System“.

„Vier-Karton-System“: Alles, jedes Rezept, Attest oder Überweisung, wurde mit Durchschlag durch Pauspapier geschrieben und die „Kopie“ landete in einem großen, quadratischen weißen Karton, zum Nachsehen, falls das einmal nötig gewesen wäre, ein Karton je Quartal.

Wenn das nächste Quartal kam, wurde der Inhalt des ältesten Kartons verbrannt, dass es Platz gab fürs nächste Quartal.

Die weitere Bürokratie spielte sich in dem überdimensionierten Eichenschreibtisch ab, der in der Mitte des Haupt-Sprechzimmers prangte.

In jeweils drei großen Schubladen übereinander war rechts und links Wichtiges alphabetisch angeordnet.

Auf der einen Seite die Krankenscheine und die Abrechnung der wenigen Privatpatienten, auf der anderen Seite Befunde von Krankenhäusern und Fachärzten, ferner Versicherungs-, Berufsgenossenschafts- und Behördenanfragen.

Krankenversicherungsanfragen waren damals, im Gegensatz zu heute, selten. Jetzt kommt da täglich eine Menge idiotische Bürokratie herein.

Wenn es bei den Befunden zu voll wurde, packte er sich ein Bündel, es machte „Ratsch“ und schnell war wieder genügend Platz. Der Paken Bürokratie verschwand im zur Verbrennung anstehenden Karton.

Einfach herrlich war das damals.

Der restliche Teil der Bürokratie spielte sich nur in seinem Kopf ab.

Fachlich war er mangels Fortbildungen schon leicht hinter dem Mond, aber durch seine Herzensbildung sehr beliebt und immer früher oder später zur Stelle, tags und nachts, auch wenn es öfter Verzögerungen gab.

Im Vergleich zu unserer heutigen, oft zu oberflächlichen Symptommedizin, schätze ich seine damalige Arbeitsleistung dennoch als effektiver ein, als den jetzigen Standard.

Es ist verbürgt, dass Leute nachts anriefen, z. B. Asthmatiker, und nur ins Telefon husteten, ohne Namensnennung, das reichte und er sagte: „Ich komme.“

In seiner Anfangszeit machte er sogar noch häusliche Geburtshilfe und hat nachweislich Frauen das Leben gerettet, die nach Geburten zu verbluten drohten.

Ohne Narkose, nur unter Spritzen gegen Schmerz und zur Beruhigung, wurden von ihm auf dem Küchentisch Ausschabungen durchgeführt, wenn die Straßen vereist waren und/oder es keine Transportmöglichkeit gab, er war wirklich sehr heroisch.

In seinem Haupt-Sprechzimmer stand, passend zu seinem Schreibtisch, ein ebenso überdimensionierter Eichenschrank mit Vitrinteil, in dem alte Medizingeräte, z. B. Geburtshilfe-Zangen und ein echter Totenkopf ausgestellt waren. Oben drauf lagen mehrere imposante Dinosaurierknochen zur Dekoration, weiß der Himmel, wo er die her hatte.

Es war eine bizarre Idylle.

Hinter den zum Berg liegenden zwei „Multi-Funktions-Zimmern“, wo alles kreuz und quer lag und, außer den vier ominösen Kartons, keine Ordnung mehr erkennbar war, hatte man eine kleine Rasenfläche angelegt. Die Fensterunterkanten lagen etwa 30 cm höher als das Gras.

Das war dummerweise der Lieblingsplatz seines Rottweiler-Hundes, um dort sein großes Geschäft zu machen.

Es war ratsam, in diesem Fall rechtzeitig die Fenster zu schließen, falls sie überhaupt gekippt werden konnten. Wegen des unangenehmen Duftes ging das nur, wenn es regnete oder der Wind günstig stand.

Sie ganz zu öffnen, war nie empfehlenswert, da der Hund immer gleich knurrte und sehr territorial und gefährlich war.

Es gab 6 Mitarbeiter, eine Halbtagskraft, die wirklich Arzthelferin war, drei Aushilfen, die angelernte Hausfrauen waren, eine betriebswirtschaftlich bewanderte Teilzeitkraft für die Buchhaltung und eine Putzfrau.

Die Arzthelferin machte schon Mal Hausbesuche und Blutentnahmen, dafür gab es einen, innen leicht stinkenden, hoch betagten Dienst-Kleinwagen, in dem überall etwa dreißig Zentimeter hoch Dreck lag, garniert mit Apfelkistchen und Mandarinenschalen.

Die Praxis lag in einem landschaftlich reizvollen Gebiet, nicht weit entfernt von Großstädten, eine knappe Stunde mit dem Auto, und es gab reichlich Patienten.

Die Anzahl der Patienten war, trotz der über 70 Jahre des Chefs, sogar noch anderthalbfach so groß, wie der Durchschnitt der Hausarztpraxen.

Bei der Prüfung seiner Abrechnungsunterlagen stellte ich fest, dass er noch nach der alten Gebührenordnung abrechnete, die bereits vier Jahre zuvor geändert worden war.

Es war ihm schlichtweg entgangen. Dafür verschenkte er etwa 30% Umsatz.

Es sollte aber niemand denken, dass damals Hausarztpraxen einen Umsatzsprung um 30% genehmigt worden wäre. Es war nur so, dass neue Ziffern eingeführt worden waren, die er nicht kannte und alte dafür abgewertet worden waren.

Bis 1986 wurde sich begnügt mit der 1 (Beratung) und der 65 (Untersuchung), 75% des Umsatzes ergaben sich daraus, es gab nur noch wenige Zusatzziffern, z. B. für Injektionen, Infusionen, Wundversorgung und Hausbesuche.

Danach wurden die Bürokraten wild, heute haben wir fünfstellige Abrechnungsziffern, teilweise noch zusätzlich Buchstaben.

Als dieser „Dschungel“ Jahre später unüberschaubar wurde, kam jemand auf eine zündende und geniale Idee:

Fast 200 Hausarztziffern wurden „zusammengeschmolzen“ und dafür wieder die alte „1“ eingeführt, die aber dann 35111 hieß (für Kinder bis 6 Jahre 35110, für ab 60 Jahre 35112).

Damit wurde der Zustand vor 1985 teilweise wieder hergestellt, man hätte es damals grad lassen sollen.

Jetzt ist gerade wieder geplant, die „neue, alte 1“, die in drei Altersgruppen aufgeteilt ist, bald in sechs Altersgruppen abzuändern, eine dreiste und dumme Bürokraten-Unverschämtheit.

Mittlerweile jagt eine „Reform“ die andere, in immer kürzeren Abständen, es ist ein Tollhaus.

Diese unselige Bürokratie, die die Hausärzte von ihrer eigentlichen Arbeit abhält und ihnen das Leben vergällt, ist der Hauptgrund für den Nachwuchsmangel.

Da der geforderte Betrag von 250.000 DM ohnehin einer Wunschvorstellung entsprach und nicht wirtschaftlich begründet war, ergaben sich daraus eigentlich keine Konsequenzen.

Bei einer letzten Besprechung offerierte ich dann 200.000 DM, denn es war klar, dass hier sofort gut verdient werden konnte, wenn man es richtig anpackte.

Daraufhin lief die Ehefrau schreiend aus dem Raum mit den Worten: „Sie zerstören das Erbe meines Mannes!“.

Als der Herr Berater ihr beipflichtete, beantragte ich ein sofortiges Gespräch unter vier Augen mit meinem Vorgänger.

Ich zeigte ihm meine bereits beantragte Zulassung für den Ort und machte ihm klar, dass ich mich auf jeden Fall mit einer eigenen Praxis in dem Ort niederlassen würde, auch ohne den Ankauf seines Ladens. Hätte ich mich wirklich daneben gesetzt, wäre ein Verkauf seiner Praxis noch schwieriger geworden.

Dann „wedelte ich noch ein bisschen mit dem Zaunpfahl“ und ließ beiläufig einfließen, dass seine vorhandenen Verstöße gegen eine Fülle von Vorschriften, die klar zu sehen waren und offensichtlich leicht beweisbar, mir nicht entgangen waren.

Deutlich machte ich ihn darauf aufmerksam: Wenn es aus irgendeiner Weise dumm laufen würde, könnte dies zu juristischen Verstrickungen und größten Schwierigkeiten, auch zu finanziellen Verlusten für ihn führen.

Zunächst runzelte er die Stirn und war einen Moment unentschlossen, ob er mich hinaus werfen sollte oder mein Angebot akzeptieren.

Er war geistig noch ausreichend auf dem Damm und begriff allmählich die Zeichen und was auf dem Spiel stand, auch, dass es mein letztes Angebot war.

Nach einer längeren Pause hatte er alles verarbeitet. Er erhob sich, ich stand auch auf, und er reichte mir feierlich die Hand mit den Worten: „Also 200.000 DM“.

Wir einigten uns noch auf einen neutralen Anwalt zur Vertragsausarbeitung.

Dann gingen wir zurück zu Frau und Berater.

Barsch sagte er dann in meinem Beisein: „Haltet das Maul, es gibt 200.000, der Anwalt macht den Vertrag, ab Juli habe ich es hinter mir.“

Die volle Bankfinanzierung des Betrags war unproblematisch und ich bekam sie problemlos. Für Hausarztpraxen, vor allem dieser Größe und Lage, waren gute Erträge bekannt, binnen zwei Wochen hatte ich die Genehmigung.

Mein erster Tag in eigener Praxis, zugelassen für alle Krankenkassen und Privatpatienten, war ein wunderschöner Sommertag mit blauem, wolkenlosem Himmel, ein 2. Juli, die Sonne schien, als ich um etwa 7 Uhr ankam.

Auf der oberen Plattform, zwischen den zwei Türeingängen zur Praxis und zum Wohnhaus meines Vorgängers, standen fünf Patienten und schimpften wie die Rohrspatzen.

„Wo kommen Sie so spät her?“ „Hier wird normal um 5 aufgeschlossen!“ „Sie nehmen dem alten Doktor das Brot weg!“ „Wir können auch woanders hingehen!“ „Auf dem Land ist es anders, als in der Stadt.“ „Auf einen wie Sie haben wir gerade gewartet.“

Für 8 Uhr hatte ich die Belegschaft eingeladen zur Vorstellung und Besprechung. Bis dahin machte ich mich zwischen den Konsultationen nützlich.

Beide Innentüren hatten nur Knöpfe und konnten nur von innen geöffnet werden. An die Stelle des hinteren Türknopfes im Wartezimmer schraubte ich

eine Klinke zum Öffnen, indem ich die Beschläge mit der Innentür zwischen den bergseitigen Multi-Funktions-Zimmern tauschte, die angelehnt bleiben konnte.

Außen hing auf der oberen Plattform eine offene Messingbox, etwas größer als DIN-A4, die zum Abholen des von den Patienten Bestellten diente.

Patienten konnten Tag oder Nacht kommen und den Stapel durchsuchen, nach dem, was für Sie gerichtet war.

Darin war alles, jeder konnte offen sehen, was bestellt worden war: Krankmeldungen oder Atteste mit Wort-Diagnosen, z. B. Ausschlag, Schizophrenie oder Geschlechtskrankheiten, Rezepte über z. B. Hämorrhoidensalbe.

Obwohl damals Datenschutz noch keine so große Rolle spielte, war das eindeutig illegal und ein Verstoß gegen mehrere Bestimmungen, ich schraubte den Kasten sofort ab.

Die komplette Belegschaft erschien gegen 8 Uhr, wie vereinbart, auch mein Vorgänger.

Alle forderten mich zuerst kollektiv auf, doch solchen Blödsinn zu unterlassen und den Knopf und den Kasten wieder anzubringen.

Jegliche Störung der verschlafenen Idylle war absolut verboten:

„Das haben wir schon immer so gemacht.“

Eine der Aushilfen fing unvermittelt an zu weinen, als ich mich nach kurzer Diskussion dem Wiederherstellen des Urzustandes immer noch verweigerte. So „aus dem Leim zu gehen“, war vom Anlass her eigentlich unangemessen.

Natürlich waren meine Handlungen und Sprache präzise, klar und deutlich, obwohl ich mich bemühte, umgänglich aufzutreten. Jedoch muss ich zugeben, dass an mir kein Diplomat verloren gegangen ist.

Allerdings bin ich überzeugt davon, dass ein guter Chef durch seine Leistungen führen muss und nicht Kraft seiner Position. Auch ohne den Chef rauszuhängen, kann man dennoch fair, menschlich und gleichzeitig trotzdem souverän bleiben, wenn man sich Mühe gibt.

Ich hasse Arroganz und mag es nicht, wenn Vorgesetzte dünkelt und hochnäsigt sind, genau so wenig, wie hündische und kritiklose Untergebene. Den Spruch „einzufordernde Loyalität“ hasse ich.

Wir leben schließlich nicht mehr in Feudalzeiten oder im Kaiserreich.

Auf meine Frage, warum sie so weine, antwortete sie: „Sie machen hier alles kaputt und schauen so streng, das halte ich nicht aus, ich kündige“, und rannte schluchzend hinaus.

Ein Fall von akutem kollektivem Wahnsinn entwickelte sich.

Im Wartezimmer saßen schon mindestens zehn Patienten. Bei den offenen Türen richteten alle die Lauscher auf. Endlich gab es einmal etwas zu erleben.

Die nächste schrie auch auf und weinte, sie kündigte auch und rannte hinterher, dann auch die dritte Aushilfe, dann die Buchhalterkraft und sogar die Putzfrau entschwand auch noch.

Zuletzt wollte sich die Halbtagskraft, einzige Fachkraft und Fahrerin der Praxis-Müllkippe, die sich nicht an der Hysterie beteiligt hatte, angesichts des kollektiven Wegrennens, auch cool dezent verabschieden.

Das verhinderte ich mit den Worten: „Fünfzehnhundert netto für halbtags“.

Mein Herr Vorgänger sagte: „Das haben Sie davon“, fing aber an, Patienten hinein zu bitten und zu behandeln.

Es war vereinbart, dass er mir noch 4 Wochen helfen sollte, um mir alles zu erklären und zu zeigen, vor allem die 6 Außensprechstunden.

Der Job entpuppte sich als ein Himmelfahrtskommando. Es waren anfangs 80 Stunden Arbeit in der Woche. Jede Nacht musste ich Hausbesuche des folgenden Kalibers machen:

„Seit 8 Jahren habe ich Gallenkoliken, aber so schlimm, wie heute Nacht, war es noch nie.“

„Wenn Sie nicht sofort kommen, erstickt mein Mann an seinem Asthma.“

„Mein Kind hat 42 Fieber.“

„Die Oma hat Blut gebrochen und liegt mit verdrehten Augen auf dem Boden.“

„Meine Frau ist die Treppe hinunter gefallen und kann sich nicht mehr bewegen.“

Tagsüber war die Praxis randvoll, ein scheinbar nicht enden wollender Menschenstrom, alle wollten den neuen Doktor erleben.

Aus der Schar der Patienten hatte ich zwei vorübergehende Aushilfen und eine Putzfrau rekrutiert, die leider schon nach drei Tagen stürzte und sich das Knie verdrehte, aber es fand sich sofort eine neue.

Privat hatte ich in einem Nachbarort ein möbliertes Haus mieten können und wir waren extra aus meiner alten Studentenwohnung, die ohnehin zu klein geworden war, umgezogen. Damals bestand auch noch die Residenzpflicht, die Privatwohnung durfte nur maximal 10 km entfernt sein von der Praxis. Die Familien der Landärzte, vor allem, wenn es keinen oder nur teilweise einen Notdienst gab, trugen die Hauptlast. Die Ehefrauen machten Telefondienst und ihre Kinder hatten einen Vater, der ewig arbeitete und zu unregelmäßigen Zeiten unterwegs

war. Bei Wind und Wetter, zu jeder Tages- und Nachtzeit musste sich abgekämpft werden.

Keiner meiner Söhne wollte später Arzt werden, mein Beispiel war zu abschreckend.

„Mama, wer ist der dicke Mann mit der Glatze, der ab und zu bei uns isst und schläft?“

Es gab noch keine Handys, sondern „Eurosignal“.

Die Anlage kostete neu 10.000 DM und die Patienten konnten auf Band sprechen, wenn sie anriefen. Der Empfänger piepste und vibrierte und signalisierte so Aufgesprochenes. Es funktionierte aber nicht überall, wenn es ein abgelegenes, tiefes Tal war, ging es nicht.

Von jedem Telefon konnte das dann mit einem Decoderpiepser abgehört werden.

Auch die Botschaften waren nicht immer hilfreich. Einmal war nur aufgesprochen worden: „Scheiß-Anrufbeantworter“, obwohl jemand vom Dach gefallen war.

Rein zufällig kam ich danach auf dem Rückweg von einem Hausbesuch dazu, als gerade mein Nachbararzt schon bei der Versorgung war, den man direkt telefonisch erreicht hatte.

An eine sinnvolle Weiter- oder Fortbildung war bei dieser enormen Anfangsbelastung kaum zu denken. Nur allmählich bekam ich es besser organisiert und der Stress wurde weniger.

*Seit 2004 ist die schon immer nach dem Berufsrecht bestehende Pflicht zur Fortbildung (Bewahrung und Entwicklung des Wissensstandes) für niedergelassene Ärzte mit einem Kontrollsystem verbunden worden.*

*Alle 5 Jahre müssen 250 Stunden nachgewiesen werden, sonst kann die Kassenzulassung entzogen werden. Das war schon lange überfällig.*

In den Mittagspausen von 13-15 Uhr, die ich neben Beginn um 8 Uhr und Feierabend um 19 Uhr eingeführt hatte, musste ich fast täglich wegfahren, um Material zu holen.

Alles, was gerade als fehlend bemerkt worden war, bekam man in einem 12 km entfernten Handel für Büro- und Praxisbedarf.

Als ich beim zweiten Mal dort war, hustete eine junge, dünne Frau mit schwarzen Haaren hinten im Lager herum. Der Chef wisperte mir zu, dass es eine Arzthelferin sei, die wegen Asthma gerade gekündigt worden wäre.

Sie hieß Judith und war bereit, sofort mitzukommen und bei mir anzufangen. Es stellte sich heraus, dass sie blitzgescheit war und gut organisieren konnte.

Wenn man sie nett behandelte, trat das Asthma weit zurück.

Sie war ein entscheidender Faktor beim Aufbau der Praxisorganisation und Restrukturierung.

Sie hatte aber auch ihre Mucken. Anfangs stellte sie mich einmal auf die Probe, indem sie eines Tages in einem schwarzen Abendkleid mit Highheels, einem Hexenhütchen, in einer Parfümwolke mit schwarzen Lippen und schwarzen Fingernägeln, zur Arbeit erschien.

Ich blieb megacool und tat so, als ob nichts geschehen sei, hielt mich an die Arbeitsroutine. Das fand sie so gut, dass unser Bündnis zum Aufbau der Praxis noch besser wurde.

Am ersten Mittwochnachmittag nach Übernahme fuhr ich zum Gebrauchtbüro-möbelhändler. Den hatte ich in den Gelben Seiten gefunden.

Dort kaufte ich Trennwände, eine Rezeption für 50 DM, die wir heute noch benutzen (!), einen alten großen Bäckerei-Verkaufsschrank für die Verbandsutensilien, Büroschränke, -tische und -stühle, zwei Karteischränke mit 6 Schubladen mit drei Bahnen für quer DIN-A5-Karteikarten und eine gebrauchte, handbetriebene ADREMA (Adressiermaschine) mit zwei Präge-Maschinen für die Plastikkärtchen dafür.

Es war alles in recht gutem Erhaltungszustand und vieles stammte aus Konkursmassen, für schlappe 500 DM mit Lieferung und Aufstellen konnte ich sehr zufrieden sein.

Wir teilten das Wartezimmer auf mit Stellwänden, 1/3 wurde Anmeldung.

Die restlichen Sitzplätze reichten, da ich ja viel schneller arbeitete, es Öffnungszeiten gab und ich nicht dazwischen ins Feld zum Spatzen töten oder zum Reiten ging.

Ein Zimmer wurde für Funktionen organisiert, Verbände, Blut nehmen, Impfen und das andere zu meinem Behandlungszimmer, ein EKG wurde geordert, es gab ja keines.

Das Haupt-Sprechzimmer mit den Mammutknochen blieb noch für vier Wochen unangetastet das Reich meines Vorgängers.

Aus der Schar der Patienten meldete sich nach und nach ein neuer Lehrling, ferner eine Umschülerin, eine medizinische Masseurin, die wegen Knie- und Schulterbeschwerden Arzthelferin werden wollte.

Dazu gelang es mir eine ehemalige Arzthelferin, die bei meinem Vorgänger gelernt hatte, wieder zu reaktivieren als Halbtagskraft. Nach der Kinderpause und zwei Kindern war sie nicht mehr gekommen; sie ist noch heute als Aushilfe dabei.

Binnen weniger Tage war die feste Belegschaft auf 5 Personen „angeschwellen“.

Die meiste Arbeit war das Erstellen der bisher nicht vorhandenen Krankenkartei, was bei jedem Patienten fällig war.

Jeder Buchstabe der Adrema-Plastik-Kärtchen musste einzeln handgeprägt werden, ohne Adrema wäre aber schon gar nichts gegangen.

Erst fünf Jahre später bekamen wir die ersten Computer, aus heutiger Sicht wäre es klüger gewesen, gleich mit PC anzufangen. Das war aber noch in den Kinderschuhen.

Die Soft- und Hardware damals war primitiv im Vergleich zu heute und laufend ging etwas kaputt oder funktionierte nicht, es war eine nervige Lachplatte.

Die erste Quartals-Abrechnung, alles musste von Hand gemacht werden, dauerte mit vollem Personaleinsatz zwei Tage. Für das Abrechnen der Wegekosten mussten zwei verschiedene Listen angefertigt werden, die jede auch mehrere Stunden beanspruchten, eine für die Ersatzkassen und eine für die RVO-Kassen (Reichsversicherungsordnung), z. B. die AOK.

Es gab ja damals noch Krankenscheine. Aber erfreulich war, dass nicht weniger Patienten gekommen waren, als zuvor und die Anzahl sogar langsam stieg.

Die Außensprechstunden waren wie Theater.

Zwei davon fanden im Nebenzimmer von Wirtschaften statt, man konnte bei der Arbeit nebenher ein Käse- oder Wurstbrot oder ein Rumpsteak mit Zwiebeln und Bratkartoffeln verzehren, das war so üblich von meinem Vorgänger her.

Eine Außensprechstunde fand in der Wohnung einer Gemeindeschwester statt, in der Küche, das Wohnzimmer und der Gang waren die Wartezone.

Die restlichen drei Außensprechstunden fanden in alten Schul- oder Rathäusern statt, die für kulturelle Veranstaltungen fortbestanden. Die Gemeinden stellten damals noch kostenlos die Räume für die Praxis zur Verfügung.

Für Rentner und Leute ohne Auto war es perfekt und ein großer Segen, wir nahmen dort sogar Blut ab und impften. Es ging um guten Service. Wirtschaftlich und zeitlich durch die Fahrerei war der Aufwand zu groß und es war ein Zuschussgeschäft.

Aus zwei Gründen endeten aber unsere Außensprechstunden, die über 50 Jahre gelaufen waren, alle vor knapp zehn Jahren, für die Patienten war das ein großer Nachteil:

Durch eine „Reform“ wurde gefordert, dass jede von der Ausstattung her einer vollen Praxis entsprechen müsse. Ferner musste auf der Abrechnung jeder Ort einer Behandlung extra aufgeführt werden, es wurden Betriebsstättennummern eingeführt.

Die Gemeinden waren auch schon länger gierig geworden und nahmen jeweils 100 DM pro Monat für etwa eine Stunde wöchentlich.

Bei den Regelhausbesuchen wurde man regelmäßig zum Mitessen oder zu Kaffee und Kuchen eingeladen.

Mein Vorgänger hatte davon reichlich Gebrauch gemacht, es war bekannt, dass er praktisch nur so aß, da seine Frau schon lange nicht mehr regelmäßig kochte.

Mittwochabend musste ich immer Hausbesuche machen beim lokalen Wirtschaftstycoon. Der betrieb mehrere verschiedene Firmen und mischte überall mit, war allerdings jetzt schon älter und hatte sich zum Teil schon zurückgezogen.

Er wäre beleidigt gewesen, wenn ich nicht, wie mein Vorgänger, jedes Mal gegessen hätte.

Seine deutlich jüngere Ehefrau war eine begnadete Köchin.

Es pendelte sich ein auf „Holzfällersteak“. Das war ein doppeltes Rumpsteak mit Pilzen, Schinkenspeck und Zwiebeln, dazu Bratkartoffeln. Vorher eine gemischte Salatplatte mit traumhafter Salatsoße (ein Geheimrezept, welches ich erst 15 Jahre später erfuhr) und als Nachtisch Torte und Kuchen oder Eisbecher und Milchkaffee.

Eine Mahlzeit von mindestens 5.000 Kalorien. Damals packte ich aber so eine Riesenportion einmal in der Woche noch leicht. Es war auch üblich, zum Essen Weinschorle zu trinken (in diesem Fall bester Riesling-Wein gemischt mit 50% Mineralwasser).

Der „Regionalfürst“ war schon 75 Jahre alt und hatte nie unter 300 Blutzucker.

Es interessierte ihn nicht. Einmal musste ich morgens hinfahren, weil die Ehefrau einen Hexenschuss erlitten hatte und eine Spritze wünschte.

Er saß vergnügt beim Frühstück und hatte sich gerade eine gewaltige Scheibe des eigenen Hausmacherbrots mit messerrückendick Butter und einem Berg selbst gekochtem Erdbeer-Mus mit Fruchtstücken zubereitet.

Als ich dachte, er würde jetzt hinein beißen, nahm er noch den Zuckerstreuer und schüttete reichlich Zucker darüber.

Mir entfuhr: „Ja sind Sie verrückt geworden, Sie sind doch zuckerkrank!“ Aber er entgegnete gelassen: „Nur wegen dem Geschmack und sterben müssen wir alle!“

Drei Jahre später war es dann so weit und das wöchentliche Gratis-Festmahl endete.

Angesichts der heute weit verbreiteten medizinischen Hysterie, der häufigen Behandlung mit Drohungen und Angst machen und bürokratischen Kontrollen, den ständigen technischen Untersuchungen ohne Sinn, denen die Patienten ausgesetzt sind und die sich viele leider gefallen lassen, empfinde ich noch heute viel Achtung für diesen Charaktermenschen.

Einmal kam anfangs in eine Außensprechstunde ein etwa 12-jähriger Knabe, es waren noch Schul-Sommerferien.

Er legte einen Zettel vor, auf dem stand Name, Vorname mit Adresse, Geburtsdatum, die Krankenkasse und: „zwei Wochen krank“.

Er sagte, das sei für seinen Bruder. Die Frage, warum dieser nicht selber käme, beantwortete er so: „Der ist doch schon in Mallorca!“

Auch am Anfang, ging einmal eine Außensprechstunde Freitagabend sehr lange, weil über 30 Leute gekommen waren.

Zu allem Überfluss kam zum Schluss noch eine Frau, der ihr Hund aus der Hand ein Haut-Triangel gerissen hatte, was man chirurgisch versorgen musste. Eine reine offene Behandlung, z. B. mit einem Jod-Salben-Verband, war hier nicht möglich

In Tier- und Menschenbissen war ich aus Afrika hoch erfahren.

Ich bat sie nach der Sprechstunde hinter mir her zu fahren in die Praxis zum Nähen.

Gegen 22:00 Uhr waren wir da und ich musste erstmal örtliche Betäubung, Nahtmaterial, Handschuhe und Besteck suchen, dann fing ich an zu operieren.

Die Türen und Fenster standen offen, die Lichter waren an, es war Juli und noch sehr warm.

Da hielt unten auf der Hauptstraße ein Auto und jemand sprang eilig die Treppen zur Praxis hinauf, ich machte mich gedanklich auf den nächsten Notfall bereit.

Hart schnaufend kam eine junge Frau hereingesprungen und sagte, noch völlig außer Atem: „Ich habe noch Licht gesehen, ich brauche eine Überweisung zum Frauenarzt!“

Als ich ihr beschied, am Montag ab 8 Uhr könne sie die bekommen, wenn wir wieder normal geöffnet hätten, sagte sie:

„Wirklich, Sie wollen mir keine geben?“- „Ja, wirklich, ich will Ihnen keine geben.“- „Aber Sie können mir doch eine geben?“- „Jetzt eben nicht, ich sitze hier mit Handschuhen und nähe eine Wunde, das sehen Sie doch, gehen Sie jetzt bitte endlich!“

Bevor sie endlich abhaute, schrie sie dann: „Das hätte es bei dem alten Doktor nicht gegeben, da musste man nicht warten“.

Das war pure Realsatire und wenn ich nicht so „erschossen“ gewesen wäre, hätte ich vielleicht gelacht.

Die Praxis lief trotz der kleinen Widrigkeiten vom ersten Tag an hervorragend. Das ist bis heute so geblieben.

Langsam beginne ich mittlerweile nachzudenken über die Gestaltung meines Ruhestandes. So ein Fossil, wie mein Vorgänger, will ich eigentlich nicht werden, obwohl mir die Arbeit immer noch viel Spaß macht.

Natürlich sollen meine Kinder vorher erst auf eigenen Füßen stehen können.

Ein Verkauf der Praxis ist unwahrscheinlich geworden, es gibt leider keine Bewerber.

Die Politik hat trotz seit Jahren angestimmter Beteuerungsoperetten die Hausärzte, vor allem die Landärzte, am langen Arm verhungern lassen, nur für die Hightech-Medizin ist Geld da. Die Patienten sind unwichtig geworden und fühlen sich verloren, obwohl die Kosten stetig steigen. Der Patient müsste wieder in den Mittelpunkt und es müsste sich an seinen wahren Bedürfnissen orientiert werden. Vieles, was geschieht, geschieht über seinen Kopf hinweg. Mit bürokratischer Vergewaltigung und juristischen Einverständniserklärungen ist das Dilemma nicht zu lösen, sondern nur mit Zuhören. Das geht aber nur mit einer guten Basisversorgung durch Hausärzte und die ist weitgehend zerstört.

*Auch geachtete und verdiente Politiker reden manchmal vermeintlich Unsinn. Zum Beispiel sagte der Altkanzler Helmut Schmidt einmal, wahrscheinlich ironisch: „Wer Visionen hat, der sollte zum Arzt gehen!“ Das wurde gleich ernst genommen und verbreitet. Wenn es eine ernsthafte Aussage gewesen wäre, hätte es richtig gar nicht Visionen, sondern Halluzinationen heißen müssen, die Hirngespinnste bei Geisteskrankheiten sind.*

Visionen sind etwas sehr Positives und Wünschenswertes, nämlich Zukunftsideen.

Wir brauchen eine Vision, wir brauchen einen Ruck nach vorne, denn es gibt etwas Besseres. Das Bessere war schon immer der Feind des Guten. Wir könnten Umdenken und die Vision der neuen Ich-Revolution umsetzen.

## **Anhänge**

### *Inhalt der Anhänge*

#### Anhang A:

Was ist Neurose bzw. Psychose? (Auszug aus meiner Praxis-Homepage)

#### Anhang B:

Über meine Praxisjahre könnte ich Bücher schreiben. Wer Näheres darüber erfahren will und meine konkrete Sicht des deutschen Gesundheitswesens und meine Verbesserungsideen, kann hier Details lesen.

#### Anhang C:

Am Ende möchte ich aus dem reichen Erfahrungs-Schatz, an wen es interessiert, noch ein paar lustige und/oder bizarre, in jedem Fall erstaunliche, Anekdoten, Begebenheiten und Behandlungen meiner Praxisjahre erzählen.

#### Anhang D:

Vorschlag für die, die weiter auch beten wollen.

## **Anhang A:**

### Was ist Neurose bzw. Psychose?

Was ist „Neurose“?

Neurosen sind lebensgeschichtlich erworbene seelische Fehlverarbeitungen von Erlebtem, können in jedem Lebensalter entstehen, zu neunzig Prozent geschieht dies jedoch in den ersten sieben Lebensjahren. Einzelereignisse können Auslöser sein, aber auch belastende Lebensphasen. Unbewusste Gefühlshaltungen, die einmal erlernt wurden oder die man sich angewöhnt hat, wie zum Beispiel Ordentlichkeit, Perfektionismus oder Selbstaufopferung oder deren Gegenteil, die aber übertrieben und unpassend sind in der neuen Lebenssituation, führen zu Problemen. Neurotiker haben häufig eine Selbstliebestörung. Andere Neurotiker wollen ständig anderen Gutes tun, weil sie es für sich selbst nicht schaffen und opfern sich auf. Wieder andere führen ein von ihren Gefühlen so stark entferntes Leben, dass sie äußere Dinge stark betonen müssen, also auffallen müssen durch Aussehen und Gehabe, was in unserer westlichen Gesellschaft zur Zeit sprunghaft zunimmt.

Was ist „Psychose“?

Psychosen sind hirnganisch bedingte Störungen, die oft eine genetische (Erb-)Komponente haben. Sie hängen in ihrer Manifestation, wie auch die Neurosen, oft von Belastungen ab. Der Beginn liegt früher als bei den Neurosen, nämlich zwischen 15 und 30 Lebensjahren. Es gibt leichte Fälle, die wenig auffallen und den Alltag meistern, aber auch Geisteskrankheiten, die so schlimm werden, dass sie stationär behandelt werden müssen. Die Realität wird ganz, teil- und/oder phasenweise verlassen, es kommt zu einer Sprunghaftigkeit und Vermischung der Gedanken, man nennt es „Verlust des roten Fadens“, es werden seltsame inadäquate Äußerungen gemacht oder dauergeredet („Danebenreden“), manchmal pausenlos und tagelang, bis hin zu Illusionen, Halluzinationen und Fehlhandlungen.

## **Anhang B:**

Über meine Praxisjahre könnte ich Bücher schreiben. Wer Näheres darüber erfahren will und meine konkrete Sicht des deutschen Gesundheitswesens und meine Verbesserungsideen, kann hier Details lesen.

Nach der Prüfung zum Facharzt für Allgemeinmedizin kam eine umfangreiche Weiter- und Fortbildung, die bis heute weiterläuft.

Es blieb mir nichts anderes übrig, da von Anfang an viele psychisch und psychosomatisch kranke Patienten regelrecht zu mir strömten, besonders auch depressive Menschen, es ergab sich ein Schwerpunkt darin.

Weiterbildung ist, was in der Weiterbildungsordnung der Landesärztekammern steht. Dort sind, in jedem Kammerbereich anders, ärztliche Weiterbildungen formell inhaltlich und organisatorisch gegliedert festgelegt.

Fortbildung ist die Pflege und Entwicklung des Weiterbildungsniveaus.

Meine Schwerpunkt-Behandlungsmethode ergibt sich aus der Schaffung einer längeren intensiven Zusammenarbeit und maßgeschneiderten Interaktion mit jedem Patienten, besonders gestützt auf die Ausbildung in moderner Hypnose nach Milton Erickson.

Die darauf basierende tiefenpsychologische psychotherapeutische Autosystemhypnose nach Götz Renartz ist die Krönung dieser Verfahren.

([www.deutsche-autosystemhypnose.de](http://www.deutsche-autosystemhypnose.de) )

„Unter die Räuber gefallen“ kam ich mir vor wegen der Rahmenbedingungen als niedergelassener Arzt.

Anfänglich kann man die einzelnen zuständigen Körperschaften des öffentlichen Rechts, Ämter und Behörden kaum unterscheiden (Kassenärztliche Vereinigung, Kassenärztliche Bundes-Vereinigung, Bezirks-, Landes- und Bundesärztekammer, Deutscher Ärztetag, Gemeinsamer Bundesausschuss, Zulassungskommission, Widerspruchsausschuss, Privat-, RVO- und Ersatzkrankenkassen und deren verschiedene Gebührenordnungen, Bürgerliches, Sozial- und Strafbuch, Berufsgenossenschaft, Weiterbildungsordnung, Virchow-Bund, Hartmann-Bund, Bundesverband der Praktischer Ärzte, Freier Allgemeinärzteverband, Bund der niedergelassenen Ärzte).

Viele verschiedene Gebührenverzeichnisse: GOÄ – Gebührenordnung Ärzte, BG-GOÄ und EBM - einheitlicher Bewertungs-Maßstab (privat, berufsgenossenschaftlich und gesetzlich – früher doppelt für Ersatz – und RVO-Kassen), da-

zu Sonderbestimmungen für öffentlichen Dienst (Post, Bahn, Polizei, Beamte, Zivildienst, Bundeswehr - alles unterschiedlich) sind zu beachten.

„Kunden“ des Sozialamts mussten extra abgerechnet werden, Budgetgrenzen, Berentungs- und Rehabilitationsvorschriften der Rentenversicherung, Weiter-, Fortbildungs- und Wirtschaftlichkeitspflichten, Heil- und Hilfsmittelkataloge beachtet werden und, wenn man alles richtig machte, wurden vielleicht Kürzungen und Regresse vermieden.

Sicher habe ich noch einiges vergessen.

Es hat einmal jemand die ganzen Gesetze, Vorschriften und Unterlagen gewogen, die ein niedergelassener Arzt beachten muss, es waren 7 Kilo, die sich obendrein ständig ändern.

Eine Stimme sprach zu mir aus dem tiefen Chaos: „Fürchte dich nicht, es hätte schlimmer kommen können.“

Drei Jahre nach meiner Niederlassung, ab 1993, galt dann das Bundessozialgesetzbuch Fünf (SGB V) und es wurde viel schlimmer.

Ich musste danach vor allem dem Sozialgesetzbuch dienen und das mehr, als mir mein Wissen und Gewissen gebot.

Patienten wurden allmählich Störfaktoren im Gesundheitssystem und immer unbedeutender.

Im SGB V wird gefordert (an mehreren Stellen) wirtschaftlich, ausreichend, notwendig und zweckmäßig zu verordnen.

Was darunter zu verstehen sein soll, ist ausführlich beschrieben, aber hochbürokratisch, unverständlich und schwierig umzusetzen. Obendrein wird regelmäßig, oft schon nach 6 Monaten, wieder etwas geändert.

Es bedeutete, dass Einzelfallentscheidungen, die vorher erlaubt und sehr sinnvoll waren, weil hierdurch ein gewisser Spielraum für menschliche Entscheidungen entstand, ohne die es eigentlich nicht geht, zum Wegfall kamen.

Alles wurde in ein „enges Korsett gezwungen“ – juristisch perfekt ausgeklügelt, aber voller Nachteile und unmenschlich für die Betroffenen.

*Dabei ist die Einheit der Rechtsordnung im Gesundheitswesen schlicht nicht vorhanden.*

*Der Arzt muss sich täglich entscheiden, welche Gesetze er gerade wieder befolgt und welche er verletzt. Jeder steht ständig mit einem Bein im Gefängnis – es ist ein Skandal.*

*Wer sich an das Sozialgesetz hält, verletzt das Bürgerlichen Gesetzbuch, den § 276. Im sogenannten „Sorgfaltparagraph“ steht sinngemäß: Jedem Patienten steht das gerade bestmöglich Verfügbare zu.*

*Das SGB V aber verlangt eindeutig die Rationierung (im Politiker-Speak: Rationalisierung) mit der weiteren Folge der andauernden Verletzung des Strafbuch durch fahrlässige Körperverletzung wegen Unterlassens.*

*Allerdings müsste der Patient jeweils dafür den Arzt bei jedem Einzelfall verklagen, was nur extrem selten geschieht.*

*Wer das SGB V nicht einhält, kann seine Praxis bald schließen, weil er unwirtschaftlich handelt, Regresse bekommt und seine Kassenzulassung verlieren kann.*

*Könnte ein Grund der Misere darin liegen, dass in unseren Parlamenten 2/3 aus der bürokratischen „Kaste“, aus Beamtenschaft und dem öffentlichen Dienst kommen, wobei die meisten Lehrer sind? Sollte nicht etwas geändert werden?*

*Ist das System wirklich demokratisch oder ist es nur noch pseudo-demokratisch? So, wie es heute läuft, ist kein guter Querschnitt der Bevölkerung abgebildet. Auch in den Parteien läuft es immer mehr so, dass sich an die Spitze „besondere Sorten“ schaffen, die oft weit entfernt von dem „normalen“ Lebensgefühl stehen.*

*Auch Leute mit Kindern haben keine Chance zu echter politischer Beteiligung, hier wäre es zu überlegen, ob die Eltern für jedes Kind eine zusätzliche Wahlstimme bekommen sollten.*

*Schon gar nicht ist der Mittelstand, der den Staat „trägt“, weil auf ihm die Hauptlast der Steuern liegt, fair repräsentiert. Staatsbedienstete fallen zurück auf ihren gesicherten Job, falls es nicht klappt, Selbständige z. B. haben hier große Nachteile und fallen in ein Loch, wenn sie nicht wieder gewählt werden. Sie haben es viel schwerer, sich politisch zu engagieren.*

*Die Verbohrtheit und Rücksichtslosigkeit beim Durchsetzen der Ideologien jeder Richtung nimmt zu und steht sich, auch weltweit, in nichts nach, unabhängig davon, ob sie politischer, religiöser, wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Art sind, ob sie als Politiker, Bürokraten, Wissenschaftler, Juristen, Theologen in Gewändern des Mittelalters oder Terroristen mit der Kalaschnikow daher kommen – wir sollten endlich die Schnauze davon voll haben.*

*Denn jeder weiß eigentlich genau, was richtig ist, in seinem Inneren, seinem Bauchgefühl, für ihn selbst und die anderen, er muss sich nur darum bemühen, es zu erkennen und „umzudenken“, um nicht weiter „in den Tag hinein zu leben“.*

In den politischen Strukturen gibt es eine Fülle narzisstisch gestörte Selbstdarsteller und Karrieristen, kein leichtes Problem. Besonders in den höheren Gremien sind überall überwiegend Apparatschiks und Bonzen unterwegs. Leider

trifft dies auch z. T. auf die ärztliche Selbstverwaltung und für die Verwaltungen der Krankenkassen zu. Die KV Baden-Württemberg hatte 5 Vorstandsmitglieder (wurde jetzt auf zwei reduziert). In Bayern soll z. B. die AOK zeitweise sieben Direktoren gehabt haben. Alle bekamen oder bekommen mehr Geld als die Bundeskanzlerin. Das ist nicht normal.

In Verbindung mit immer blödsinnigeren Gesetzen durch eine Reihe sehr inkompetenter Gesundheitsminister wurde das Gesundheitswesen in den letzten 30 Jahren immer mehr verkompliziert, verteuert und leider auch korrumpiert.

*Die Gesundheitsministerin (1998-2001) Andrea Fischer, Grüne Partei, hat im Jahre 2000 verfügt, dass zum Kodieren der Diagnosen die ICD (International Classification of Diseases der WHO – Weltgesundheitsorganisation) eingeführt wird.*

*Seitdem steht z. B. statt Bronchitis „J20.9G“ auf der Krankmeldung.*

*Eine enorme Bürokratisierung, die den Menschen nichts brachte.*

*Andrea Fischer hat manchmal aber auch richtig gelegen, zum Beispiel hat sie die Trennung der Honorierung in einen Hausarzt- und Facharztbereich verfügt und die Austrocknung der Hausarztvergütung durch immer mehr Technik wenigstens verzögert. Diese Trennung ist derzeit in der Diskussion. Man will die Hausarztmedizin billiger machen und an Zentren verlegen, um Geld für noch mehr unnötige technische Untersuchungen zu finden.*

*Die ICD wurde ursprünglich erarbeitet, um die weltweit vorkommenden Krankheiten und Todesursachen zu erfassen, man konnte z. B. „Tod durch Krokodilbiss“ codieren.*

*Dafür fehlten sämtliche Operationen und auch andere Codierungen sind alltagsuntauglich.*

*Die ICD war und ist, trotz vieler Modifizierungen, ungeeignet für den Zweck, für den sie hier eingesetzt wurde, was von Anfang an sogar jeder wusste.*

*Im ICD-Gesetz stand, es werde ein Institut errichtet zur Auswertung der Codierungen zur Verbesserung der ärztlichen Qualität. Das gibt es bis heute, 12 Jahre später, nicht.*

*Der wahre Hintergrund der Einführung war der Wahn der Bürokraten, der Rotstiftartisten, für die verbesserten Kontrollmöglichkeiten.*

*Per Computer konnte auf Mausclick jetzt genauer und schneller erfasst werden, was in den Gesundheitseinrichtungen geschieht.*

*Der Arzt und Patient können seitdem hin- und rückwärts besser geprüft und kontrolliert werden, jeder Handschlag, natürlich besonders die Abrechnung, gleichzeitig wird vernünftige Arbeit erstickt, zu Lasten der Patienten.*

*Auch die Krankenkassen werden heute nach codierten Krankheiten aus einem Fonds (gebildet aus den Versicherten-Beiträgen und Zuschüssen) bezahlt und es gibt ständig schwere Auseinandersetzungen deswegen.*

*Viele heutige Auswüchse, die die Patienten eher schädigen, wurden so ermöglicht.*

*Z. B. die DMP (Disease Management Programs), wo chronisch kranke Patienten jedes Quartal gequält werden mit unnötigen Untersuchungen – klar ist, dass angeblich nachgewiesen wurde, wie gut es sein soll.*

*Z. T. kam es zu extremen Auswüchsen: Wegen der ICD sollten die Hausärzte, die schon lange am meisten unter der Bürokratie stöhnen, u. a. gezwungen werden, bei der Zuckerkrankheit in über 400 unterschiedlichen Schweregraden zu kodieren, was aber verhindert wurde durch Demonstrationen.*

*Insbesondere wegen solcher Bürokratenfaxen finden Landpraxen keine Nachfolger und sterben immer mehr aus, wie bereits angeführt, die Finanzen sind nicht der Hauptgrund.*

*Ungefähr ein Drittel der jetzigen Hausärzte (2012) wird bis 2020 das Ruhestandsalter von 65 Jahren erreichen.*

*Die Lösung zur Versorgung arztverwaister Landkreise soll angeblich die Wiedereinführung der „Polikliniken der ehemaligen DDR“ sein oder die Ausbaue der MVZ (Medizinische Versorgungs-Zentren) oder „rollende Praxen“.*

*Dann wird es nur noch wohnortferne, oberflächliche und unpersönliche Basisversorgung geben im Schichtsystem, die Nöte der Patienten werden sich potenzieren.*

*Nicht nur den Landärzten, auch immer mehr kleinen Krankenhäusern „geht finanziell die Luft aus“, deren Organisation erodiert, denn die Mitarbeiter sind überlastet und überfordert, und werden geschlossen, weil sie wirtschaftlich nicht mithalten können.*

*Das heutige DRG-Abrechnungs-System (Diagnosegruppenabrechnung) führt allmählich immer mehr dazu, dass große Krankenhäuser, besonders Universitätsklinika, die sich extra Abteilungen zur betriebswirtschaftlichen Optimierung leisten können, immer neue Methoden entwickeln, um das Diagnose-Findungs-Rad immer schneller rattern zu lassen.*

*Parallel werden lukrative Diagnose- und Therapieverfahren nach betriebswirtschaftlichen Kriterien ausgeweitet, weitgehend entkoppelt von den Bedürfnissen der Menschen.*

*„Blutige Entlassungen“ sind an der Tagesordnung: „Herr Doktor, bitte kommen Sie, ich habe meine Frau gerade aus dem Krankenhaus geholt und da tropft Blut heraus“, sind zu einer Alltagserscheinung in den Praxen geworden.*

*Das fehlgesteuerte und kommerzialisierte Gesundheitssystem beginnt aber schon länger „an den Nähten zu platzen“ und es kann nicht mehr so weiter gehen.*

*Eine angebliche Verbesserung und Steuerungsmöglichkeiten durch die Einführung einer elektronischen Patientenkarte und die Voll-Digitalisierung der Medizin ist eine Illusion und wird die Menschen ohne direkten Nutzen noch mehr gängeln und kontrollieren.*

*Es ist ein etwa 10 Milliarden teurer Irrweg. Auch der Datenschutz wird niemals funktionieren, obwohl das Gegenteil beteuert wird. Patienten und Ärzte werden noch gläserner dastehen.*

*Es ist Unsinn, wenn ständig behauptet wird, dass die Versorgung dadurch besser würde.*

*Wem nützt es, wenn jeder Pups auf der Karte abgelegt wird? Zumal die Zeit fürs Einpflegen und Einlesen an der Patientenzeit fehlt.*

## **Anhang C:**

Am Ende möchte ich aus dem reichen Erfahrungs-Schatz, für die, die es interessiert, noch ein paar lustige und/oder bizarre, in jedem Fall erstaunliche, Anekdoten, Begebenheiten und Behandlungen meiner Praxisjahre erzählen.

### **Kur gewonnen!**

Gerade als ich vor knapp einem Viertel Jahrhundert meine Praxis übernommen hatte, wurde als Vorsorgemaßnahme die „Gesundheitsuntersuchung“ eingeführt. Die Kassen verschickten damals Gutscheine an die Patienten.

Beim Routine-Hausbesuch bei einem 95-jährigen Patienten im November wendelte der mit dem Gutschein und rief: „Ich habe eine Kur gewonnen!“

Ich erklärte es ihm und sagte, das reiche ja noch im Frühjahr, da die Infrastruktur meiner Praxis noch unterentwickelt und dafür eine Blutentnahme beim Hausbesuch erforderlich sei.

Er aber sagte: „Im Frühjahr lebe ich vielleicht nicht mehr, ich will das jetzt!“

So wurde er einer der ersten Patienten, die damit beglückt wurden.

Im Februar, drei Monate später, starb er in einer Winternacht tatsächlich.

### **Der beste Arzt der Welt!**

Als ich einmal in unserem Dorfladen ein belegtes Brötchen kaufte, begrüßte mich eine ältere Patientin überschwänglich und sagte dann: „Ich habe den besten Arzt der Welt!“

Mit stolzgeschwellter Brust richtete ich mich auf und wollte gerade antworten. Aber dann kam: „Der Herrgott.“

### **Anorexia nervosa (Magersucht)!**

Ich musste beim Anblick an den Suppenkaspar denken mit seinen Streichholzgliedmaßen:

„Am sechsten Tag wog er noch ein Lot, am siebten war er tot.“

Sie kam direkt aus der stationären Jugendlichen-Psychiatrie der Universitätsklinik. Die Eltern hatten sie dort gegen ärztlichen Willen abgeholt und zu mir gebracht.

Sie war 4 Wochen dort, alles wäre schief gelaufen, sie hatte drei verschiedene Ärzte nacheinander wegen Urlaub und Krankheiten, man setzte ihr versehentlich

das falsche Essen vor, für bereits Fortgeschrittene, vor dem sie stundenlang sitzen musste.

Sie verweigerte irgendwann alles, auch die angedrohte Infusionstherapie und wollte einfach nur noch sterben, es ginge dort nichts mehr.

Anfänglich war sie scheu und wirkte seelisch tief verwundet.

Sofort wurde klar ersichtlich: Sie hatte, wie meistens bei der Magersucht, eine schwerste Selbstliebestörung und kein Selbstbewusstsein, fand sich dumm, fett und hässlich.

Mit Hilfe der Autosystemhypnose, die wir sofort begannen, wurde es allmählich besser. Nach einem guten Jahr, jetzt 17 Jahre alt, machte sie ihren Auto-Führerschein und wog über 50 kg. Sie war völlig stabilisiert und überraschend lustig, sagte Bemerkenswertes:

„Kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie man so blöde sein kann, wie ich war“.

### Fibromyalgie!

Eine 69-Jährige kam mit schwerster Fibromyalgie („Weichteil-Rheuma“) zu mir. Seit über 15 Jahren war sie bei vielen Spezialisten in Behandlung und hatte einen Berg Medikamente, die sie täglich einnehmen sollte, aber verabscheute.

Nach einem „normalen“ Leben mit Heirat, drei Kindern und eigenem Hausbau war sie in den Wechseljahren immer mehr dekompenziert. Sie war ein totales, auch herzkrankes, Wrack.

Nur ihr ausgeprägter christlicher Glaube hatte bisher ihren Selbstmord verhindert.

Es dauerte über fünf Jahre, bis sie weitgehend gesund wurde und es war nicht einfach.

Das Hauptproblem war, dass sie auch wichtige psychotrope Medikamente anfänglich immer reduzierte oder sogar weg ließ, wenn es etwas besser ging.

Sie hatte einfach vorher mit Medikamenten zu viele negative Erfahrungen gemacht.

*In solchen schweren, psychosomatischen Fällen sind in den ersten Jahren üblicherweise immer 3-5 große Rückfälle mit schwersten krisenhaften Zuspitzungen zu erwarten, für die der Therapeut gewappnet sein muss.*

*Man muss den typischen Schwankungen unbedingt richtig entgegen treten und ständig über phasenadäquate Anpassungen nachdenken, da ansonsten der endgültige Erfolg gefährdet wird, da die Patienten in Krisen oft „abspringen“, weil sie das Empfinden entwickeln können, es sei ohnehin alles sinnlos.*

*Phasengerecht zu arbeiten, ist generell bei allen Seelenbehandlungen essenziell.*

*Eine sinnvolle Behandlung ohne Medikamente, mindestens Antidepressiva und Neuroleptika („Nervenverzärtler“), die beide nicht süchtig machen, ist in der Regel undurchführbar.*

*Erschwerend ist immer, dass die Patienten oft seit Jahren vorher Massen von z. B. Schmerz- und Schlaftabletten mit vielen Präparatewechsellern und schlechten Erfahrungen hinter sich haben, die bei längerer Gabe in psychosomatischen Fällen weitgehend wirkungslos sind.*

*Eine wahre Katastrophe ist es, wenn Patienten mit zu langer Gabe von „Schlaf-tabletten“ quasi „angefixt“ wurden, die nur zur Krisenintervention bei einer Kurzzeitgabe helfen.*

*Das sind die Medikamente der Valiumgruppe (Benzodiazepine, z.B. Lexotanil®, Tavor®) oder deren Nachfolgepräparate („Z-Substanzen“, z.B. Zoldem®, Zopiclon®).*

*Nach spätestens drei Wochen lösen sie selbst Schlafstörungen aus und machen obendrein süchtig.*

*Viel schlimmer aber ist, dass hierdurch alle Gefühle „wegbetoniert werden“, die schlechten und die guten, die Dauergabe verursacht schwerste Funktionsstörungen und chronische Verläufe der Krankheiten. Nach meiner Meinung begünstigen sie auch letzten Endes über die Ramponierung des Immunsystems Krebs.*

Ursache der Fibromyalgie war eine schlimme Traumatisierung in der Jugend. Heute nimmt sie nicht mehr fünfzehn verschiedene Tabletten, wie damals, sondern genau drei, eine Herztablette, eine Schilddrüsentablette und ein Antidepressivum. Wenn man das letztere weglässt, gehen nach etwa 4 Wochen langsam die alten Schmerzen wieder los.

Eine vollständige Restrukturierung des Gehirns als Folge der Veränderungen durch die erlittene posttraumatische Belastungsstörung konnte hier nicht mehr erreicht werden.

Daher geht es nicht ohne Dauergabe eines Antidepressivums.

### Hühnerfleisch-Allergie!

Ein Schüler bekam immer Asthma-Anfälle, wenn er Hühnerfleisch aß. Da er ein großer Basketballspieler ist, störte ihn das sehr.

Nach einer einzigen Behandlungsstunde mit einem völlig unbewussten modernen Hypnose-Verfahren der tiefenpsychologischen Autosystemhypnose ist es verschwunden.

Danach fuhr die Familie in einen Ägyptenurlaub, was ich nicht wusste.

Dort gab es fast täglich Huhn und der Urlaub wäre ohne die vorherige Behandlung schlimm gewesen.

Als er Jahre später Abitur machte, fing es wieder damit an und wir mussten noch eine weitere Sitzung machen.

Entmündigung!

Zu jedem Quartalsanfang kam er in die Außensprechstunde gelaufen, um sich den Blutdruck messen zu lassen und ein Rezept über 100 Stück Blutdrucktabletten abzuholen, sonst nie.

Täglich sollte seit Jahren morgens eine Tablette genommen werden.

Der Blutdruck war bei uns immer zu hoch, er verweigerte aber eine bessere Medikation, da er diese Tablette schon zu Zeiten meines Vorgängers bekommen hatte, vom Internisten in der Stadt und „der wisse schließlich, was richtig sei“.

Da erhielt ich ein Schreiben des Vormundschaftsgerichts und wurde gebeten, an einem Außentermin teilzunehmen, die Schwiegertochter hatte seine Entmündigung beantragt.

Es erschien eine junge Richterin. Zusammen mit ihm und der Tochter saßen wir zu viert am Küchentisch.

Während der Prozedur fielen mir hinter den Scheiben des Oberteils des Küchenschrankes auf einmal eine Menge weiß-roter Arzneipackungen auf. Ich stand auf und fragte, ob ich mal nachsehen dürfe.

Es fanden sich 35 unberührte 100er Packungen des besagten Blutdruckmittels.

Zur Rechtfertigung sagte er: „Ich habe es mir halt die ganzen Jahre verordnen lassen, dass alle zufrieden sind, aber das Giftzeug nehme ich nicht“.

Generalisierte Angststörung mit Panikattacken, Somatisierungsstörung!

Die Patientin (39 J.), aus 20 km Entfernung, war zwei Wochen stationär in der Uniklinik Abt. Klinische Medizin und Psychosomatik, bevor sie zu mir kam, entlassen mit einer Empfehlung zur ambulanten Psychotherapie.

Sie konnte nicht allein sein, nicht allein Auto fahren und nicht den Haushalt versorgen.

Erkrankte im Urlaub am zweiten Tag, zunächst Magen- Darmkrämpfe, dann Atemnot, Abbruch des Urlaubs und Rückflug, sofort stationär.

Es waren Panikattacken mit Krämpfen und Hyperventilation, nachdem sie schon lange diffuse Ängste, Reizmagen und -darm und Wirbelsäulenverspannungen hatte, sich aber noch nie deswegen in einer größeren Behandlung befand.

Sie war ein tiefenpsychologisches Naturtalent, symbolisierte in Trance sehr schnell und positiv und saugte die Übungen der psychotherapeutischen tiefenpsychologischen Autosystemhypnose regelrecht auf.

Ursache (neurotischer Hintergrund) der Beschwerden, durch Spontanregression (die Leute sagen plötzlich mitten in der Trancearbeit, was die Ursache ist) entdeckt: Krankenhausaufenthalt im zweiten Lebensjahr wegen „Bauchweh“, damals gab es kein „Rooming in“, die Eltern waren 6 Wochen nur durch die Scheibe zu sehen gewesen.

Dadurch kam es zum Entstehen einer Art Verlassenheits- (fast schon) Wahns. Seitdem, zur Kompensation des inneren Leids, opferte sie sich auf, immer „gutes, braves Mädchen“ mit ständigem Dienen, alles „ganz normal“. Sie hatte unter einer schweren Selbstliebestörung und einem Mangel an Selbstbewusstsein zu leiden.

In der 4. Behandlungsstunde, nach 10 Tagen, schaffte sie das völlig unbewusste Verfahren. Danach war sie schlagartig symptomfrei, wie man einen Lichtschalter ausknipst.

Sie konnte sofort wieder allein Auto fahren und selbstständig den Haushalt machen. Nach zwei weiteren Wochen wollte sie wieder arbeiten.

Poststationärer Kontrolltermin in der Uniklinik (ohne mein Wissen – ich erfuhr es erst, als ich den Brief bekam) 14 Tage nach Entlassung, dort einiges Erstaunen: „Sind Sie wirklich selbst hergefahren?“. Der Professor wurde herbeigeholt, im Brief stand salbungsvoll: „...sind gerne bereit, sie jederzeit wieder stationär aufzunehmen...“).

Dort konnte man es nicht begreifen, was geschehen war, und kratzte sich am Kopf.

Die psychotherapeutische tiefenpsychologische Autosystemhypnose hat die Gestade unserer Universitätsklinik leider bis heute nicht erreicht.

Gesamte Behandlungsdauer 12 Sitzungen in 5 Monaten, bis heute (jetzt 9 Jahre) gesund.

**Panikattacken, Flashbacks!**

7 Jahre alt, Erstklässlerin, nach einem Überschlag mit dem Auto dekompenziert, hatte keine körperlichen Verletzungen, dann nachts Flashbacks mit Schreikrämpfen.

Die Kinderpsychiaterin hatte Neuroleptika-Tropfen verordnet und gesagt, es würde sich schon legen. Tat es aber leider nicht, es wurde schlimmer, zuletzt jede Nacht mehrfaches Aufwachen und Schreien. Ging zuletzt schon 2 Monate nicht zur Schule und zuletzt überhaupt nicht mehr aus ihrem Zimmer.

Die Fahrt zu mir war nicht einfach, danach klammerte sie sich im Treppenhaus schreiend ans Geländer.

Nachdem sie 40 Minuten „Zirkus“ gemacht hatte, ging sie doch in Trance, nachdem ich ihr die Vorstellung suggeriert hatte, sie würde ihren Hasen „Hopsi“ streicheln, der wirklich zu Hause vorhanden war.

Mehrfach hatte ich vorher schon ans Aufgeben gedacht.  
Danach erfolgte eine atypische, sehr improvisierte Behandlung mit hypnotischer Lösungs-Symbolarbeit, die nach etwa 30 Minuten erfolgreich endete.

Sieben Jahre später überraschte mich die Familie und besuchte mich.  
Nach der einen Behandlung sei alles wie weggeblasen gewesen, sie blieb völlig gesund und fröhlich, hat sogar noch das Schuljahr geschafft.  
Sie lächelte nur, war jetzt 14 Jahre alt und konnte sich an nichts mehr erinnern.

### Reizhusten!

Frau 73 J., Witwe seit längerer Zeit, aus 200 km Entfernung, anscheinend früher glückliche Ehe, kinderlos, wirkte sehr gepflegt und gebildet.  
Seit Jahren Reizhusten, der ständig zunahm, konnte jetzt nicht mehr schlafen deswegen seit etwa 6 Wochen, alle 5 Sekunden hustet sie, auch in meinem Wartezimmer.

Keine sonstigen Krankheiten, keinerlei Medikamente, Nichtraucherin, viele fachärztliche und alternative Therapien waren seit 10 Jahren erfolglos.

Nach „Ziehen aller Register“, nach etwa 30 Minuten, Trancebeginn, schaffte völlig unerwartet völlig unbewusstes Verfahren, parallel schon in der Trance kaum noch Husten.

Sechs Wochen nach meiner Behandlung war es fast weg. Längste Dauer ohne jeglichen Husten 16 Stunden, wie sie am Telefon sagte, sie könne wieder gut schlafen.

### Schwerer chronischer Tinnitus!

Ein 36-jähriger Lehrer, Privatpatient, der seit 8 Jahren wegen eines schweren Tinnitus (quälende Ohrgeräusche) sämtliche erdenklichen Behandlungen gemacht hatte, viele Infusionen, jahrelang Chirotherapie wegen WS-Syndromen, verzweifelt und latent suizidal.

Es kam in der Trancearbeit heraus, dass sein verursachendes tiefenpsychologisches Denkkonstrukt das Gefühl einer Teilschuld am Judenmord der Deutschen im Dritten Reich war. Das entstand in seinem 15. Lebensjahr und er wälzte es seit Jahren. Er war auf einer Jugendfreizeit der Kriegsgräberfürsorge, dort wurde viel über das Dritte Reich diskutiert, man war quasi kollektiv auf einer Art „Sühnetrip“, bei ihm „verhakte“ es sich.

Nach Aufdeckung des Schuldkomplexes wurde das Problem Tinnitus in Trance gelöst in zwölf Sitzungen.

Aber nach 6 Monaten traten plötzlich Drehschwindelattacken auf.

In seinen Autosystemhypnose-Übungen hatte er es bearbeitet und herausgefunden, dass er deswegen nochmals 5 Sitzungen bei mir machen sollte.

Überraschend an diesem Fall ist die völlige Heilung bis heute, jetzt seit über 8 Jahren. Meistens kann man Tinnitus, wenn er so lange bestand, nur lindern, aber nicht heilen.

Wahn a.!

Frau, die „mit einer Bombendrohung zur Sexsklavin gezwungen wurde“. Sie ließ es über sich ergehen, da: „er sonst die Eltern ferngesteuert in die Luft gesprengt hätte“.

Ausführlich schilderte sie mir detailliert die ganzen Sado-Maso-Sitzungen.

Der Täter hätte die nötigen Bomben-Utensilien und Wissen über Funksteuerungen aus dem Jugoslawienkrieg mitgebracht.

Die Polizei hätte ihr nicht geglaubt.

Später stellte sich heraus, dass der angeblich böse Verbrecher sich gar nicht in Jugoslawien versteckt hatte, wie sie angab, sondern sie mit ihm sogar verheiratet gewesen war und der Ex die Mutter der Patientin regelmäßig besuchte, weil die zwei Enkelinnen, gemeinsame Töchter, jetzt 13 und 16 Jahre alt, dort seit Jahren aufgezogen wurden.

Die Patientin selbst lebte mit einem frühpensionierten geschiedenen Beamten in dessen Haus zusammen, der anscheinend auf ihren Atombussen stand und sie seit Jahren aushielt.

Anfänglich sprach sie gut an auf die medikamentöse antipsychotische Behandlung und wurde immer normaler, fragte mich sogar, ob sie es sich nicht doch einbilden würde.

Dann wurde es aber wieder schlimmer. Als ein Bluttest ergab, dass sie die Medikation gar nicht mehr, wie sie vorgab, einnahm, blieb sie nach Konfrontation damit schlagartig weg.

Wahn b.!

Frau, etwa 45 Jahre alt, die altbacken wirkte und keine Schönheit war, kam (überwiesen) und teilte mit, ihr Mann habe das gemeinsame Kind missbraucht, deswegen habe sie sich scheiden lassen müssen. Wegen eines Justizirrtums habe das Gericht das gemeinsame Kind dann dem Vater zugesprochen (lag Jahre zurück), der es danach fröhlich weiter missbraucht hätte.

Auch seine neuen eigenen Kinder aus der zweiten Ehe würde er missbrauchen.

Als sie dann sagte, dass sie den Verdacht habe, auch ihr Chef missbrauche seine Kinder, rief ich den überweisenden Hausarzt an, der mir bestätigte, dass er sie eben wegen dieses Wahns zu mir geschickt hatte.

Auf den Überweisungsschein hatte er nur „zur Hypnose“ geschrieben. Hier fühlte ich mich aber irgendwie genervt und lehnte die Behandlung überfordert ab.

Wahn c.!

Eine 31-jährige Frau wollte morgens eine Einweisung zur Entfernung des Blinddarms, der aber völlig gesund war, weil sie darin die Ursache ihrer Störungen sah.

Sie hatte mit 19 Jahren nach der Abschlussprüfung die erste Psychoseattacke, was mir bekannt war. Dann, nachdem sie Stationsschwester geworden war, kam dann wohl der nächste Schub mit 29 Jahren und deswegen baute sie nur noch Mist auf ihrer Station, bis sie entlassen wurde, ohne dass jemandem aufgefallen war, dass sie krank war.

Jetzt war sie arbeitslos geworden und kam eindeutig mit einem klassischen Vollbild total psychotisch zu mir, schwallte mich ohne Punkt und Komma zu, ohne „roten Faden“

Als ich sie in die Psychiatrie einweisen wollte, wurde sie verbal und körperlich aggressiv und es kam zu einer polizeilich begleiteten Zwangseinweisung.

In der Anstalt riss sie sich zusammen und erzählte, sie kannte sich ja in dem Metier gut aus, ich sei der Verrückte, und habe sie eingewiesen, weil ich sie nicht leiden könne.

Ich sei überarbeitet und habe einen Fehler gemacht.

Sie schaffte es tatsächlich, nicht aufgenommen zu werden.

Danach fuhr sie von dem auf dem Land liegenden Psychiatrischen Zentrum per Anhalter in die Großstadt, legte sich im Zentrum auf die Straße, direkt vor einem großen Kaufhaus, jammerte laut und hielt sich den Bauch. Das Rote Kreuz fuhr sie per Blaulicht mit einem Krankenwagen ins Krankenhaus. Dort wetzten die Chirurgen ohne Zögern das Messer und ihr wurde sofort der Blinddarm entfernt, noch am selben Tag.

Danach erst wunderten sich die Chirurgen und bemerkten langsam die Schizophrenie.

Sie kam dann wieder dahin, wo ich sie zuvor eingewiesen hatte und war dort 3 Monate.

## **Anhang D:**

Zum Umdenken folgende Idee für diejenigen, die nach der Ich-Revolution dann ohne Religion weiterbeten wollen (Vorschlag):

Das Göttliche ist in mir und  
bereichert mein Leben,  
ich bin zufrieden und glücklich und  
werde meinen Gefühlen gerecht,  
als Teil des Universums.  
Meine Seele erhält und nährt mich,  
ich liebe mich, wie ich bin,  
und auch die anderen Menschen.  
Mit Freude lebe ich den Alltag  
und gebe dem Bösen keine Chance.  
Aus innerer Ruhe schöpfe ich  
die ewige Kraft, so zu sein.



## **Dr. med. Udo Saueressig**

- 16.06.1953 Geboren in Mannheim-Seckenheim
- 1960-1964 Grundschule in Mannheim-Almenhof
- 1964-1973 Staatliches Tulla-Gymnasium Mannheim, Abitur
- 1970-1971 Austauschschüler (AFS), Los Angeles, USA, High School Diploma
- 1974-1975 Wehrdienst, Soldat auf Zeit 2 Jahre, Leutnant ab 10/1975
- 1976-1979 Krankenpflegehelfer Rehasentrum Neckargemünd, Innere Abteilung mit Dialyse, Shuntklinik (Prof. Dr. Brittinger), zuletzt Schichtführer
- 1979-1985 Studium der Humanmedizin im Saarland, Heidelberg-Mannheim
- 1979-1983 Taxiunternehmer in Heidelberg
- 1985 Approbation (April), Promotion (Juni, magna cum laude)
- 1985-1988 7/1985 Assistenzarzt in Südafrika (Medical Officer), Cecilia-Makiwane-Hospital, Mdantsane („Ciskei“), Eastern Cape Province bis 10/1988
- 1988 Wehrübungen, Stabsarzt der Reserve der Deutschen Bundeswehr
- 1989 Wehrübungen, Praxisvertretungen, Notdienste im 1. Halbjahr
- 1989 Ernennung zum Oberstabsarzt der Reserve im Februar
- 1989 Weiterbildungsassistent Praxis Prof. Dr. Härter, Reilingen, Juli - Dezember
- 1990 Assistenzarzt am Krankenhaus Rehasentrum Neckargemünd, Innere Abteilung (Prof. Dr. Brittinger), im 1. Halbjahr
- 01.07.1990 Übernahme der Praxis Dr. Zeller, Lobbach-W., Praktischer Arzt
- 1990 Facharzt für Allgemeinmedizin (Dezember)
- 1991 Berechtigung Autogenes Training, Jacobson'sche Relaxation
- 1996 Zusatzbezeichnung Naturheilverfahren, Akupunktur A-Diplom
- 2000 Akupunktur B-Diplom
- 2003 Zusatzbezeichnung Psychotherapie, Wahlfach Hypnose (Ärztammerprüfung 15.1.2003)
- 2004 Zertifikat für Medizinische und Psychotherapeutische Hypnose und
- 2006 Kinderhypnose-Zertifikat, Zentrum für Angewandte Hypnose Mainz
- 2008 Zertifikat Business & Manager Coach (ECA - European Coaching Association)
- 2011 Hypnose Master Diplom ([www.deutsche-autosystemhypnose.de](http://www.deutsche-autosystemhypnose.de))

## **Weiteres:**

- Vorstandsmitglied der Bezirksärztekammer Nordbaden 2007-2015
- Vorstandsmitglied der Ärzteschaft Heidelberg seit 1994
- Vorstandsmitglied Deutscher Hausärzterverband Landesverband Baden-Württemberg 2007-2009
- Delegierter des Deutschen Ärztetages 2002-2006
- Delegierter der Landesärztekammer Baden-Württemberg seit 1998
- Delegierter der Bezirksärztekammer Nordbaden seit 1994
- Ehemaliger Delegierter der Kassenärztlichen Vereinigung Nordbaden
- Mitbegründer (z.T. Vorstandsmitglied) der Nordbadischen Ärzteinitiative 1997-2004
- Weiterbildungsermächtigung Allgemeinmedizin für 36 Monate
- Weiterbildungsermächtigung Naturheilverfahren für 3 Monate
- Akademische Lehrpraxis seit September 2003
- Teilnahme an verschiedenen wissenschaftlichen Studien
- Zertifizierter Qualitätszirkelmoderator

**ISBN 978-3-00-041365-0**